

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

166



Helga Königsdorf: Reise im Winter

Politik mit Biologie

Hilary Allen, Donna Haraway, Verena Stolcke

Gerhard Bauer: Hitlers Heil im Mund seines Volkes
Qualifizierungsoffensive

SPD — SED

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter

Heinz-Harald Abholz (Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Georg Auernheimer (Marburg), Ursula Beer (Bielefeld), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Kuno Füssel (Münster), Karlheinz A. Geißler (München), Helmut Gollwitzer (Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Josef Held (Tübingen), Jutta Held (Osnabrück), Eike Hennig (Kassel), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin), Urs Jaeggi (Berlin), Baber Johansen (Berlin), Heiner Keupp (München), Arno Klönne (Paderborn), Michael Krätke (Amsterdam), Annette Kuhn (Bonn), Thomas Metscher (Bremen), Oskar Negt (Hannover), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Rainer Zoll (Bremen)

Redaktion

Dieter Borgers, Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Birgit Jansen, Peter Jehle, Helga Karl, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Erich Wulff

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Claudia Gdaniec, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Barbara Ketelhut, Nora Räthzel, Eva Stäbler

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien, Gerwin Klinger

Redaktionsanschrift

Tegeley Straße 6, 1000 Berlin 65, Telefon: (030) 461 80 49

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Werbung: Andrea Krug

Umschlaggestaltung: Johannes Nawrath *Foto:* © Judy Dater

Verlagsanschrift

Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, Telefon: (040) 45 60 18 und 45 36 80

Auslieferung für Buchhandel

Rotation, Mehringdamm 51 c, 1000 Berlin 61, Telefon: (030) 692 79 34

Abo-Auslieferung

Hundertmorgen, Postfach II 52, 6107 Reinheim 2, Telefon: (06162) 16 74

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1987 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig, 60 Anschläge) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) II 14 40 13 00, BLZ 100 101 II. Deutsche Bank Hamburg 366 54 45 (BLZ 200 700 20). — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlagsan-

Inhalt

Editorial	779
Zum 75. Geburtstag von Hans Brender	782
Raya Dunayewskaya: Individualismus und Massenbewegung	783
Nachruf auf Raya Dunayewskaya	786
Helga Königsdorf: Reise im Winter	787
Günther Anders: »Ich bin 85!«	793

Politik mit Biologie

Donna Haraway Geschlecht, Gender, Genre — Sexualpolitik eines Wortes	795
---	-----

Verena Stolcke Alte Werte — Neue Fortpflanzungstechnologien: Auf der Suche nach der Vaterschaft	805
---	-----

Hilary Allen Sklavin ihrer Hormone: Prämenstruelle Spannung und die Gesetzgebung	823
---	-----

* * *

Gerhard Bauer Hitlers Heil im Mund seines Volkes	835
---	-----

Georg Auernheimer Zur bildungstheoretischen Didaktik Wolfgang Klafkis	845
--	-----

Karlheinz A. Geißler und Helmut Heid Die Opfer der Qualifizierungsoffensive	851
--	-----

Theodor Bergmann Gemeinsame Erklärung von SPD und SED: Friedensschluß zwischen Reformisten und Revolutionären?	861
--	-----

Kongreßberichte

Informationstechnologie; SPÖ-Sommerwerkstätte Steyr; Wissenschaftliche Konstitution ethnischer Minderheiten; Romanistentag	866
--	-----

Besprechungen

Frauen und Philosophie; Romanliteratur in der BRD; Literarische Öffentlichkeit; Fünfziger Jahre; Musikgeschichte; Arbeit und Kultur; Lernen und Didaktik; Weimarer Republik; Postfordismus	875
--	-----

Verfasser/innen; Jahresinhaltsverzeichnis 1987; Zeitschriftenschau ...	929
--	-----

Besprechungen**Philosophie**

<i>Gerber, Uwe</i> : Die feministische Eroberung der Theologie (<i>T.Orozco</i>)	875
<i>Cavarero, Adriana, u.a.</i> : Diotima. Il pensiero della differenza sessuale (<i>E. de Costanzo</i>)	876
<i>Conrad, Judith, und Ursula Konnertz (Hrsg.)</i> : Weiblichkeit in der Moderne. Ansätze feministischer Vernunftkritik (<i>C.Albert</i>)	877
<i>Bachmann, Ingeborg</i> : Die kritische Aufnahme der Existenzialphilosophie Martin Heideggers (<i>M.Zapata</i>)	879

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Bullivant, Keith (Hrsg.)</i> : The Modern German Novel (<i>H.Peitsch</i>)	880
<i>Bullivant, Heith</i> : Realism Today. Aspects of the Contemporary West German Novel (<i>H.Peitsch</i>)	882
<i>Galitz, Robert</i> : Literarische Basisöffentlichkeit als politische Kraft. Lese- gesellschaften des 17. bis 19. Jahrhunderts (<i>C.Zelle</i>)	883
<i>Rosenstrauch, Hazel</i> : Buchhandelsmanufaktur und Aufklärung. Die Re- formen des Buchhändlers und Verlegers Ph.E.Reich (1717-1787) (<i>L.Winck- ler</i>)	884
<i>Götze, Karl-Heinz</i> : Wolfgang Koeppen: »Das Treibhaus« (<i>H.Höller</i>)	886

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Guggenberger, Bernd</i> : Sein oder Design. Zur Dialektik der Abklärung (<i>P.Jehle</i>)	887
<i>Bänsch, Dieter (Hrsg.)</i> : Die fünfziger Jahre (<i>G.Berg</i>)	889
<i>Glaser, Hermann</i> : Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1949- 1967 (<i>H.Peitsch</i>)	891
<i>Kuckhoff, Adam</i> : Fröhlich bestehn. Prosa, Lyrik, Dramatik (<i>H.Parmentier</i>)	893
<i>Dümling, Albrecht</i> : Brecht und die Musik (<i>H.Fladt</i>)	894
<i>Kühn, Hellmut</i> :: Musikgeschichte 1750-1880 (<i>C.Albert</i>)	895
<i>Friedrich, Götz</i> : Musiktheater (<i>H.Parmentier</i>)	896

Soziologie

<i>Touraine, Alain, Michel Wieviorka und Françoise Dubet</i> : Le mouvement ouvrier (<i>N.Beckenbach</i>)	897
<i>Bergdoll, Karin, u.a.</i> : Mischarbeit und elektronische Textverarbeitung. Er- probung in einer Kommunalverwaltung (<i>W. van Treeck</i>)	900
<i>Funke, Axel, u.a.</i> : Karrieren außer der Reihe. Bildungswege und Berufser- folg von Stipendiaten der gewerkschaftlichen Studienförderung (<i>E.Göbel</i>)	902
<i>Grubauer, Franz, u.a.</i> : Arbeiterjugendliche heute — Vom Mythos zur Rea- lität (<i>A.Scherr</i>)	903
<i>Ruppert, Wolfgang</i> : Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum »Wirtschaftswunder« (<i>N.Dimmel</i>)	904
<i>Maase, Kaspar</i> : Leben einzeln und frei wie ein Baum und brüderlich wie ein Wald ... Wandel der Arbeiterkultur und Zukunft der Lebensweise (<i>V.Gran- sow</i>)	905

(Fortsetzung Seite X)

Editorial

Zweifel und Streit konnten entbrennen um die Vaterschaft eines Kindes — unerschütterlich eindeutig hingegen war die Zurechenbarkeit der Mutter. Neue technologische Möglichkeiten überschreiten die Grenzen dessen, was uns biologisch so einfach und klar erschien. Skandale um Leihmütterschaft stellen uns vor die Zumutung, sich für die Käufer der schon bezahlten Ware »Kind« zu entscheiden oder umgekehrt unsere moralische Neigung den Blutsbanden zuzuwenden: Zumindest bei der Mutter sollte sich entscheiden, wes Fleisches Fleisch das Kind nun ist. Das Recht ist ebenso überfordert wie es unsere politischen, moralischen und theoretischen Vorstellungen sind. Was halten wir denn vom Müttermanifest der Grünen, und wie gehen wir um mit jenen, die schon im Aufstand der Mütter gegen Tschernobyl faschistische Gefahr wittern?

Für die Frauenbewegung war das Problem mit der Biologie lange schon zwiespältig. Die eilige Faschismusbewältigung, die jeglichen Rest von Biologie ins Soziale auflöste und damit Fragen der Begabung, der Vererbung, aber auch der natürlichen Ungleichheit undiskutierbar machte, stellte die Frauen in der Bewegung vor ein doppeltes Problem. Ohne nennenswertes theoretisches Handwerkszeug galt es, gegen die immer noch und im Laufe der Jahre auch wieder erstarrende biologische Begründung der sozialen Ungleichheit der Geschlechter zu Felde zu ziehen und zugleich das Problem mit dem Biologischen auch als gesellschaftliches Problem überhaupt erst zu thematisieren. Fragen der Mutterschaft, der Abtreibung, der Empfängnisverhütung, der Krankheit, der Bedürftigkeit gehen in der Alternative biologisch oder sozial nicht auf. Im gleichzeitigen Kampf gegen Biologismen und um Kontrolle des Biologischen wurden die Körper in eigentümlicher Weise zu Quellen von Wahrheit. In unseren Forschungen zur Sexualisierung der Frauen kritisierten wir diese »Körperzentrierung« und folgerten: wie Frauen ihre und andere Körper als Aufgabe vorfinden (Verhüten und Gebären, Krankheiten und Pflege, Schönheit und Sinnlichkeit), ist ein konstitutives Element ihres Unterworfenseins. Wir wollten skandalisieren, daß Leiden unter gesellschaftlichen Unzulänglichkeiten als Leiden an Unzulänglichkeiten des Körpers gelebt werden (vgl. Sexualisierung der Körper. Argument Sonderband 90, West-Berlin 1980). Diese Problemverknüpfung ermöglichte uns, das Biologische nicht als eine Essenz zu fassen, die es anzuerkennen oder zu bestreiten gelte, sondern zunächst das Einfache herauszuarbeiten: in der Biologie haben wir es mit zwei Geschlechtern zu tun. Die Diskussion um das Verhältnis von Biologischem und Sozialem muß demnach auch zweigeschlechtlich geführt werden. Oder anders: die Auflösung des Biologischen ins Soziale versucht zwar, der Herrschaft zu entkommen, die die Naturalisierung gesellschaftlicher Ungleichheiten unsichtbar gemacht hatte; auf diesem Wege aber werden die Herrschaft aus dem Geschlechterverhältnis als auch die damit zum Teil verbundene Herrschaft menschlicher Natur über die außermenschliche unbegreifbar. Und in neuerlicher Kehrtwendung kann in der Ökologiebewegung im Namen des Lebens im gleichen Atemzug gegen die Verschmutzung der Luft, gegen die Zerstörung der Wälder und für das Austragen jeder Schwangerschaft gestritten werden.

Sich aus der praktischen, der theoretischen, der politischen und rechtlichen Verstrickung ums Biologische herauszuarbeiten, scheint für die Frage der Frauenbefreiung besonders dringlich zu sein. Die Beiträge in diesem Heft arbeiten im Feld der theoretischen Klärung (Haraway), des Verhältnisses von Biologie und Recht (Allen) und des politischen Streits um die Reproduktionstechnologie (Stolcke).

* * *

»Nicht eins mit sich sein, sich in Krisen drängen, kleine Änderungen in große verwandeln usw., das alles kann man nicht nur beobachten, sondern auch machen. Man kann mit mehr oder weniger Vermittlungen, in mehr oder weniger Zusammenhängen leben.« (Brecht)

Frigga Haug wurde am 28. November fünfzig Jahre alt. Als Marxistin, Feministin, Wissenschaftlerin, Lehrende existiert sie im Schnittpunkt unterschiedlicher bis gegensätzlicher Diskussionskulturen, die sie mit *konspirativem Realismus* in Bewegung bringt und so viele bewegt. Die großen »Lebensthemen« sind den *Argument*-LeserInnen bekannt: gesellschaftliche Arbeit und Produktivkraftentwicklung, die empirische Erforschung von Frauenformen. Der Aufbruch, den wir mit Frigga Haug im Jahr 1981 starteten, ist keiner, der uns unmittelbar ans andere Ufer führt, Land und Perspektiven wollen nicht einfach gewonnen sein, sie müssen — in Form von gesellschaftlichen Orten wie dieser Redaktion — selbst noch geschaffen werden. — In Zuneigung und Freundschaft gratulieren wir ihr zum Geburtstag, ermutigt von den Möglichkeiten, die Widersprüche produktiv zu nutzen und mit dem Wunsch, selbst zu ermutigen.

Die Frauenredaktion

Spendenauf Ruf Nicaragua

Uns erreicht ein Aufruf des Rates für Freundschaft, Frieden und Solidarität in Nicaragua. Dieser vertritt 16 Organisationen des Landes und koordiniert die internationale Solidarität. Nachdem neue Millionen für die Contra abzusehen sind, erklärte sich Nicaragua bereit, über einen Mittler mit der Contra zu verhandeln. So mußte der kleine Finger gegeben werden; nach und nach wird man die ganze Hand verlangen — bis hin zur Regierungsbeteiligung in Managua. Jedesmal werden die Argumente der USA blanke Macht und Dollars sein. Damit es nicht die ganze Hand wird, ist Solidarität in westeuropäischer Währung so nötig wie immer. Sogar Peter Scholl-Latour fand kürzlich in einer Fernsehsendung, daß Nicaragua unterstützt werden müsse. In der gleichen Sendung berichtete Dr. Carlos Vanzetti, daß die Glühbirnen im OP fehlen und bei Kerzenlicht operiert werden muß. Wenn schon diese im OP fehlen, kann man sich ausmalen, wie groß der Mangel am Notwendigsten überhaupt ist. Spendenkonto »Nicaragua«, Postgiroamt Berlin West, Konto-Nr. 38513 — . Gesundheitsladen Berlin e.V. D.B.

Verlagsmitteilungen

Viele Orte. Überall? Feminismus in Bewegung (hrsg. von Kornelia Hauser) ist eine Festschrift für Frigga Haug. In Wissenschaft, Politik und Literatur werden Antworten auf drängende Fragen gesucht: zur gesellschaftlichen Arbeit, zu weiblichen Vergesellschaftungsprozessen, zum Verhältnis von biologischem und sozialem Geschlecht, zum Nutzen von Gleichheits- und Differenzkonzepten und zu den gesellschaftlichen Perspektiven in der Quotierungsdebatte. Zudem werden historische Lebensentwürfe von Frauen und literarische Verarbeitungen weiblicher Erfahrung analysiert. Die Festschrift gibt einen Überblick über den internationalen Dialog, den Frigga Haug mit vorantreibt und enthält eine Bibliographie ihrer Schriften (256 Seiten, 24,- DM).

In unseren Gesellschaften sind die privaten Räume von den öffentlichen getrennt und doch wieder wie durch unsichtbare Fäden miteinander verknüpft, sich wechselseitig durchdringend und abstützend. In den Sozialwissenschaften wird zwar dieser Trennungszusammenhang wahrgenommen, nicht aber die Herrschaft, die darin steckt. Kornelia Hauser untersucht in ihrer Arbeit *Strukturwandel des Privaten? Das »Geheimnis des Weibes« als Vergesellschaftungsrätsel* den Zusammenhang von Privatheit und Öffentlichkeit und das Verhältnis der beiden Bereiche zum Gesellschaftlichen. Sie analysiert die besondere Form, die das Private in der Familie findet und reformuliert die Frage der Identität (Edition Philosophie und Sozialwissenschaften 9, 300 Seiten, 20,- DM).

Band 6 des *Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* (Pariser Kommune bis Romantik) enthält u. a. ausführliche Artikel zu den Stichworten Partei, Permanente Revolution, Philosophie, Politik, Polyzentrismus, Produktion, Produktionsmittel und -verhältnisse, Räte, Religion und Revolution.

Im *Forum Kritische Psychologie* 20 beginnt die Dokumentation der »Hamburger Ringvorlesung Kritische Psychologie« im Sommersemester 1987. Die ersten beiden Vorlesungen behandeln die Themen subjektwissenschaftliche Lerntheorie (Klaus Holzkamp) und Aktualempirie (Morus Markard). Weitere Beiträge beschäftigen sich mit der Arbeitsforschung im Zeitalter der Mikroelektronik (Frigga Haug), mit Klienteninteressen (Ole Dreier), mit der Entwicklung einer marxistischen Subjekttheorie, der Rolle von Psychologen in Katastrophenfällen sowie mit Nachrichtensendungen (146 Seiten, 18,50/f.Stud. 15,50 DM).

Frühe DDR-Literatur, herausgegeben von Klaus R. Scherpe und Lutz Winckler, ergänzt die Sammelpublikation der Reihe »Literatur im Historischen Prozeß« zur »Nachkriegsliteratur in Westdeutschland«. Texte aus den Jahren unmittelbar vor und nach der doppelten Staatsgründung haben in den Debatten um die Einheit der deutschen Literatur stets eine Schlüsselrolle gespielt. Die literarischen Ereignisse dieser Phase bilden für die Literaturkritik und die Literaturgeschichtsschreibung der DDR den Beginn der eigenen, zweiten deutschen Literatur und zugleich, wegen der Widersprüchlichkeit der literarischen Traditionen, eine Referenz für die Reflexion literarischer Gegenwartsprobleme (AS 149, Literatur im Historischen Prozeß 17).

Schulperspektiven (AS 148), herausgegeben von Norbert Franck, Rolf Nemitz und Bernhard Uhrig, analysiert Bildungsentwürfe: die verborgene Bildung der Frau, Allgemeinbildung in der »Informationsgesellschaft«, konservative Werterziehung, »Bildung im Jahr 2000«, das neue Bildungsprogramm der SPD und die Ökopädagogik. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit der Freinet-Pädagogik, der Freien Schule Kreuzberg sowie der Schule im Spannungsfeld zwischen Reproduktion und kultureller Produktion. Ein Literaturbericht zur feministischen Pädagogik und eine Analyse der »Schülerbewegung« beschließen den Band.

Zum 75. Geburtstag von Hans Brender

Plötzlich und unerwartet ist Hans Brender 75 Jahre alt geworden. Als ich ihn zuletzt sah, auf einer Tagung des IMSF über die Intelligenz vor zwei Jahren, da war er unter den Referenten zusammen mit Wolfgang Abendroth und Josef Schleifstein einer der Beweglichsten, Überraschendsten, Lebendigsten. Als ich ihn zuletzt am Telefon sprach, da kicherte er glücklich darüber, daß er im letzten Jahr soviel gelernt habe wie lange nicht mehr.

Alte Männer (alte Frauen noch mehr) sind wichtig für soziale Bewegungen, weil Sie *durch ihr Dasein* allein schon zeigen, daß Durchhalten möglich ist. Besser noch, wenn sie *in ihrem Dasein* zeigen, daß dies möglich ist, ohne das Lernen aufzugeben.

Was Hans Brender unter den so wenigen alten Männern des Marxismus in der Bundesrepublik auszeichnet, ist, daß es ihm gelang, die Treue des Funktionärs einer Arbeiterpartei und die treulose Bewegungslust eines Intellektuellen irgendwie auszubalancieren. Nach 1945, als der halbjüdische Arzt endlich die von den Nazis verweigerte Approbation bekam, hätte er sich als Arzt niederlassen, nebenher — beruflich weniger gefährdet als andere — politisch arbeiten und in der Freizeit die geliebten Bücher lesen können. Die Bereichstrennung, die friedliche, persönlich so sehr stabilisierende, aber eben auch entschärfte Koexistenz von Treue und Beweglichkeit war seine Sache nicht, und so kam er schließlich dort an, wo beide Bereiche zusammenstoßen, die Politik und die Kultur. Seit 1969 ist er für den Kulturteil der *Deutschen Volkszeitung* zuständig. Die Arbeiterbewegung hat Kultur lange Zeit gern als Belegmaterial für die Geschichte der sozialen Kämpfe oder als Refugium in geachteter, aber doch untergeordneter Position gesehen. In der Studentenbewegung ging 1969 der Spruch vom »Vehikelcharakter des Textes« um. Da war Hans Brender einer derer, die gegengesteuert haben, nicht durch aufsehenerregende theoretische Aufsätze, sondern durch seine redaktionelle Praxis. Kultur siedelte er weder nach der Politik noch gar jenseits der Politik an, sondern im Spannungsfeld zu ihr.

Frank Benseler und Karl-Heinz Braun haben zum Geburtstag die Schriften von Hans Brender gesammelt, ausgewählt und herausgegeben (Hans Brender: *Der Mensch, der will fliegen*. Pahl Rugenstein Verlag, Köln 1987). Viele sind Interviews. Hans Brender sieht sich als Fragender und als Redakteur, nicht in erster Linie als Theoretiker und Kritiker. Der Kreis der Befragten aber geht über nationale Grenzen, über Grenzen der Kunstgattungen und über politische Bündnisgrenzen hinaus: Böll und Nono, Andersch und Kipphardt, Sperber und ein »Plädoyer für die Kunst des Liebens«, Christoph Hein und Joseph Beuys, Günter Wallraff und Richard Serra.

Der längste Essay ist der über Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands*, ein Buch, dessen Bedeutung Brender sehr früh verstand. Was Wunder, ist doch das Verhältnis von Kunst und Politik das Thema seines Lebens. cg

Raya Dunayewskaya

Individualismus und Massenbewegung

Vorbemerkung

Im Sommer dieses Jahres starb Ray Dunayewskaya, eine Marxistin und Feministin, deren Werk von der Frauenbewegung in unserem Land noch entdeckt werden muß. Wir veröffentlichen einen Auszug aus ihrem Buch »Rosa Luxemburg, Women's Liberation and Marx's Philosophy of Revolution (83ff.; vgl. Besprechung in: *Das Argument*, Beiheft 1983) sowie einen kurzen Nachruf. Wir haben diese Passage zu Rosa Luxemburg gewählt, weil Feministinnen dieses »Erbe« zunehmend entdecken.

(Die Frauenredaktion)

Statt daß wir eine märchenhafte Lösung für die Frauenfrage ersinnen, sollten wir uns klarmachen, daß wir uns gleichzeitig zwei anscheinend entgegengesetzten Phänomenen gegenübersehen — daß jede Frau in der Bewegung in ihrer Individualität ein Mikrokosmos des Ganzen ist, und daß dennoch die Bewegung nicht die Summe so vieler Individuen ist, sondern die *Masse in Bewegung*. Das heißt nicht, daß keine schöpferischen Persönlichkeiten hervorträten. Ohne Zweifel war Rosa Luxemburg eine solche Persönlichkeit, und zwar nicht wegen ihrer Vielseitigkeit noch gar wegen ihrer großen revolutionären Leistungen, obwohl ihre Beiträge in beiden Hinsichten für uns Grundlage bleiben. Nein, solche schöpferischen Persönlichkeiten wie Luxemburg sind nicht einfach »eine in einer Million«; sie verbindet das Gestern mit dem Heute und dem Morgen in einer Weise, daß das neue Zeitalter plötzlich einen »Erkenntnisschock« erfährt, der zu einer neuen Lebensweise oder dem großen Verlangen nach Revolution hier und jetzt führt.

Fragen wir uns etwa, warum Luxemburg im Gefängnis in einem Brief an Mathilde Wurm plötzlich das Bild der Amazonenkönigin heraufbeschwört. Ihre Anspielung auf Penthesilea gilt zweifellos nicht der griechischen Sage, in der Penthesilea von Achill getötet wird, sondern ihrer Umkehrung durch Heinrich von Kleist, in der sie den Achill tötete. Luxemburg bezog dies auf das Verlangen der Revolutionäre nicht nur diejenigen anzugreifen, die vor dem Krieg kapitulierten, sondern auch jene »Zentristen«, die Theorien für sie entwarfen:

»Ich sage Dir, sobald ich wieder die Nase hinausstecken kann, werde ich Eure Froschgesellschaft jagen und hetzen mit Trompetenschall, Peitschenknall und Bluthunden — wie Penthesilea, wollte ich sagen, aber Ihr seid bei Gott keine Achilleus. Hast Du jetzt genug zum Neujahrsgruß. Dann sieh, daß Du *Mensch* bleibst. Mensch sein ist vor allem die Hauptsache. Und das heißt: fest und klar und *heiter* sein, ja, heiter trotz alledem und alledem, ... Mensch sein, heißt sein ganzes Leben 'auf des Schicksals große Waage' freudig hinwerfen, wenn's sein muß, sich zugleich aber an jedem hellen Tag und jeder schönen Wolke freuen, ach, ich weiß keine Rezepte zu schreiben, wie man Mensch sein soll, ich weiß nur wie man's *ist* ...« (Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, Bd.5, 151)

Dieses Verlangen, sein ganzes Leben auf des Schicksals Waage zu werfen; diese revolutionäre Leidenschaft; dieser Drang aus dem Gefängnis zu kommen

und zu ganz neuen Ufern aufzubrechen; mit einem Wort, dieses Verlangen nach dem, was Luxemburg »Mensch bleiben« nannte, bestimmt ihren Traum von einer neuen Gesellschaft. Dies drückte allem, was sie tat und jemals zu verwirklichen hoffte, seinen Stempel auf. Damit war eine so ganz und gar andere Richtung für die Frauenbefreiung eröffnet, deren vollständiges Verständnis erst unserem Zeitalter möglich ist — vollständiger als ihr selbst bewußt war.

Aufklärung über den Beitrag einer schöpferischen Persönlichkeit und den der Massen in Bewegung bringt es, zu studieren, wie eine Massenbewegung das Alte umstürzt und das Neue schafft. Wenden wir uns daher zwei unterschiedlichen Orten und historischen Zeiten zu. Nehmen wir Afrika, dessen Geschichte, insbesondere, was die Frauen betrifft, kaum wahrgenommen wurde. Erstmals erfahren wir jetzt — ohne selbst jetzt die ganze Geschichte zu kennen — von einem der großen Ereignisse aus dem Jahre 1929, das in die britische Imperialismus-Geschichte als »Aba-Aufstände« einging, das aber von den Afrikanern »der Krieg der Frauen« genannt wurde. In dieses von der Geschichtsschreibung verheimlichte Geschehen waren zehntausende der Igbo-Frauen verwickelt, die in den Provinzen Calabar und Oweri im Südosten Nigerias Demonstrationen gegen den britischen Imperialismus und zugleich gegen ihre eignen afrikanischen Häuptlinge organisierten, die sie beschuldigten, die neue britische Verordnung durchzuführen, nach der Frauen besondere Abgaben auferlegt wurden. Ohne Hilfe ihrer eignen Männer schlossen sich diese Frauen über die Stammesgrenzen hinweg zusammen und begannen ihren Protest, der »Kriegsmachen« oder »über einen Mann zu Gericht sitzen« genannt wurde.

Dies war keinesfalls eine individuelle Tat, sondern eine traditionelle Weise der Igbos, Widerstand auszudrücken; dazu gehörten Massen von Frauen, die sich zum vereinbarten Zeitpunkt und Ort (in diesem Fall der Hütte des Oberhäuptlings) trafen, tanzten und unanständige Lieder sangen, die die Kränkungen der Frauen Punkt für Punkt enthielten und die Häuptlinge beleidigten (auch ihre Männlichkeit in Frage stellten), und mit den Kartoffelstampfern auf die Männerhütten trommelten. Gewöhnlich dauerte dies Tag und Nacht, bis eine Entschuldigung kam und der Mann Besserung versprach. Im Krieg der Frauen von 1929 dauerte es den ganzen November und Dezember.

Die Lage war kritisch und die Furcht im britischen Imperialismus so groß, daß sie vergaßen, daß auf Frauen bislang nicht geschossen worden war. Diesmal ließen sie die Truppen ausrücken, die fünfzig Frauen ermordeten und weitere fünfzig verwundeten. Doch die Frauen hatten ihren Punkt gewonnen, die Abgaben wurden nicht auferlegt. Wenngleich es in diesem Ereignis Anführerinnen gab — Ikonia, Nwaunedie, Narigo —, war es ganz offensichtlich, *daß diese Graswurzel-Führung aus der kollektiven Aktion der Igbo-Frauen hervorgegangen war.*

Die größten Ereignisse waren die russischen Revolutionen vom März und vom November 1917. Wie sehr Rosa Luxemburg von diesen Revolutionen überzeugt war und wie genau sie die gleichen Grundgedanken proletarischer Revolution in ihrer Forderung nach einer Revolution in Deutschland verfolgte, habe ich an anderer Stelle gezeigt (Kap. 5 im gleichen Buch). Ich bin jedoch nicht im einzelnen auf die Märzrevolution eingegangen, in der die Frauen die Initiative ergriffen

hatten. Es begann am Internationalen Frauentag gegen den Rat aller Fraktionen — der Menschewiki, der Bolschewiki, der Anarchisten, der Sozial-Revolutionäre. Diese fünf Tage, die das mächtige Weltreich stürzten, führen vor, daß es niemals nur eine Frage der Führer ist, ganz gleich, wie groß sie sind. Es sind vielmehr die Massen in Bewegung.

Im fortdauernden imperialistischen Krieg, der die russischen Massen durch große Verwüstungen und namenloses Elend aufgewühlt hatte, hielten es die linken Organisationen für angebracht, den Internationalen Frauentag auf einer ordentlichen Versammlung festlich zu begehen. Zu diesem Zeitpunkt brach die Druckerpresse der Bolschewiki zusammen und sie konnten nicht einmal ein Flugblatt herausgeben, eine Gruppe um Trotzky aber wandte sich in einem Flugblatt an die Kriegsgegnerinnen unter den Arbeiterinnen. Die Textilarbeiterinnen von Wyborg lehnten die Beschränkung auf eine geschlossene Versammlung unbedingt ab.

Gegen den Rat aller politischen Gruppen traten 50000 in den Ausstand. Am nächsten Tag riefen sie die von den Bolschewiki geführten Metallarbeiter auf, die sich daraufhin dem Streik anschlossen: jetzt waren 90000 im Ausstand. Einer rief: »Zum Newski-Prospekt«, und andere Frauen schlossen sich dem Demonstrationzug an; nicht alle waren Arbeiterinnen, aber alle verlangten »Brot«. Diese Parole wurde daraufhin übertönt von »Nieder mit dem Krieg«! Jetzt, am dritten Streiktag, waren 240000 im Ausstand und die Bolschewiki riefen den Generalstreik aus. Die Polizei eröffnete das Feuer, und einige stürzten tot nieder, aber die Kosaken hatten noch keine Feindseligkeiten gegen die Streikenden gezeigt. Die Frauen traten auf die Kosaken zu und fragten, ob sie sich nicht anschließen wollten. Sie antworteten nicht, aber, so schrieb Trotzky, »die Kosaken hinderten die Arbeiter nicht, unter die Pferde zu 'tauchen'. Die Revolution wählt ihre Wege nicht willkürlich: bei ihren ersten Schritten rückte sie zum Siege vor unter dem Bauche des Kosakenpferdes. Eine bemerkenswerte Episode.« (Leo Trotzky, *Geschichte der Russischen Revolution*, Frankfurt/M. 1960, 100)

Am entscheidenden fünften Tag wurden die Gefängnisse geöffnet und alle politischen Häftlinge befreit. Zur gleichen Zeit stürmten die meuternden Truppen den Tauriden-Palast. »So brach über das Land der Tag des Unterganges der Romanowschen Monarchie herein.« (Trotzky, ebd., 116). Im November war auch die Kerensky-Regierung gestürzt, und die Bolschewiki übernahmen am 9. November die Macht.

* * *

Das Verhältnis der Geschlechter ist bei Marx ein Bestandteil seiner Revolutionsphilosophie, ist ebenso wie in der Frauenbewegung revolutionäre Kraft und Beweggrund. Und wir können in den unterschiedlichen historischen Epochen sehen, daß es nicht einfach eine Frage des Zuerst und Später ist. Zeit müssen wir vielmehr betrachten wie Marx sie begriff: »Zeit ist Raum für menschliche Entwicklung.«

Nachruf auf Raya Dunayewskaya (1. Mai 1910—9. Juni 1987)*

Raya Dunayewskaya, die Begründerin der »marxistisch-humanistischen« Philosophie, lebte die Revolution in solch leidenschaftlicher und philosophischer Verbundenheit mit allen revolutionären Kräften unserer Zeit, daß ihre Arbeit über die Gegenwart hinausreichen wird. Als die unser Zeitalter bestimmenden revolutionären Kräfte hatte sie die der Arbeit, der Schwarzen, der Jugend und der Frauen ausgemacht, lange bevor die Schwarze Revolution, die Jugendrevolte oder die heutige Frauenbewegung die Weltbühne betraten. In ihrem Werk *Philosophy and Revolution* hebt sie eindringlich hervor, daß das Neue, das unser Zeitalter bestimmt, darin besteht, »daß die Transformation der Wirklichkeit eine eigene Dialektik hat. Sie verlangt eine Einheit der Befreiungskämpfe mit einer Befreiungstheorie. Nur dann entbindet die einfache Revolte ein neues Bewußtsein, neue Leidenschaften und neue Kräfte — eine ganz neue menschliche Dimension.«

Dieser »Spannungsgedanke« beschreibt ebenso ihr eignes Leben und Werk. Sie hat vier Hauptwerke vollendet — *Marxism and Freedom, from 1776 until Today* (1958); *Philosophy and Revolution, from Hegel to Sartre and from Marx to Mao* (1973) [dt. Algebra der Revolution. Philosophie der Befreiung von Hegel bis Sartre. Wien 1981]; *Rosa Luxemburg, Women's Liberation and Marx's Philosophy of Revolution* (1982) und *Women's Liberation and the Dialectic of Revolution: Reaching for the Future* (1985). Bis zu ihrem Tod arbeitete sie an einem neuen Buch, das sie vorläufig *Dialectics of Organization and Philosophy* genannt hatte.

Ihr umfangreiches Schrifttum befindet sich in der *Wayne State University of Labor and Urban Affairs* unter dem Titel *The Raya Dunayewskaya Collection — Marxist-Humanism: A Half Century of Its World Development*. Es reicht vom Einfluß der russischen Revolution auf ihre Kindheit über ihre Arbeit als russische Sekretärin Trotzky's im mexikanischen Exil und ihren Bruch mit Trotzky bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs — als sie ihre Analyse Rußlands als staatskapitalistische Gesellschaft ausarbeitete — bis zur Begründung ihrer Umriss eines marxistischen Humanismus in den 50er Jahren. Ihre Arbeiten aus den letzten 35 Jahren zeigen, wie ihre Philosophie in alle Befreiungsbewegungen unseres Zeitalters eingreift.

* Den Nachruf schrieb Olga Domanski aus der Chicagoer Gruppe um die von Raya Dunayewskaya gegründete Zeitschrift *News & Letters*, die jetzt eine Sondernummer über Dunayewskaya herausgegeben hat. Erhältlich bei: *News & Letters*, 59 E. Van Buren 7707, Chicago, IL 60605.

Helga Königsdorf

Reise im Winter*

Ein Mann und eine Frau. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger. Ein Mann und eine Frau in einem Abteil. In einem Abteil erster Klasse eines Schnellzuges. Ein Mann und eine Frau, die sich nie zuvor begegnet sind, die nichts verbindet außer dieser späte Nachmittag in einem Abteil eines Schnellzuges. Ein Zug, der durch eine graue Landschaft fährt. An einem späten Winternachmittag. Ein Mann und eine Frau, die nichts verbindet, zwischen denen nichts geschehen wird, die sich trennen werden nach dieser Fahrt durch eine Winterlandschaft. Nach dieser Fahrt durch eine endlose Ebene, die sich ausdehnt, eintönig, so daß nichts die zurückgelegte Strecke zu markieren scheint.

Die Frau war zuerst da. Sie sitzt am Fenster, hat einen Fuß auf die Heizung gestellt, die Hände über dem Knie gefaltet und schaut in Fahrtrichtung. Der Mann ist etwas verärgert. Er fährt nicht gern mit dem Rücken voran. Wenn sich der Zug in Bewegung setzt, empfindet er immer einen leichten Schwindel, eine leichte Übelkeit. Jedoch diese Unpäßlichkeit ist nicht stark genug, um ihn zu bewegen, seinen Sinn für Symmetrie zu verletzen und auf der Seite der Frau Platz zu nehmen. Er hängt seinen Mantel links ans Fenster. Er mag Fensterplätze nicht, weil es dort meistens zieht. Er stellt seine Aktentasche ganz nach rechts, läßt sich auf den mittleren Sitz fallen und streckt die Beine von sich.

So sitzen sie nun, ein Mann und eine Frau in einem Abteil, während einer Fahrt, die bald vorüber sein wird, deren Ende feststeht, ohne weiter Gemeinsamkeit.

Der Mann — das steht außer Zweifel — ist ein Dienstreisender. Darauf läßt nicht nur das Abteil erster Klasse schließen, sondern auch die Art, wie er sich bewegt. Wie er die Tasche mit dem Nummernschloß öffnet, dabei der Frau mit dem Körper die Sicht verwehrend. Wie er die Akten auf den Nebenplatz legt, die Zeitung obenauf. Reine Routinehandlungen. Alles muß seine Ordnung haben. Er hat nicht wirklich die Absicht zu lesen. Vielleicht später. Zur Zeit sind die Lichtverhältnisse im Abteil dazu ungeeignet.

Bis auf den leichten Anfangsärger findet sich der Mann mit seiner Reisegesellschaft ab. Vor allem, weil kein Grund besteht, sich für die Frau zu interessieren. Es ist eine Frau ohne Alter, und das ist beruhigend. Eine junge Frau hätte — das weiß er schon von sich — zwangsläufig etwas bei ihm ausgelöst. Etwas in Gang gesetzt. Einen Erfolgstrieb. Er kann noch soviel ironische Distanz zu sich selbst gewinnen, das ist unabwendbar. Er hat seine Erfahrung. Er weiß das alles, aber es nützt ihm gar nichts. Er hätte das alte Spiel Adam spielen müssen, obwohl es ihn längst überanstrengt und er sich albern vorkommt. Trotzdem ist dieser Zwang da, wieder und wieder. Er ist auch zufrieden, daß es keine alte Frau ist.

* Vorabdruck aus dem Geschichtenband »Lichtverhältnisse« (Arbeitstitel), der 1988 im Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, erscheinen wird. Wir danken dem Verlag für die freundliche Genehmigung.

Alte Frauen neigen zu hemmungslosem Geschwätz. Man kann es ihnen nicht einmal übelnehmen. Es hängt mit der unaufhaltsamen Atrophie ihres Frontalhirns zusammen. Man fühlt sich belästigt, und gleichzeitig hat man ein schlechtes Gewissen wegen dieses Gefühls. Er hätte mit ansehen müssen, wie sie mit zittrigen Händen in ihren Taschen wühlt. Etwas wäre zu Boden gefallen, er hätte es aufheben müssen, vielleicht auch den Koffer aus dem Gepäcknetz holen, wieder hinaufsetzen, wieder herunterholen und so fort. Außerdem der Geruch. Immer verbindet er den Anblick alter Frauen mit Geruch, mit Verwesung, mit Friedhofsnähe. Es ist gut, daß die Frau eine Frau ohne Alter ist, für die er sich nicht interessieren muß, mit der ihn nichts verbindet außer diese kurze Fahrt in einem Abteil, die kein ausreichender Grund ist, sie anzusehen und ihr Gesicht in seinem Gedächtnis abzuspeichern.

Sie sehen aneinander vorbei zum Fenster hinaus in die Ebene, über die sich Dämmerung ausbreitet, obwohl der Abend noch fern ist. Es verbindet sie nichts als dieser Blick in die Ebene und das Abteil, in dem die Frau bereits saß, als der Mann hereinkam und sich erkundigte, ob die Plätze frei seien. Eine überflüssige Frage in diesem leeren Zug. Gefragt nur, um irgend etwas zu sagen. Etwas, das unverbindlich bleibt. Das geeignet ist, alles in Unverbindlichkeit zu belassen. Denn nichts wird zwischen ihnen geschehen, als diese gemeinsame Fahrt und der gemeinsame Blick in diese Landschaft, die grauer und grauer wird.

Man weiß nichts über die Frau. Nur, daß sie in Fahrtrichtung sitzt, weil sie zuerst im Abteil gewesen ist, was den Mann ein bißchen verärgert hat, weil er nicht gern mit dem Rücken voran fährt. Aber das geht vorüber, wie auch die Übelkeit, der Schwindel nicht andauern. Draußen vor dem Fenster eine Sinfonie in Grau mit verschiedenen Tönen. Zart, Pastell. Mit kräftigen Mustern. Die Weite der Felder, der Wiesen, des Himmels, die Bäume, ein sanftes grenzenloses Grau. Nicht bedrückend. Eher beruhigend, ja einschläfernd. Man kann sich diesem Grau anheimgeben, als hätte das alles niemals ein Ende.

»Als Kind«, sagt die Frau plötzlich, »als Kind lebte ich in einem engen Tal. Der Horizont war ganz nahe. Ich hätte ihn mühelos erreichen können, diesen Horizont. Aber ich habe es nie versucht. Wohl, weil ich ein Kind war und diese kleine Welt für selbstverständlich hielt.«

Den Mann interessiert weder die Kindheit der Frau noch was sie sonst zu sagen hat. Er greift nach der Zeitung, die rechts neben ihm liegt, hält sie eine Weile vors Gesicht, läßt dann die Hände sinken, denn es ist zu dunkel im Abteil. So sehen sie beide wieder hinaus in die vorbeiziehende Landschaft und schweigen. Schließlich fährt die Frau fort: »Zum erstenmal in der Ebene. Später. Viel später. Zum erstenmal diese Sonne. Rot. Sehr weit entfernt. Ich mußte weinen und wußte nicht weshalb.« Sie sagt es vor sich hin, als spräche sie zu sich selbst. Ohne Aufwand. Als erwarte sie keine Antwort.

Der Mann legt die Zeitung beiseite, denn es ist sinnlos, sie weiter in den Händen zu halten. Die Dämmerung erfüllt das Abteil. Der Mann legt also die Zeitung beiseite, und wieder findet er es gut, daß die Frau weder jung noch alt ist, ihm somit in keiner Weise etwas abverlangt. Nicht einmal ihre Reden braucht er zur Kenntnis zu nehmen, was sie auch nicht zu erwarten scheint. Die Frau ist einfach nicht existent. Weniger existent jedenfalls, als es ein Mann wäre. Mit einem

Mann müßte man vielleicht über Fußball reden oder über die Weltlage. Die Kindheitserinnerung und die Tränen dieser Frau gehen ihn nichts an, und sie scheint damit einverstanden zu sein, hat wohl auch mehr zu sich selbst gesprochen.

Draußen ist es jetzt, als senke sich der Himmel langsam zur Erde. Zuerst in der Ferne, dann allmählich näher kommend. Die Ebene verschwindet in einem fahlen grauen Schleier. Die Frau sagt: »Es wird bald Schnee geben.«

Alles rückt näher zusammen. Der Zug fährt durch das Grau, das ihn immer einhüllt, so daß es den Anschein haben könnte, es sei nichts weiter auf der Welt als dieser Zug. Ab und zu nur huschen kleine Häuschen vorüber. Bahnhöfe, deren Namen man nicht erkennen kann, weil sie schnell wieder im Nichts versinken. Für einen Moment, und das ist absurd, wirklich nur für einen Moment, bekommt alles einen Anflug von Ewigkeit. So als könnte dieser Zug endlos fortfahren. Und in einem Abteil ein Mann und eine Frau. Eine Frau, die Belangloses sagt. Zum Beispiel, daß es bald Schnee geben wird, was eine Zustandsbeschreibung ist, die nichts zu bedeuten hat.

Sie sehen beide zum Fenster hinaus, und die Frau sagt: »Es geht zu schnell. Alles fliegt vorüber. Man kann nichts festhalten. Wir durchqueren eine Landschaft, hinterlassen keine Spur in ihr, und sie hinterläßt keine Spur in uns.«

Die Stimme der Frau ist monoton. Man muß nicht genau anhören. Und es gibt wieder keine Notwendigkeit zu antworten.

Nach einer Weile beginnt ein dichter weißer Wirbel. Später verlangsamt der Zug seine Fahrt. Bremsen quietschen. Der Mann öffnet das Fenster. Schiebt den Kopf hinaus. Schaut in Fahrtrichtung. Schaut zurück. Aber er kann nichts erkennen. Kein Haus, kein Signal. Nur dieses weiße Gestöber. Er schließt das Fenster wieder, streicht sich die nassen Flocken vom Haar und setzt sich zurück auf seinen Platz.

»Es ist nicht allein die Geschwindigkeit«, sagt die Frau, »obwohl sie uns als Vorwand dient. In Wirklichkeit fürchten wir nichts so sehr, als irgendwo zu verweilen. Anhalten. Zwangsweise. Durch widerwärtige Umstände. Dann müßten wir begreifen, was wir schon vorher wußten.«

Der Mann denkt, der Zug wird sich verspäten. Es gibt keinen erkennbaren Grund für diesen Halt auf freier Strecke. Ist er erst einmal aus seinen planmäßigen Rhythmen geraten, werden sich die Verzögerungen summieren. Haltsignale. Wartezeiten. Schnee. Verschneite Weichen. Er denkt an sein Programm für diesen Abend und beginnt bereits, Abstriche zu machen.

»Was ist wirklich«, fährt die Frau fort. »Wirklich ist für uns ein Mann und eine Frau, die aus dem Fenster eines Abteils sehen und nichts weiter erblicken als dieses weiße Gestöber. Nicht, was dahinter ist. Dabei muß dahinter doch irgend etwas sein. Aber dies verbindet sie, den Mann und die Frau«, sagt die Frau, »daß sie sich nichts vorstellen. Nicht die Weite, die sich hinter dem Flockenwirbel erstreckt. Eine Weite, wie sie sich Menschen vorstellen, die in einem Tal leben, in dem der Horizont ganz nahe ist. Wenn solche Menschen in eine Ebene kommen und die Sonne in der Ferne untergehen sehen, kann es wohl geschehen, daß sie weinen müssen. Sie haben Wirklichkeit gewonnen, aber das hat seinen Preis.

Natürlich wissen sie nicht, warum sie weinen, wenn sie zum erstenmal in der Ebene sind und die Sonne untergehen sehen.«

Der Mann schaut wieder zur Uhr. Er hätte sich gewünscht, daß jemand vom Zugpersonal vorbeikäme und Auskunft gäbe. Aber es kommt niemand, und alles bleibt still.

»Unsere Wirklichkeit«, sagt die Frau, »ist dieses Abteil und natürlich das Ziel. Jeder hat sein eigenes. Auch dieses Ziel hat ein gewisses Maß an Wirklichkeit. Wir kennen es ungefähr, erwarten nichts Besonderes. Wir wissen Bescheid. Wir leiden an einem qualvollen Verlust an Utopie.«

Nun sieht der Mann zum erstenmal die Frau an, wobei er nichts Besonderes, Unerwartetes entdecken kann. Jetzt findet er es plötzlich beruhigend, daß sie vor ihm im Abteil war. Andernfalls hätte er ihr möglicherweise Absichten unterstellt.

Der Mann denkt praktisch. Er weiß nicht genau, wie lange die Heizung in solchen Zügen bei Halt auf freier Strecke funktionieren kann. Er schiebt die Lüftungsklappe zu.

»Welch ein Mangel an Imagination. Im Raum wie in der Zeit«, sagt die Frau. »Wir kennen das Ziel. Meinen wenigstens, es zu kennen. Widrige Umstände können uns aufhalten, gewiß. Aber es bleibt immer noch das gleiche Ziel. Wir könnten aussteigen aus dem Zug und nachschauen, was hinter dem Schnee ist. Aber wir wissen es schon und haben keine Illusionen. Da ist nur diese Ebene. Diese endlose, weite, graue Ebene.«

Ruckartig setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Der Mann hört besorgt auf ein schepperndes Geräusch, das nach einer Weile verstummt. Der Zug fährt weiter durch den Schnee. Mit verminderter Geschwindigkeit, wie es dem Mann scheint. Er denkt besorgt an das überlastete Streckennetz. Seine Pläne für den Abend hat er längst gestrichen. Berichte über Züge, die vom Schnee verwehrt wurden, kommen ihm in den Sinn. Mit besorgtem Blick vergewissert er sich seines warmen Mantels, der am Fenster hängt. Registriert das etwas schäbige Mäntelchen der Frau. Verärgert über so viel Leichtsinns in dieser Jahreszeit. Man kann schließlich nie wissen. Und nun stört es ihn, daß da eine Frau sitzt, die im Falle einer Notsituation Anspruch auf seinen Schutz hätte. Was er als ungerecht empfindet. In Gedanken sieht er bereits, wie sie erwartet, daß er seinen warmen Mantel um ihre Schultern legt. Und bei dieser Vorstellung empfindet er etwas wie Haß. Er beschließt, sich auf nichts einzulassen. Es ist nicht seine Schuld, wenn jemand leichtfertig an einem Wintertag mit einem dünnen Mantel eine Reise antritt. Es ist nicht sein Problem. Wirklich nicht. Selbst, wenn es sich um eine Frau handelt.

Der Zug bremst wieder. Steht. Ruckt erneut an. Es ist merklich kälter geworden im Abteil. Der Zug fährt, aber wie es dem Mann scheint, nicht mit der erforderlichen Geschwindigkeit. Was ihm einerseits beruhigend dünkt, zieht er menschliches Versagen des Bahnpersonals in Betracht. Andererseits erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, im Schnee steckenzubleiben.

Draußen beginnt es zu dunkeln. Im Abteil brennt kein Licht. Einmal hat ihm jemand von Schneeverwehungen erzählt. Von Notversorgung. Von Übernachtung in Dorfklubhäusern. Er versucht, für alle Fälle, eine Einstellung zu ge-

winnen. Besser, man ist auf alles gefaßt. Auch auf unterbrochene Telefonleitungen. Auf Abgeschnittensein von der Außenwelt. Die Pläne, die er für den Abend gemacht hatte und die einmal — ihm deucht jetzt, als wäre das ziemlich lange her — von einiger Bedeutung für ihn gewesen waren, sind längst aufgegeben. Auch scheint ihm jetzt das Ziel, von dem die Frau sprach, nicht mehr so deutlich zu sein. Wichtig ist im Moment nur der Schnee, der Zug, die Frau und das Abteil. Plötzlich kommt ihm die absurde Vorstellung, es gäbe gar keinen Zug mehr, auch keinen Wagen, nur dieses Abteil und diese Frau, mit der ihn weiter nichts verbindet und deren Gesicht er sich nicht merken kann.

Wieso kommt eigentlich niemand vorüber? Ein anderer Reisender etwa. Oder jemand vom Zugpersonal, der Auskunft geben könnte. Er kann nicht umhin, diesen Fakt jetzt merkwürdig zu finden. Er ist ein Tatmensch. Ihm wird klar, daß er sich in eine ganz und gar unpassende Situation gebracht hat. Er sitzt in einem Abteil, hört sich zweifelhafte Reden einer Frau an, ohne zu wissen, was außerhalb geschieht. Endlich, und es ist höchste Zeit, faßt er einen Entschluß. Er packt die Akten und die Zeitung in die Tasche, verstellt das Nummernschloß, legt die Tasche auf den Sitz rechts neben sich, erhebt sich, öffnet die Schiebetür und geht hinaus. Der Zug hat nun eine normale Reisegeschwindigkeit. Die Schneeflocken jagen als weiße Streifen am Fenster vorbei. Vielleicht holt er die Verspätung auf, denkt der Mann und geht den Gang hinunter und ist vom Abteil aus nicht mehr zu sehen.

Plötzlich ein heftiger Ruck. Ein unangenehmes Kreischen von Metall auf Metall. Der Mann stolpert vorwärts, kann sich gerade noch halten. Die Räder scheinen zu blockieren. Der Zug steht, aber nur für kurze Zeit. Dann setzt er sich wieder in Bewegung und gewinnt erneut an Geschwindigkeit. Der Mann vermeint jetzt, etwas von der Gegend erkennen zu können. Orientierungspunkte tauchen auf, die ihm vertraut erscheinen. Wenn der Zug mit dieser Geschwindigkeit weiterfährt, so schätzt der Mann, könnte es sein, daß die Verspätung unerheblich wird. Er versteht seine vorangegangene Unruhe nicht mehr und kehrt zum Abteil zurück.

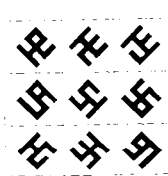
Als er die Schiebetür öffnet, ist die Frau verschwunden. Der Platz, an dem sie saß, ist leer. Der Mantel fehlt. Ihre Tasche ist nicht mehr da. Sie hat nichts zurückgelassen. Sie muß bei dem letzten kurzen Stop ausgestiegen sein. Der Mann kontrolliert mit einem mißtrauischen Blick die Notbremse, doch da scheint alles in Ordnung zu sein. Die Plombe ist unverletzt.

Die Frau ist also ausgestiegen. Einfach so. Der Mann hatte nicht darauf geachtet, ob da ein Bahnhof war. Wenn er sich jedoch recht besinnt, ist in dieser Gegend keiner zu erwarten. Außerdem entsprach der ruckartige Halt nicht der Einfahrt in einen Bahnhof. Dann wäre sie also auf freier Strecke ausgestiegen. Vielleicht, um ihren seltsamen Vorstellungen nachzugehen. Auf der Suche nach etwas hinter dem Schnee. Er sieht sie, im dünnen Mantel und mit unzureichendem Schuhwerk, durch den Schnee stapfen. Er zuckt die Schultern und setzt sich auf seinen alten Platz.

Plötzlich kommen ihm Zweifel, ob es diese Frau wirklich gegeben hat. Vielleicht existierte sie nur in seiner Einbildung. Er hat von solchen Fällen gehört. Je länger er darüber nachgrübelt, um so sicherer erscheint ihm, daß da niemals

eine Frau gesessen hat. Und so sehr er sich auch bemüht, er kann sich an kein Gesicht erinnern. Auch seine Platzwahl mit dem Rücken zur Fahrtrichtung scheint ihm nun kein Argument mehr für ihre Existenz zu sein. Wählt er doch im Winter wegen des leichten Luftzuges, der meist auf den gegenüberliegenden Plätzen herrscht, gern diese Seite des Abteils. Nichts deutet mehr auf die Anwesenheit einer Frau hin. Nicht einmal eine Verspätung. Der Zug wird pünktlich sein.

Aber etwas ist geblieben. Eine Vorstellung. Eine Vorstellung, die über dieses Abteil, diesen Wagen, diesen Zug, den Schnee hinausgeht. Eine Vorstellung von einer Frau, die den Zug bei einem Halt auf freier Strecke verlassen hat. Eine Vorstellung von einer Frau, die vornübergebeugt durch den Schnee stapft, um etwas hinter dem Schnee zu suchen. Und diese gesichtslose Frau erreicht ein höheres Maß an Wirklichkeit für ihn als das Abteil und der Zug, der wieder in der Zeit liegt und pünktlich ankommen wird. Ein höheres Maß an Wirklichkeit als die Einsamkeit, die ihn plötzlich umgibt.

<p>W.F.Haug</p> <p>Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt</p>  <p>Argument</p>	<p>Wolfgang Fritz Haug</p> <p>Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt</p> <p>Die Frage des Verhältnisses zur NS-Vergangenheit und der Lehren aus ihr ist eine Schlüsselfrage für die politische Identität der Westdeutschen.</p> <p>W.F. Haug analysiert die Diskurse der »Vergangenheitsbewältigung« der sechziger und achtziger Jahre im Vergleich und gibt so einen Einblick in die westdeutsche Nachkriegsgeschichte der Faschismusverarbeitung.</p> <p>260 Seiten, br., 22,- DM</p>
--	---

Günther Anders

»Ich bin 85!«

Als Pyrrhon 85 war, trat er (soweit man sein Rutschen noch als »Treten« bezeichnen konnte) in den Schönheitssalon im Nachbarhaus.

»Womit kann ich dienen?« fragte die Eigentümerin, ein hochblondes Gift, eine rosa angemalte Person, die in der Rechten eine Brennschere wie ein Schwert hielt.

»Ich bin nämlich 85 Jahre alt«, führte sich Pyrrhon ein.

»Na und?« fragte die Angemalte. Ihre Stimme hatte sie nicht anmalen können.

»Genau für sowas sind wir ja da! Nehmen Sie Platz!« Sie steckte sich einen Bonbon in den Mund.

Pyrrhon aber blieb stehen. (»Dieses Stück muß auch schon ihre 70 auf dem Buckel haben«, dachte er. »Mindestens.«)

»Glauben Sie«, fragte er, »Sie könnten mich mit Ihren Künsten vielleicht in einen verwandeln, der statt wie ein schläfriger Fünfundachtziger ...«

»Aber natürlich!« ermunterte sie ihn hustend. Ihr Bonbon flog ihr dabei aus dem Mund.

»... wie ein gesunder Achtziger aussehen würde?«

Die Alte hatte ihren Bonbon vergessen. Sie faßte Pyrrhon ins Auge. Der Kerl war offenbar im Oberstübchen nicht mehr ganz in Ordnung. »Wie ein gesunder Achtzigjähriger wünschen Sie auszusehen?« Sie wies mit ihrer Brennschere auf einen Sessel. Pyrrhon blieb aber stehen und nickte wohlgemut. (»What's bad about this number?« dachte er.) »Warum nicht?« fragte er statt dessen.

»Bedaure. Das Motto unseres Geschäfts lautet seit seiner Eröffnung: *wenn schon, denn schon*.« Während sie das krächzend mitteilte, zertrat sie knirschend den ausgespuckten Bonbon. »Was können Ihnen die fünf Jahre, die Sie loswerden wollen, denn schon einbringen?« Und dann: »Warum machen Sie es sich nicht endlich bequem?«

»Unterschätzen Sie die fünf Jahre nicht!« meinte Pyrrhon, der es sich nicht bequem machte.

»Lächerlich!« fand die Alte. »Aber in einen Vierzigjährigen kann ich Sie verwandeln. Sogar hokuspokusfidebus.« Sie blickte sinnloserweise auf ihr Handgelenk. »Sogar noch zum Vorsaisonpreis.«

»Um Gotteswillen!« rief da Pyrrhon, seine Hände hochwerfend. »In einen Vierzigjährigen!«

(»What's bad about this number?« dachte sie.) »Andere«, krächzte sie, »würden ein Vermögen dafür hinblättern!«

Das bestritt er nicht. »Aber das ist nicht mein Fall«, erklärte er. »Könnten wir uns nicht irgendwo in der Mitte einigen? Könnten Sie mich nicht in einen zurückverwandeln, der aussähe, sagen wir: wie ein rüstiger Fünfundsiebziger?«

»Sie scheinen mich nicht zu verstehen, mein Herr!« erklärte sie unbeirrbar und mit der härtesten Geschäftsstimme. »Das kommt überhaupt nicht in Frage. Aber in einen reschen Fünfunddreißigjährigen mit Handkuß!«

»Um Gotteswillen!« rief da Pyrrhon wieder, und wieder warf er seine Hände hoch.

»Über 40 kann ich nicht hinaufgehen!« krächzte sie in einem dezidierten Ton, so als wollte sie erklären: unter einen gewissen Minimalpreis könne sie nicht hinuntergehen. »Damit würde ich den Ruf meines Etablissements im ganzen Bezirk ein für alle Mal lächerlich machen.«

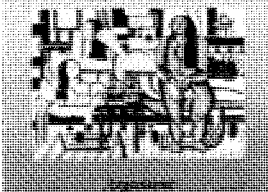
So standen die zwei Alten spinnefeind einander gegenüber. Aber nach ein paar Augenblicken hatte Pyrrhon sich schon gefaßt.

»Unter diesen Umständen«, sprach er mit erstaunlich fester Stimme. »bedauere ich es zutiefst, Sie aufgehalten zu haben.« Und verließ mit dem Schritt eines Vierzigjährigen den Laden.

Als er draußen war, pflanzte sie sich auf der Schwelle auf, erhob ihre Brennschere hinter ihm, sah dabei aus wie eine Kreuzung der Freiheitsstatue und der Hexe aus »Hänsel und Gretel« und drohte: »Unterstehen Sie sich!«

Er blickte sich noch einmal um.

»Das Risiko der Wiederbegegnung ist minimal«, beschwichtigte er sie. »Wie gesagt, ich bin 85.« Als er hörte, daß die Tür wieder ins Schloß gefallen war, wurde er wirklich wieder 85 und rutschte die 50 Schritte, sofern man sein Rutschen als »Schritte« bezeichnen durfte, nach Hause.

<p><i>Kornelia Hauser (Hg.)</i></p> <p>Viele Orte. Überall?</p> <p><i>Zeitschriften der Bewegung</i></p> <p><i>Festschrift für Frigga Haug</i></p> 	<p>Viele Orte. Überall? Feminismus in Bewegung Festschrift für Frigga Haug Herausgegeben von Kornelia Hauser</p> <p>Einen Überblick über ein internationales Projekt: den Marxismus für eine feministische Befreiungsperspektive nutzbar zu machen. Beiträge zur gesellschaftlichen Arbeit, zu weiblichen Vergesellschaftungsprozessen, zum biologischen und sozialen Geschlecht, zu Gleichheits- und Differenzkonzepten, zur Quotierungsdebatte, zu historischen Lebensentwürfen von Frauen, literarische Verarbeitungen weiblicher Erfahrungen. Mit einer Bibliographie der Schriften von F.Haug. 256 Seiten, br., DM 24,-</p>
---	--

Donna Haraway

Geschlecht, gender, genre — Sexualpolitik eines Wortes*

Das soziale Geschlecht in den Schriften von Marx und Engels

Die moderne feministische Auffassung vom sozial konstituierten Geschlecht (gender), die nach dem Zweiten Weltkrieg in den Frauenbewegungen theoretisch erarbeitet und diskutiert wurde, ist in den Schriften von Marx und Engels nicht zu finden. Beide haben jedoch hinsichtlich der späteren Politisierung und Theorisierung des Begriffs sowohl kritische Instrumentarien geliefert als auch Hindernisse errichtet. In einem sehr allgemeinen Sinn, nämlich in den Konnotationen, die der Begriff des biologischen Geschlechts (sex) enthält, ist »gender« im traditionellen Marxismus präsent; hinsichtlich der besonderen Beschaffenheit von Frau/en in ihrer Relation zu Männern als einer Gruppe und zum *Mann* (Mensch) als dem Subjekt der (westlichen) Geschichte jedoch stehen feministische Begriffe von »gender« in einem Spannungsverhältnis zu marxistischen Ansätzen. Moderne feministische Auffassungen von Geschlecht wurzeln in Simone de Beauvoirs Behauptung, daß »man nicht als Frau geboren« werde (de Beauvoir 1949) und in den gesellschaftlichen Bedingungen der Nachkriegszeit, die eine Konstruktion der Frau als eines sich entwickelnden kollektiven geschichtlichen Subjekts ermöglicht haben. »Gender« wurde als Begriff im Kampf gegen die Naturalisierung des sexuellen Unterschieds entwickelt und auf mehreren Kampffeldern verwendet. Die mit diesem Begriff verbundene feministische Theorie und Praxis versucht, die geschichtlichen Formationen des Geschlechtsunterschieds zu erklären und zu verändern, durch welche »Frauen« und »Männer« in hierarchischen und antagonistischen Beziehungen gesellschaftlich konstituiert und verortet sind.

Hauptsächlich aus zwei Gründen hat der traditionelle Marxismus nicht zu einem politischen Begriff von »gender« geführt: Erstens führten Frauen wie auch Stammesorganisationen nach Marx und Engels eine unsichere Existenz an der Grenze zwischen Natur und Gesellschaft. Auf diese Weise wurden ihre Bemühungen, die untergeordnete Rolle der Frauen zu erklären, durch die Kategorie der natürlichen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung untergraben, die wiederum in einer unerforschbaren natürlichen Heterosexualität wurzeln. Zweitens erklärten Marx und Engels die Unterdrückung verheirateter Frauen aus dem Privateigentum; auf diese Weise konnte die Unterdrückung der Frau mit den Begriffen kapitalistischer Klassenverhältnisse untersucht werden, nicht aber als besondere Form einer Politik der Sexualität zwischen Männern und Frauen. In Engels' »Der Ursprung der Familie, des Privateigentum und des Staates« (1884, MEW 21) findet sich diese Argumentation in ihrer klassischen Fassung.

* Aus dem Amerikanischen von Michael Haupt und Klaus-Dieter Tangermann. Der Artikel entstand im Rahmen der Arbeit an den deutschen Ergänzungsbänden zum »Kritischen Wörterbuch des Marxismus«, aus denen sich inzwischen das Projekt eines neuen Marxistischen Wörterbuchs entwickelt hat. — Der ursprünglich sehr viel umfangreichere Artikel Donna Haraways findet sich in: Hauser, Kornelia (Hrsg.): Viele Orte. Überall? Feminismus in Bewegung. Festschrift für Frigga Haug. Argument-Verlag, West-Berlin 1987.

Die Auffassung, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sei naturgegeben, ist vornehmlich in der »Deutschen Ideologie« (Teil I. Feuerbach, MEW 3) dargestellt. Marx und Engels gehen dort von einer vorgesellschaftlichen Arbeitsteilung im (heterosexuellen) Geschlechtsakt aus, die ihre unterstellten natürlichen Entsprechungen in der jeweiligen familiären Reproduktionstätigkeit von Männern und Frauen findet, und die es unmöglich macht, Frauen in ihren Beziehungen zu Männern einen konsequent geschichtlichen und gesellschaftlichen Ort zuzuweisen (vgl. auch die »Ökonomisch-philosophischen Manuskripte« von 1844, MEW EB I, 535, und »Das Kapital«, 1. Band, MEW 23, 372). Diese Unfähigkeit, Frauenarbeit als eine durch und durch geschichtliche Kategorie zu erkennen, erscheint im Lichte der »Deutschen Ideologie« und der darauf folgenden Arbeiten als paradox, wird doch die Familie als zentrale historische Quelle gesellschaftlicher Teilungen verstanden. Mit seiner knappen Versicherung, eine vollständige materialistische Analyse der Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens würde deren Doppelcharakter enthüllen, nämlich die Erzeugung von Existenzmitteln und »die Erzeugung von Menschen selbst«, war Engels von einer theoretischen Grundlegung für die besondere Unterdrückung der Frau nicht mehr weit entfernt (»Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates«, MEW 21, 28).

Das Paradigma der Geschlechtsidentität

Die politischen Neuformulierungen des Geschlechtsbegriffs durch europäische und euroamerikanische Feministinnen nahmen den Weg über eine Beschäftigung mit Bedeutung und Techniken von »sex« und »gender«, wie sie insbesondere in den USA von normativen, liberalen, eingreifend-therapeutischen Humanwissenschaften entwickelt worden waren, etwa der Psychologie, Psychoanalyse, Medizin, Biologie und Soziologie. Die Festschreibung des Geschlechtsbegriffs in einer individualistischen Problemstellung in Sachen Sexualität war von den typischen Merkmalen einer bürgerlichen, männerbeherrschten und rassistischen Gesellschaft geprägt. Eine biologistisch bestimmte Lektüre Freuds; ein auf die Arbeiten über geschlechtsbedingte Psychosomatik und Psychopathologie der grundlegenden Sexologen des 19. Jahrhunderts gerichtetes Interesse; die Entwicklung der biochemischen und physiologischen Endokrinologie seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts; die aus der vergleichenden Psychologie entstandene Psychobiologie der sexuellen Unterschiede; die Hypothesen über hormonale, chromosomale und neurale Zweigeschlechtlichkeit, die sich in den fünfziger Jahren vereinigten; schließlich die ersten Geschlechtsumwandlungen: aus dem Ineinanderverfließen dieser Elemente entstanden Idee und Begriff des Paradigmas der Geschlechtsidentität, wie es in den fünfziger und sechziger Jahren Gestalt annahm (Linden 1981; Stoller 1968; Money und Ehrhardt 1974).

Mit dem Paradigma der Geschlechtsidentität wurde die politisch-gesellschaftliche Geschichte der ihm zugrundeliegenden binären Kategorien wie Natur/Kultur und auch »sex/gender« nicht in Frage gestellt, denn der kolonialistische westliche Diskurs strukturierte die Welt als Objekt der Erkenntnis, mittels derer die Naturressourcen durch kulturelle Betätigung angeeignet wurden. Feministinnen

haben schon früh die binäre Logik des Natur/Kultur-Dualismus kritisiert, aber sie dehnten ihre Kritik nicht auf die davon abgeleitete Unterscheidung zwischen »sex« und »gender« aus, weil diese immer noch zur Bekämpfung des vorherrschenden biologischen Determinismus in den hartnäckigen politischen Auseinandersetzungen um »Geschlechtsunterschiede« in den Schulen, Verlagen, Krankenhäusern usw. tauglich war. Die anhaltende taktische Brauchbarkeit der Unterscheidung zwischen »sex« und »gender« in den Human- und Gesellschaftswissenschaften hatte ernste Folgen für so manche feministische Theorie, blieb diese doch ungeachtet wiederholter Bemühungen, die Grenzen in Richtung auf einen gänzlich politisierten und historisierten Geschlechtsbegriff zu überschreiten, an eben dies aufgeklärte und funktionalistische Paradigma gebunden (Sayers 1982; Hubbard, Henifen und Fried 1982; Bleier 1984; Bleier 1986; Fausto-Sterling 1985; Kessler und McKenna 1978; Thorne und Henley 1975; West und Zimmermann 1987; Morawski 1987).

Das Sex-Gender-System

Im Kontext der ersten sozialistisch bzw. marxistisch orientierten Anthologie feministischer Aufsätze zur Anthropologie, die in den USA erschien, entstand ein weiteres sowohl theoretisches wie auch politisches feministisches Konzept von »sex« und »gender«. Gayle Rubins äußerst einflußreiche Formulierung des »Sex-Gender-Systems« gründet sich auf die Verarbeitung von Marx, einem über Lacan vermittelten Freud und des Levi-Strauss'schen Strukturalismus (Rubin 1975). Rubin untersuchte die »Domestizierung der Frauen«, in der weibliche Menschen das Rohmaterial für die gesellschaftliche Produktion von Frauen bildeten, mittels der auf Verwandtschaft gegründeten Austauschbeziehungen, die bei der Entstehung menschlicher Kultur von Männern kontrolliert wurden.

Sie definierte das »Sex-Gender-System« als System sozialer Beziehungen, welches biologische Sexualität in Produkte menschlicher Tätigkeit umwandelt, und in dem dann die daraus resultierenden geschichtlich je besonderen sexuellen Bedürfnisse erfüllt werden. Ferner forderte sie eine an Marx orientierte Analyse von »Sex-Gender-Systemen« als Produkten menschlicher Tätigkeit, die durch politischen Kampf verändert werden können.

Rubin sah die geschlechtliche Arbeitsteilung und die psychologische Deutung des Begehrens (besonders die Entstehung des Ödipalen) als Grundlage für ein System der Produktion menschlicher Wesen an, das Männer mit Rechten über Frauen ausstattet, die keines natürlichen Ursprungs sind.

Wo Männer und Frauen im Kampf ums Überleben nicht die gleiche Arbeit verrichten können, und wo Tiefenstrukturen des Begehrens im »Sex-Gender-System« befriedigt werden müssen, in welchem Männer den Austausch von Frauen regeln, wird Heterosexualität zur verbindlichen Norm. Die Verpflichtung auf Heterosexualität ist deswegen für die Unterdrückung von Frauen von zentraler Bedeutung.

Rubins »Sex-Gender-System« ist viel benutzt wie auch kritisiert worden. In einem Aufsatz, der im Mittelpunkt vieler sozialistischer und marxistisch feministischer Diskussionen in den USA stand, beharrte Heidi Hartmann darauf, daß

das Patriarchat nicht einfach eine Ideologie sei, sondern ein materielles System, das »als Bündel sozialer Beziehungen zwischen Männern« definiert werden könne, »die eine materielle Grundlage besitzen, und die, obgleich hierarchisch, dergestalt eine wechselseitige Abhängigkeit und Solidarität unter Männern hervorbringen, daß Männer zur Herrschaft über Frauen befähigt werden« (Hartmann 1981, 14).

Hartmann benutzte Rubins Begriff des »Sex-Gender-Systems« für die Forderung, die Produktionsweise von Menschen in patriarchalen Gesellschaftsbeziehungen mittels der männlichen Kontrolle über weibliche Arbeitskraft zu begreifen.

In der Diskussion, die Hartmanns Thesen hervorriefen, kritisierte Iris Young die dualistische Interpretation von Kapital und Patriarchat als zwei unterschiedliche Systeme, die sich in der Unterdrückung von Klasse und Geschlecht verbünden. (In allen diesen Darstellungen blieb die Kategorie Rasse eine Art drittes und unerforschtes System.) Young stellte heraus, daß »patriarchalische Verhältnisse zu den Produktionsverhältnissen insgesamt innere Beziehungen unterhalten« (1981, 49). Auf diese Weise könne eine Fixierung auf die geschlechtliche Arbeitsteilung die Dynamik eines einzigen Unterdrückungssystems enthüllen. Zusätzlich zur Lohnarbeit schließe die geschlechtliche Arbeitsteilung auch die von Marx und Engels historisch nicht berücksichtigten Kategorien von Arbeit ein, z.B. das Austragen und Aufziehen von Kindern, Krankenpflege, Kochen, Hausarbeit und sexuelle Arbeit (wie Prostitution), um Geschlecht und besondere Situation der Frauen in den Mittelpunkt der historisch-materialistischen Analyse zu rücken. Da die geschlechtliche Arbeitsteilung zugleich die erste war, sei Rechenschaft darüber abzulegen, wie die Klassengesellschaft aus den Veränderungen in der geschlechtlichen Arbeitsteilung entstand. Eine solche Analyse behauptet nicht, alle Frauen befänden sich in einer gemeinsamen einheitlichen Lage, sondern konzentriert sich auf ihre historisch jeweils unterschiedlichen Positionen in dem Maße, in dem ihre entlohnte und unentlohnte Arbeit sie zum paradigmatischen marxistisch-feministischen Subjekt der Geschichte macht. In der Erforschung der erkenntnistheoretischen Konsequenzen eines feministischen historischen Materialismus ging es Nancy Hartsock (1983a u. b) ebenfalls vorwiegend um die Kategorien, die der Marxismus nicht hatte historisch erfassen können: die sinnliche Tätigkeit der Frauen bei der Erschaffung menschlicher Wesen durch Kinderhege und -pflege und die vielfältigen Formen weiblicher Ernährungs- und Subsistenzarbeit. Allerdings verwarf Hartsock die Terminologie der *geschlechtlichen* (gender) zugunsten der *sexuellen* (sexual) Arbeitsteilung, um die körperlichen Dimensionen weiblicher Tätigkeit hervorzuheben. Auch gegenüber Rubins Ansatz, der auf der Differenz von »sex« und »gender« beruht, verhielt Hartsock sich kritisch. Rubin betone die auf Verwandtschaft beruhenden Tauschbeziehungen auf Kosten einer materialistischen Analyse des Arbeitsprozesses, auf die sich jedoch die mögliche Herausbildung eines revolutionären Frauenstandpunkts gründen müsse (vgl. auch D. Smith 1974; Flax 1983; O'Brien 1981; Rose 1983, 1986; Harding 1983).

Aus den Diskussionen um das »Sex-Gender-System« hob Sandra Harding (1986) drei miteinander verbundene Aspekte des Geschlechtsbegriffs hervor.

Demzufolge ist »gender« erstens eine analytische Kategorie, zweitens eine Methode, um gesellschaftliche Beziehungen zu gestalten und drittens ein Strukturmerkmal von Identität. Die getrennte Untersuchung dieser Elemente zeigt die Komplexität und den problematischen Wert einer auf sozialer Geschlechteridentität beruhenden Politik. Indem Jeffrey Escoffier (1985) das »Sex-Gender-System« benutzt, um die Politik biologischer Identität in den Homosexuellenbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg zu untersuchen, tritt er dafür ein, die Entstehung und die Beschränkungen neuer Formen politischer Subjektivität theoretisch verfügbar zu machen, damit eine stabile und richtungweisende Politik ohne metaphysische Identitätseinschlüsse entwickelt werden kann.

Eine entgegengesetzte Argumentation entwickelte Donna Haraway (1985) in einer gegenüber den Bindungen des »Sex-Gender-Systems« an die kolonialistische Natur-Kultur-Ideologie kritischen Untersuchung marxistisch-feministischer Politik. Dabei konzentrierte sie sich auf die Verortung von Frauen in den durch multinationale Wissenschaft und Technologie vermittelten gesellschaftlichen, kulturellen sowie technischen Systemen.

In einer weiteren theoretischen Untersuchung, die dem Marxismus kritisch verpflichtet ist und die sich dem von »gender« abhängigen Vokabular gegenüber kritisch verhält, schreibt Catherine MacKinnon (1982):

»Sexualität bedeutet für den Feminismus dasselbe wie Arbeit für den Marxismus: unmittelbarstes Eigentum, zugleich aber höchste Entfremdung ... Sexualität ist derjenige gesellschaftliche Prozeß, welcher das Begehren hervorbringt, herausbildet, ausdrückt und ausrichtet; ein Prozeß, der die gesellschaftlichen Wesen produziert, die wir als Männer und Frauen kennen, so wie ihre Beziehungen wiederum die Gesellschaft produzieren. (...) Wie die organisierte Ausbeutung der Arbeit von einigen zum Nutzen anderer eine Klasse — die der Arbeiter — definiert, so definiert die organisierte Ausbeutung der Sexualität einiger Menschen für den Gebrauch durch andere das Geschlecht Frau.«

MacKinnons Position stand im Mittelpunkt äußerst kontroverser Haltungen zum politischen Handeln in weiten Teilen der US-amerikanischen Bewegung gegen Pornographie, definiert als Gewalt gegen Frauen. Frauen werden nicht einfach nur als ihrem Arbeitsprodukt entfremdet betrachtet: sofern sie als Frauen, d.h. als Sexualobjekte existieren, sind sie nicht einmal der Möglichkeit nach geschichtliche Subjekte.

In Übereinstimmung mit MacKinnon, die Gewalt als geschlechtsspezifisches Phänomen ansieht, gelangte Teresa deLauretis in ihrem Entwurf von »gender« zu der Ansicht, dieser stelle die unerforschte tragische Schuld moderner und post-moderner Kulturtheorien dar, deren Fehler im heterosexuellen Vertrag bestehe. DeLauretis (1984, 1985) definiert die Geschlechterfrage als gesellschaftliche Konstruktion von »Frau« und »Mann« und als semiotische Produktion von Subjektivität; »gender« bezieht sich auf die »Geschichte, die Praxen und die Überlagerung von Bedeutung und Erfahrung«, d.h. auf die »wechselseitigen semiotischen Beeinflussungen der äußeren Welt gesellschaftlicher Wirklichkeit und der inneren Welt der Subjektivität«. In diesem Zusammenhang bezieht sich deLauretis auf Charles Peirces Theorie der Zeichenbildung, um Erfahrung theoretisch so bestimmen zu können, daß sowohl die intime Verkörperung von Erfahrung als auch ihre Vermittlung durch Prozesse der Zeichenbildung berücksichtigt werden.

Eine von MacKinnons und deLauretis' Ansätzen sehr verschiedene Theorie des Bewußtseins und der Produktion von Bedeutungen findet sich bei Hartsock.

Ihre Erforschung der sexuellen Arbeitsteilung bezog sich auf Versionen der Psychoanalyse im angelsächsischen Sprachraum, die besonders in der sozialistisch-feministischen Theorie in den USA Bedeutung erlangten, d.h. die Theorie der Objektbeziehungen (Chodorow 1978). Ohne Rubins Lacan verpflichtete Theorien einer fortwährend fragmentarisch sexualisierten Subjektivität zu übernehmen, bedient sich Chodorow des Sex-Gender-Systems in ihrer Untersuchung über die gesellschaftliche Organisation von Elternschaft. Diese brachte einerseits Frauen hervor, welche eher als Männer die Fähigkeit zu integrativen Beziehungen besaßen, verstärkte andererseits aber die untergeordnete Position der Frauen, indem diese durch ihre Tätigkeit für die Mutterrolle im Patriarchat strukturiert wurden. Einer psychoanalytischen Theorie der Objektbeziehungen gegenüber einer an Lacan orientierten Version den Vorzug zu geben, bedeutet, sich in die Nähe benachbarter Begriffe wie »Geschlechtsidentität« und ihres empirisch sozialwissenschaftlichen Bedeutungsgeflechts zu begeben, entgegen einer »Aneignung von Positionen sexualisierter Subjektivität« und ihrer Verknüpfung mit der kontinentalen Kultur- und Texttheorie. Zwar wurde diesem Konzept vorgehalten, die Frau als wesentlich durch Beziehungen bestimmt anzusehen, dennoch wurde Chodorows feministische Theorie der Objektbeziehungen für die Untersuchung eines breiten Spektrums sozialer Erscheinungen herangezogen, das von dem moralischen Urteil von Frauen (Gilligan 1982) bis zur systematischen (erkenntnistheoretischen wie auch psychischen und organisatorischen) männlichen Vorherrschaft in den Naturwissenschaften im »Sex/Gender-System der Wissenschaften« reicht (Keller 1985).

Chodorows frühes Werk war im Zuge der soziologischen und anthropologischen Theoriebildung über die Spaltung von Öffentlichkeit und Privatheit in der Unterordnung von Frauen entstanden (Rosaldo und Lamphere 1974). Rosaldo thematisierte die allenthalben sichtbare Beschränkung der Frauen auf den häuslichen Bereich, während Macht derjenigen als öffentlich bezeichneten Sphäre zugemessen wurde, die von Männern besetzt war. Sherry Ortner verknüpfte diesen Ansatz mit ihrer strukturalistischen Analyse und Kritik an der Auffassung, das Verhältnis der Frauen zur Natur sei wie das der Männer zur Kultur. Die beiden Aufsatzsammlungen lenkten die Aufmerksamkeit in der euro-amerikanischen feministischen Theorie auf das Sex-Gender-System (Reiter 1975) und die verwandten Dualismen von Natur-Kultur und öffentlich-privat (Rosaldo und Lamphere). Die nachfolgenden Theorien über die gesellschaftliche Stellung von Frauen waren einerseits tief vom umfassenden Einfluß dieser analytischen Werkzeuge geprägt, zugleich diesem gegenüber aber auch zunehmend kritisch eingestellt (Whitehead und Ortner 1981; MacCormack und Strathern 1980; Rosaldo 1980; Rubin 1984),

Die allgemeine ausschließliche Vorherrschaft des Sex-Gender-Systems sowie die Trennung in öffentlich und privat wurde besonders von schwarzen Frauen politisch scharf kritisiert, die hierin einen Bestandteil der ethnozentristischen und imperialen Tendenzen des europäischen und euroamerikanischen Feminismus sahen. Die Kategorie »gender« verdunkelte alle anderen »Anderen« und setzte sie zurück. Versuche, das westliche Verständnis von Geschlecht zur Charakterisierung der »Dritte-Welt-Frau« heranzuziehen, endeten oftmals in der Wieder-

holung des kolonialistischen Diskurses (Mohanty 1984; »Many voices, one chant«). Darüber hinaus hatten die US-amerikanischen »farbigen Frauen« — selbst eine komplexe und umstrittene politische Konstruktion von Geschlechtsidentitäten — seit Beginn der Frauenbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg kritische Theorien hervorgebracht, welche die Produktion eines Systems hierarchischer Unterschiede zum Gegenstand hatten, in dem Rasse, Nationalität, Geschlecht und Klasse miteinander verwoben waren (Ware 1970; Davis 1982; Hooks 1981, 1984; Bethel und B. Smith 1979; Combahee River Collective 1979; Moraga 1983; Lorde 1982, 1984; Hull, Scott und Smith 1982; Sandoval o.J.; Joseph und Lewis 1981; Walker 1983; Christian 1985; Giddings 1985; B. Smith 1983; Moraga und Anzaldúa 1981). Diese Theorien über die gesellschaftliche Verortung von Frauen begründen und gliedern die offene, aber nicht allumfassende »allgemeine« feministische Theorie, in der Begriffe wie »Differenz« (Audre Lorde), »oppositionelles Bewußtsein« (Sandoval), »womanist« (Walker), »Dritte-Welt-Feminismus« (Moraga, Smith) und »sexual-politische Klassen« (Sofoulis) das Feld des frauenspezifischen Emanzipationsdiskurses regeln, indem dieser entschlüsselt, was innerhalb wie außerhalb »des Feminismus« in den zugleich verschiedenartigen wie miteinander verschränkten weltweiten Herrschaftssystemen als »Frau« angesehen wird.

In den achtziger Jahren wurde »Kitchen Table: Women of Color Press« in New York gegründet, um kritische theoretische und andere Texte radikaler farbiger Frauen zu veröffentlichen. Diese Entwicklung muß im Zusammenhang mit internationalen Veröffentlichungen gesehen werden, in denen Frauen in vielen Formen die Geschichte ihrer Werdegänge schreibend bewußt machen und so die Grundlagen des westlichen Feminismus und vieler anderer Diskurse ins Wanken bringen. Das rassenhierarchische Beziehungssystem verdunkelt die Veröffentlichungen farbiger Frauen, weil ihre Herkunft, Sprache, Eigenart — kurz, ihre »Marginalität«, »Andersartigkeit« und »Differenz« — von den »unbezeichneten« Positionen der hegemonialen und imperialen (»weißen«) Theorie aus gesehen werden. Aber gerade von »Andersartigkeit« und Differenz« handelt die Geschlechterkategorie; eine Tatsache, die den Feminismus als eine Politik konstituiert, welche durch ihre Kampffelder und ihre wiederholte Ablehnung universeller Theorien definiert ist. »Gender« war als Kategorie zur Untersuchung dessen entwickelt worden, was unter »Frau« zu fassen sei, um das zuvor für selbstverständlich Gehaltene zu problematisieren. Feministische Theorien über »gender« stimmen darin überein, daß jedes kohärente Subjekt illusionär ist, und daß sich persönliche und kollektive Identität mühsam und fortwährend gesellschaftlich wiederherstellt (Coward 1983). Die Auseinandersetzung über Mittel und Formen dieser Wiederherstellung bildet den Kern feministischer Sex-Gender-Politik.

Man wird nicht als Frau geboren: Übernahme der Auffassung von sexuell bestimmter Subjektivität nach dem 'Mai 68'

Was der euroamerikanische feministische Diskurs mit der Redeweise von »gender« ausdrückt, ist im europäischen Schrifttum gewöhnlich mit den Begriffen vom »sexuell verorteten Subjekt« und der »sexuellen Differenz« ver-

bunden, wobei sich die jeweiligen Sprachweisen nicht gegenseitig ausschließen (vgl. für den englischen marxistischen Feminismus über »sexuelle Verortung im Patriarchat«: Mitchell 1971; Kuhn and Wolpe 1978; Marxist-Feminist Literature Collective 1978; Brown and Adams 1979; die Zeitschrift *m/f*; Barrett 1980 — für deutsche sozialistisch-feministische Auffassungen über Sexualisierung vgl. Haug 1980, 1982; Haug u.a. 1983 [engl. 1987]; Mouffe 1983). Mehrere Strömungen des westeuropäischen Feminismus (von denen einige diese Bezeichnung zurückweisen) sind nach den Ereignissen des Mai '68 entstanden. Arbeiten von Monique Wittig, Monique Plaza, Colette Guillaumin und Christine Delphy, die in *Questions Feministes*, *Nouvelles Questions Feministes* und *Feminist Issues* erschienen, sowie die um die Gruppe »Psychoanalyse et Politique« entstandenen Arbeiten oder diejenigen von Julia Kristeva, Luce Irigaray, Sarah Kofman und Helene Cixous haben auf die internationale feministische Diskussion außerordentlich einflußreich gewirkt (einführende Zusammenfassungen finden sich bei Marks und de Courtivron 1980; Duchon 1986; Gallup 1982; Moi 1985). Zwei besonders konträre Beiträge zum Geschlechtsbegriff sind zu erwähnen: Monique Wittigs und Christine Delphys Befürwortung eines materialistischen Feminismus, der das Problem in der »Herrschaft«, nicht in der »Differenz« sieht, und demgegenüber Irigarays, Kristevas und Cixous' unterschiedliche Auffassungen, denen zufolge (in komplexer Verknüpfung mit Derrida, Lacan u.a.) das Subjekt sich in einem fortwährenden Prozeß befindet und ihm möglicherweise am ehesten mit literarischen und textuellen Verfahrensweisen und ihren gespaltenen Subjekten nahezukommen sei, worin die Idee der Frau letztlich unabgeschlossen und vielschichtig bleibt.

Literaturverzeichnis

- Aptheker, Betina, 1982: *Woman's Legacy: Essays on Race, Sex and Class in American History*. Amherst
- Barrett, Michèle, 1980: *Women's Oppression Today*. London (Das unterstellte Geschlecht. West-Berlin) 1983
- Beauvoir, Simone de, 1952: *The Second Sex*. New York (Das andere Geschlecht. Reinbek 1951)
- Bebel, A., 1971: *Woman under Socialism (1883, übersetzt v. D. de Leon. New York; orig. Women in the Past, Present and Future, 1878)*
- Bethel, Lorraine, und Barbara Smith (Hrsg.), 1979: *Conditions: Five. »The Black Women's Issue«*
- Bhavnani, Kum Kum, und Margaret Coulson, 1986: *Transforming socialist feminism: The challenge of racism*. In: *Feminist Review* 23
- Bleier, Ruth, 1984: *Science and Gender*. New York
- dies. (Hrsg.), 1986: *Feminist Approaches to Science*. New York
- Brighton Women in Science Group, 1980: *Alice through the Microscope*. London
- Brown, Beverley, und Parveen Adams, 1979: *The feminine body and feminist politics*. *m/f* 3, 35-57
- Bulkin, Elly, Minnie Bruce Pratt und Barbara Smith, 1984: *Yours in Struggle: Three Feminist Perspectives on Racism and Anti-Semitism*. New York
- Chodorow, Nancy, 1978: *The Reproduction of Mothering: Psychoanalysis and the Sociology of Gender*. Los Angeles (Das Erbe der Mütter. München 1985)
- Christian, Barbara, 1985: *Black Feminist Criticism*. New York
- Combahee River Collective, 1979: *A Black feminist statement*. In: Zillah Eisenstein (Hrsg.): *Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist Feminism*. New York
- Coward, Rosalind, 1983: *Patriarchal Precedents: Sexuality and Social Relations*. London
- Davis, Angela, 1982: *Women, Race, and Class*. London
- DeLauretis, Teresa, 1984: *Alice Doesn't*. Bloomington
- dies., 1985: *The violence of rhetoric: Considerations on representation and gender*. In: *Semiotica* 54, 11-31
- Duchon, Claire, 1986: *Feminism in France from May '68 to Mitterrand*. London
- Editors of »Questions Feministes«, 1980: *Variations on some common themes*. In: *Feminist Issues* 1/1, 3-22
- Eisenstein, Zillah (Hrsg.), 1979: *Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist Feminism*. New York

- Engels, F., 1884: The Origins of the Family, Private Property and the State (Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. In: MEW 21)
- Escoffier, J., 1985: Sexual revolution and the politics of gay identity. In: *Socialist Review*, 82/83, 119-154
- Fausto-Sterling, Anne, 1985: Myths of Gender: Biological Theories about Women and Men. New York
- Feminist Review 17, 1984: Many voices, one chant: Black Feminist Perspectives
- Flax, Jane, 1983: Political philosophy and the patriarchal unconscious: A psychoanalytic perspective on epistemology and metaphysics. In: S. Harding and M. Hintikka (Hrsg.): *Discovering Reality*. Dordrecht, 245-282
- dies., 1987: Postmodernism and gender relations in feminist theory. In: *Signs* 12/4, 621-643
- Foucault, M., 1978: The History of Sexuality, V. 1, Introduction. New York (Sexualität und Wahrheit, Bd. 1. Frankfurt/M. 1979)
- Frankenberg, Ruth, 1987: Growing up white: Feminism, racism, and the social geography of childhood (Msk.)
- Gallup, Jane, 1982: Feminism and Psychoanalysis. New York
- Giddings, Paula, 1985: When and Where I Enter: The Impact of Black Women on Race and Sex in America. Toronto
- Gilligan, Carol, 1982: In a Different Voice. Cambridge (Die andere Stimme. München, Zürich 1984)
- Haraway, Donna, 1985: Manifesto for cyborgs: Science, technology, and socialist feminism in the 1980s. In: *Socialist Review* 80, 65-108 (Lieber Kyborg als Göttin. In: Lange, B.P. und A.M. Stuby: »1984«. West-Berlin 1984)
- Harding, Sandra, 1980: Why has the sex/gender system become visible only now? In: S. Harding und M. Hintikka (Hrsg.): *Discovering Reality*. Dordrecht, 311-324
- dies., 1986: The Science Question in Feminism. Ithaka, New York
- Harding, Sandra, und Merrill Hintikka (Hrsg.), 1983: *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology, and Philosophy of Science*. Dordrecht
- Hartmann, Heidi, 1981: The unhappy marriage of marxism and feminism. In: Lydia Sargent (Hrsg.): *Women and Revolution*. Boston
- Hartsock, Nancy, 1983a: The feminist standpoint: Developing the ground for a specifically feminist historical materialism. In: Sandra Harding, und Merrill Hintikka (Hrsg.): *Discovering Reality*. Dordrecht, 283-310
- dies., 1983b: Money, Sex, and Power. New York
- Haug, Frigga (Hrsg.), 1980: Frauenformen. Alltagsgeschichten und Entwurf einer Theorie weiblicher Sozialisation. West-Berlin
- dies., 1982: Frauen und Theorie. In: *Das Argument* 136. West-Berlin
- dies. (Hrsg.), 1983: Frauenformen 2. Sexualisierung der Körper. West-Berlin
- dies. (Hrsg.), 1987: Female Sexualization: A Collective Work of Memory. London
- Hooks, Bell, 1981: Ain't I a Woman. Boston (Vorwort dt., in: *Das Argument* 134. West-Berlin 1982)
- dies., 1984: From Margin to Center. Boston
- Hubbard, Ruth, M.S. Henifin und B. Fried (Hrsg.), 1982: *Biological Woman — the Convenient Myth*. Cambridge
- Hull, Gloria, P.B. Scott und B. Smith (Hrsg.), 1982: *All the Women Are White. All the Men Are Black. But Some of Us Are Brave*. New York
- Illich, I., 1982: *Gender*. New York
- Jaggar, Alison, 1983: *Feminist Politics and Human Nature*. New York
- Joseph, Gloria, und Jill Lewis, 1981: *Common Differences*. New York
- Kaplan, Caren, 1987: *The Poetics of Displacement: Exile, Immigration, and Travel in Contemporary Autobiographical Writing*. Santa Cruz
- Keller, Evelyn, 1985: *Reflections on Gender and Science*. New Haven (Liebe, Macht und Erkenntnis — Wie männlich ist die Wissenschaft? München, Wien 1986)
- Kessler, Suzanne, und Wendy McKenna, 1978: *Gender: An Ethnomethodological Approach*. Chicago
- King, Katie, 1987: *Canons without Innocence*. Santa Cruz
- Kollontai, Alexandra, 1977: *Selected Writings*. London
- Kuhn, Annette, 1978: Structures of patriarchy and capital in the family. In: Annette Kuhn und AnnMarie Wolpe (Hrsg.): *Feminism and Materialism*. London
- Kuhn, Annette, und AnnMarie Wolpe (Hrsg.), 1978: *Feminism and Materialism*. London
- Linden, Robin Ruth, 1981: The social construction of gender: A methodological analysis of the gender identity paradigm. Santa Cruz
- Lewontin, R.C., S. Rose und L. J. Kamin, 1984: *Not in Our Genes: Biology, Ideology, and Human Nature*. New York
- Lorde, Audre, 1982: *Zami*. New York
- dies., 1984: *Sister Outsider*. New York
- Lowe, Marian, und Ruth Hubbard (Hrsg.), 1983: *Woman's Nature: Rationalizations of Inequality*. New York
- MacCormack, Carol, und Marilyn Strathern (Hrsg.), 1980: *Nature, Culture, Gender*. Cambridge
- MacKinnon, Catherine, 1982: Feminism, marxism, method, and the state: An agenda for theory. In: *Signs* 7/3, 515-544
- Marx, Eleanor, und E. Aveling, 1885/86: *The Woman Question*. London
- Marx, K., 1964: *Capital*, V. 1. New York (Das Kapital Bd. I. MEW 23)

- ders., 1964: *The Economic and Philosophic Manuscripts of 1844*. New York (MEW EB 1)
- ders., 1972: *Ethnological Notebooks*
- Marx, K., und F. Engels, 1970: *The German Ideology*. London (Die deutsche Ideologie, MEW 3)
- Marxist-Feminist Literature Collective, 1978: Women's writing. In: *Ideology and Consciousness* 1/3, 27-48
- Minh-ha, Trinh T. (Hrsg.). 1986/87: She, the Inappropriate/d Other. *Discourse* 8
- Mitchell, Juliet, 1966: Women: the longest revolution. In: *New Left Review* 40, 11-37
- dies., 1971: *Women's Estate*. New York
- Mohanty, Chandra Talpade, 1984: Under western eyes: Feminist scholarship and colonial discourse. In: *Boundary* 2 (12) und 3 (13), 333-358
- Moi, Toril, 1985: *Sexual/Textual Politics*. London. New York
- Money, J., und Anke Ehrhardt, 1974: *Man and Woman, Boy and Girl*. New York
- Moraga, Cherrie, 1983: *Loving in the War Years*. Boston
- Moraga, Cherrie, und Gloria Anzaldúa (Hrsg.). 1981: *This Bridge Called My Back*. Watertown
- Morawski, J.G., 1987: The troubled quest for masculinity, femininity, and androgyny. In: *Review of Personality and Social Psychology* 7, 44-69
- Mouffe, Chantal, 1983: The sex-gender system and the discursive construction of women's subordination. In: *Re-thinking Ideology*. Berlin/W.
- O'Brien, Mary, 1981: *The Politics of Reproduction*. New York
- Ortner, Sherry, und Harriet Whitehead (Hrsg.), 1981: *Sexual Meanings: The Cultural Construction of Gender and Sexuality*. Cambridge
- Reiter, Rayna Rapp, 1975: *Toward an Anthropology of Women*. New York
- Rosaldo, Michelle, 1980: The use and abuse of anthropology. In: *Signs* 5, 389-417
- Rosaldo, Michelle, und Louise Lamphere (Hrsg.), o.J.: *Woman, Culture, and Society*. Palo Alto
- Rose, Hilary, 1983: Hand, brain, and heart: Towards a feminist epistemology of the natural sciences. In: *Signs* 9
- dies., 1986: Women's work : Women's knowledge. In: Juliet Mitchell und Ann Oakley (Hrsg.): *What Is Feminism?* New York, 161-183
- Rubin, Gayle, 1975: The traffic in women: Notes on the political economy of sex. In: Rayna Rapp Reiter (Hrsg.): *Toward an Anthropology of Women*. New York, 157-210
- dies., 1983: *Money, Sex, and Power*. New York
- dies., 1984: *Thinking sex: Notes for a radical theory of the politics of sexuality*. In: Carol Vance (Hrsg.): *Pleasure and Danger*. Boston, London, 267-319
- Sandoval, Chela, o.J.: *Women Respond to Racism*. Oakland
- Sargent, Lydia (Hrsg.). 1981: *Women and Revolution*. Boston
- Sayers, Janet, o.J.: *Biological Politics: Feminist and Anti-Feminist Perspectives*. London
- Smith, Barbara (Hrsg.). 1983: *Home Girls: A Black Feminist Anthology*. New York
- Smith, Dorothy, 1974: Women's perspective as a radical critique of sociology. In: *Sociological Inquiry* 44
- Sofoulis, Zoe, 1987: *Lacklein*. (Manuscript)
- Spivak, Gayatri, 1985: Three women's texts and critique of imperialism. In: *Critical Inquiry* 12/1, 243-261
- Stoller, R., 1968 u. 1976: *Sex and Gender*. Bd. 1 u. 2. New York
- Thorne, Barrie, und N. H. Henley (Hrsg.), 1975: *Language and Sex: Difference and Dominance*. Massachusetts
- Walker, Alice, 1983: *In Search of Our Mothers' Gardens*. New York
- Ware, Celestine, 1970: *Woman Power*. New York
- West, Candance, und D.H. Zimmermann, 1987: Doing gender. In: *Gender and Society* 1/2, 125-151
- Wittig, Monique, 1981: One is not born a woman. In: *Feminist Issues* 2, 47-54
- The Woman Question: Selected Writings of Marx, Engels, Lenin and Stalin*. New York, 1951
- Young, Iris, 1981: Beyond the unhappy marriage: A critique of the dual systems theory. In: L. Sargent (Hrsg.): *Women and Revolution*. Boston, 44-69

Verena Stolcke

Alte Werte, neue Fortpflanzungstechnologien: Auf der Suche nach der Vaterschaft*

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!
(Goethe, *Prometheus*, 1773)

Ein Wissenschaftler ist notwendigerweise Kind seiner Zeit
und Erbe des Denkens vieler Generationen.
Aber die Erforschung seiner Umwelt und der Umstände, die ihn
prägen, kann unter mehreren Gesichtspunkten betrieben werden.
(J. Needham, *Time: The Refreshing River*, Essays and Addresses,
1932-1942, London 1943)

Üblicherweise haben sich EthnologInnen mit der Erforschung der »Anderen«, der »Primitiven« befaßt. Die Ethnologie ist jedoch mehr als das. Sie erforscht gesellschaftliche Gegebenheiten im Allgemeinen und deren kulturelle und symbolische Ausdrucksformen in ihren räumlich und zeitlich unterschiedlichen Erscheinungen. Es besteht daher kein Grund, die westliche Kultur von diesem Unterfangen auszuschließen. Ich möchte in diesem Aufsatz einen der jüngsten Auswüchse der westlichen technologischen Kultur, nämlich die neuen Fortpflanzungstechnologien (nFT) und vor allem den Reagenzglas-Baby-Boom, in Hinblick auf ihre vielfachen gesellschaftlichen, politischen und symbolischen Bedeutungen und Folgen untersuchen.

Utopie wird Wirklichkeit

Der männliche Traum von der Erschaffung des Lebens ist alt. Bis vor kurzem noch war er zwar beispielhaft für den Wissensdurst des modernen Mannes und dessen Wunsch, die Natur zu kontrollieren, jedoch nur als ein Hirngespinnst, das ihm zugleich die Grenzen seines Menschseins verdeutlichte. Doch inzwischen wird der Traum schnell Wirklichkeit.

1818 veröffentlichte Mary Shelley, Tochter der Feministin Mary Wollstonecraft und des anarchistischen politischen Philosophen William Godwin und später Ehefrau des Schriftstellers Shelley, zunächst anonym *Frankenstein, or the Modern Prometheus*. Es ist die Geschichte eines Wissenschaftlers, der ein männliches Monster erschuf. Frankensteins Scheitern verdeutlicht sowohl das zwanghafte männliche Streben nach der Enthüllung der Geheimnisse des Lebens, um

* Ich möchte Monika Flamm meinen besonderen Dank sagen für die Übersetzung dieses Artikels aus dem Englischen.

selbst Leben schaffen zu können, als auch die Grenzen eines wissenschaftlichen Unterfangens bar jeder moralischen Verantwortung.

1926 schrieb Charlotte Haldane, die Frau des bekannten englischen Biologen J.B.S. Haldane und Feministin, *Man's World*, eine pseudowissenschaftliche Utopie über die Auswirkungen einer Gesellschaft, in der Männer im voraus die »Qualität« und das Geschlecht ihrer Kinder bestimmen können. Das Ergebnis ist eine hohle, funktionale und von einer wissenschaftlichen Elite regierte weiße Gesellschaft. Freiheit und Vielfalt werden Gemeinschaftszielen geopfert und Frauen gemäß ihrer Fortpflanzungsfähigkeit klassifiziert. Haldanes Träume von einer ektogenetischen Kinderzucht unter eugenischen Kriterien, die er 1923 in *Deadalus* beschrieb, hatten Charlotte inspiriert.¹

Fast gleichzeitig schrieb der berühmte Biologe H.J. Muller *Out of the Night, a Biologist's View of the Future*, eine eugenische Utopie, die eine von einer superintelligenten und äußerst kooperativen Rasse bevölkerte »Schöne Neue Welt« vorhersah. Die künstliche Insemination, das Kultivieren und Lagern von Spermien großer Männer (seine Helden waren Lenin, Newton, da Vinci, Pasteur, Beethoven, Omar Khayam, Puschkin, Sun Yat Sen und Marx), die Entnahme von Eizellen für die Befruchtung außerhalb der Gebärmutter, der Embryotransfer und die Geschlechtsbestimmung mit dem Ziel, genetische Mängel zu beseitigen und das Geschlechterverhältnis im Dienste der Wissenschaft neu zu bestimmen, würden zur Steigerung der menschlichen Intelligenz und Verbesserung moralischer Werte führen und somit dazu beitragen, die Wettbewerbsgesellschaft zu überwinden und die Klassen abzuschaffen.²

»All das ist kein bloßer Traum mehr. Ich bin davon überzeugt, daß er — abgesehen davon, daß er mit Sicherheit verwirklicht werden kann — auch bestimmt verwirklicht werden wird. Es mag heute noch umstritten sein, wie die Genetik auf den Menschen angewandt werden wird; aber angewandt werden wird sie auf jeden Fall. Es ist undenkbar, daß der Mensch, jetzt wo er so weit ist, jemals freiwillig diese potentielle Macht aufgeben wird. Genausowenig wird eine aufgeklärte Welt letztendlich auf wirkungsvolle Möglichkeiten der eigenen Weiterentwicklung verzichten. Abgesehen davon, daß unsere genetische Verbesserung zweifellos möglich ist, wird sie sicherer und leichter realisierbar sein als die endgültige Bezwungung des Atoms, des Weltalls oder der äußeren Natur im Allgemeinen ... Und selbst wenn unsere Eroberung der äußeren Natur scheitern sollte, werden wir immerhin selbst bezwungen haben und mit der Aussicht auf einige hundert Millionen Jahre glückliches Strebens, die auf diesem Planeten auf uns warten, zufrieden genug sein.« (Muller 1936, 154f.)

Muller teilte seine Begeisterung für die Eugenik mit den meisten seiner Zeitgenossen; er war jedoch kein Laissez-Faire-Sozialdarwinist; im Gegenteil: Er schlug die Menschenzucht unter eugenischen Kriterien als Weg zur sozialen Verbesserung vor. Außerdem setzte er sich für die Befreiung der Frauen vom »Martyrium« der unfreiwilligen Mutterschaft ein. Denn nur die Geburtenkontrolle würde die eugenische Menschenzucht in der Form ermöglichen, daß sich Frauen unfruchtbarer Männer mit den Spermien außergewöhnlicher Männer inseminieren ließen.

Mullers eugenisches Konzept der freien Wahl ging davon aus, daß Eigenschaften wie Intelligenz, Kreativität, Kooperation, physische und geistige Gesundheit ausgewählt würden. Obwohl er die faschistische Anwendung der Genetik verurteilte, stellte er die elitären Prämissen seiner eigenen Theorie nie in Frage. Erwähnenswert ist noch, daß sowohl beide Haldanes als auch Muller

der politischen Linken angehörten. Alle drei unterstützten aktiv die republikanische Seite im spanischen Bürgerkrieg.

Diese Auswahl von Werken ist willkürlich. Gewiß brauche ich Huxleys *Schöne Neue Welt* nicht anzuführen; sie ist zu Genüge bekannt. Sie alle sind jedoch auf unterschiedliche Weise für mein Thema, nämlich die Beweggründe, Bedeutung und Folgen der neuen Fortpflanzungstechnologien, relevant. Es geht stets um das Streben nach Wissen, nach Kontrolle der Lebensgrundlagen, um den eugenischen Traum einer perfekten Rasse und um die Instrumentalisierung von Frauen im Dienste dieses Traums.

Die Entwicklung der Fortpflanzungskontrolle

Mullers eugenisches Konzept war zu seiner Zeit in seinen technischen Details neu. Aber Gesellschaften haben schon immer ihre Fortpflanzung kontrolliert. Lediglich die Medikalisierung der Fortpflanzung setzte erst im späten 18. Jahrhundert ein. Im Anschluß daran wurden gleichzeitig Verhütungsmittel und die künstliche Insemination entwickelt.

Mit dem Aufstieg der Bourgeoisie im späten 18. Jahrhundert war auch ein neuer Begriff der Kindheit entstanden. Das Kind rückte in den Mittelpunkt der Familie, und das Gebären von Kindern schien mehr und mehr eine Frage der Wahl zu sein (vgl. Lepenies 1976, 199f.; Gordon 1976; Trallori 1983). Spallanzani, einer der Begründer der experimentellen Biologie, ein Präformationist, der meinte, daß das Lebewesen sich im Ei befände, wies in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts experimentell die Befruchtung von Eiern durch Spermien nach und führte eine künstliche Besamung an einer Hündin durch (Coleman 1977). Dies war anscheinend die zweite dokumentierte künstliche Befruchtung von Säugtieren; die erste, an einer Stute, geht wahrscheinlich in das 14. Jahrhundert zurück. Angesichts dessen, daß die künstliche Insemination, die lediglich in der Übertragung männlicher Spermien in die Vagina einer Frau besteht, so einfach ist, verwundert es nicht, daß der erste erfolgreiche Versuch an Frauen schon fast 200 Jahre zurückliegt. 1799 erzielte Hunter nach einer homologen Insemination in England die erste Schwangerschaft. 1804 gelang Thouret in Frankreich das gleiche Meisterstück. Doch allem Anschein nach hat sich diese Technik bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts nicht durchgesetzt. 1880 wurde sie erstmals von einem Gerichtshof in Bordeaux offiziell verboten. 1897 folgte der Vatikan mit der Begründung, daß eine mit der Masturbation verbundene Fortpflanzung ohne Sexualität das Gesetz der Natur verletze. Offenbar hielt der Widerstand der Kirche die künstliche Insemination in Frankreich in Grenzen. In den USA dagegen, wo Pancoast 1884 im Falle eines Ehemannes mit Azoospermie die erste künstliche Befruchtung durchführte, breitete sich diese Technik aus und wurde grundsätzlich bei der *impotentia coeundi, generandi* oder einer genetischen Krankheit angewandt.³ Als Knaus und Ogino 1932 die fruchtbaren Tage im weiblichen Zyklus offiziell entdeckten, wurde die künstliche Insemination effizienter; die Verwendung gespendeter Samenzellen galt jedoch nach wie vor als Verletzung der menschlichen Würde. 1953 erzielten Bunge und Sherman die erste menschliche Schwangerschaft unter Verwendung von tiefgefrorenen

Samenzellen, was vor allem in den USA zum Aufbau von Samenbanken führte. Danach verbreitete sich die heterologe Insemination. Laut Schätzungen aus den späten siebziger Jahren werden jährlich in den USA zwischen 5000 und 7000, in der BRD ca. 1000 Kinder nach einer heterologen Insemination geboren (1 bzw. 1,5 auf 1000 Kinder; Herzog 1971, 5f.).

Der Geburtenrückgang in den Industrieländern im Laufe des letzten Jahrhunderts weist andererseits darauf hin, daß sich parallel zur künstlichen Befruchtung die Geburtenkontrolle, v.a. durch Abtreibung und andere volkstümliche Methoden, entwickelte. Wie Linda Gordon für die USA gezeigt hat, bekämpften die Konservativen die ursprünglich feministischen Forderungen nach Selbstbestimmung der Fortpflanzung und freier Wahl der Mutterschaft. Sie befürchteten, der Geburtenrückgang könne die als rassistisch verstandene Überlegenheit und die Klassenprivilegien der Oberschicht bedrohen; und zudem fühlten die Männer sich vor der mit Verhütungsmitteln verbundenen Freiheit von Frauen bedroht. Ohne ihre elitären Klassenziele aufzugeben, ließen sie sich in den dreißiger Jahren jedoch auf die Geburtenkontrolle ein. Hatte die Oberklasse weniger Kinder, mußte eben auch die Fruchtbarkeit der zunehmenden Masse der Armen kontrolliert werden (Gordon 1976). Die ersten Gesetze zur Zwangssterilisation körperlich und geistig Behinderter und psychisch Kranker wurden in den USA bereits zu Beginn des Jahrhunderts erlassen, zu einer Zeit, als die Abtreibung noch kriminalisiert war.⁴ Darin bildeten die USA keine Ausnahme. Das bekannteste Beispiel ist Deutschland, wo die Zwangssterilisation eine Folge der rassenhygienischen Doktrin war; eugenische Sterilisationen wurden hier jedoch bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts durchgeführt, also lange vor 1933, als das erste Gesetz zur Zwangssterilisation in Kraft trat. Dieses Gesetz wurde meist auf Frauen mit psychischen Störungen in bezug auf Sexualität oder Fortpflanzung angewandt (Bock 1986).

Die Fortpflanzungspolitik und -praxis der Nachkriegszeit spiegelt zunehmend weltweite Ungleichheiten wider. Dem Geburtenwachstum in den Industrieländern nach dem Kriege folgte ein deutlicher Rückgang, dank der Verbreitung von überwiegend für Frauen bestimmten Verhütungsmitteln. In einigen europäischen Ländern wie der BRD und Frankreich sank die Geburtenrate bereits in den siebziger Jahren gegen Null, ein Trend, der sich auch in Spanien in den frühen achtziger Jahren durchsetzte. Während nun in Europa die Besorgnis um den Geburtenrückgang wuchs, verfolgte v.a. die US-amerikanische Regierung in den Ländern der Dritten Welt eine aggressive Politik der Bevölkerungskontrolle. Sie zog es vor, die Zahl der Armen zu verringern, anstatt ihren Wohlstand mit ihnen zu teilen.

Die Politik der Bevölkerungskontrolle in der Dritten Welt und der Förderung der Geburtenrate in der Ersten Welt in den siebziger Jahren fiel mit der Formulierung eines neuen sozio-biologischen Paradigmas zusammen. Danach hat jegliches gesellschaftliches Verhalten eine genetische Grundlage, und jegliche gesellschaftliche Institution dient der genetischen Maximierung. Frauen sind danach genetisch zur monogamen heterosexuellen Paarung bestimmt, während die erfolgreichste männliche Strategie genetischer Maximierung darin besteht, so viele Frauen wie möglich zu befruchten.⁵ Die Soziobiologie verstärkte also eine

Mutterschaftsideologie zu einer Zeit, in der die traditionelle Familie in den Industrieländern — bestehend aus dem männlichen Ernährer und seiner Ehefrau, die sich der Hausarbeit und Kindererziehung widmete — auseinanderzubrechen schien, als immer mehr Frauen berufstätig wurden, die Kinderzahl zurückging und gleichzeitig die Feministinnen die männliche Vorherrschaft zunehmend in Frage stellten. Wie der französische Politiker Michel Debré zeigte, ist die Geburtenrate in Wirklichkeit ein politisches Problem. Falls die französischen Frauen ihrer patriotischen Pflicht, mehr Kinder zu produzieren, nicht nachkämen, würde das zu einer Situation von »Produzenten ohne Markt, Renten, die vom Staat nicht länger finanziert werden können, einer äußerst gefährdeten Sozialgesetzgebung und der gefährlichen Isolierung eines alternden Europas in einer überbevölkerten Welt« führen, »in der die Dritte Welt auf die Fruchtbarkeitskarte setzen wird« (*Nouvel Observateur* 39.9.79). Deshalb wurde auch kürzlich in einer Anzeige verkündet: »Frankreich braucht Kinder! ... es gibt mehr im Leben als nur Sex.«

In den dreißiger Jahren schließlich wurde die In-Vitro-Befruchtung entwickelt und zum ersten Mal bei Frauen angewandt. 1978 wurden die britischen Wissenschaftler Steptoe und Edwards Väter des ersten nach einer In-Vitro-Befruchtung und einem Embryotransfer empfangenen Babies. Mitte 1985 waren weltweit über tausend Reagenzglasbabies geboren.

Zahl der Reagenzglasbabies, der IVB-Zentren und Daten der ersten Geburt, geordnet nach Ländern

Land	Reagenzglasbabies	IVB-Zentren	Jahr der ersten Geburt
Großbritannien	über 200	8	1978
Frankreich	100 bis 200	über 60	1978
Australien	über 200	10	1978
USA	ca. 180	ca. 108	1980
BRD	130	19	1982
Brasilien	2 bis 3	6	1982
Japan	20 bis 30	über 10	1982
Dänemark	1	2 bis 3	1982
Schweiz	2	7	1982/83
Schweden	8	4	1982/83
Niederlande	20	8	1983
Israel	6 bis 8	4 bis 6	1983

Quelle: Seager/Olson 1986, 6

Inzwischen sind auch Spanien und Indien dem Reagenzglasbaby-Club beigetreten. Das neueste Meisterstück ist die erfolgreiche Befruchtung tiefgefrorener Eizellen (Bopp 1987).

Zunächst mag es so scheinen, als sei die In-Vitro-Befruchtung lediglich ein weiterer Schritt in den geschlechtsneutralen wissenschaftlichen Bemühungen, die Grundlagen des Lebens zu entdecken und zu beherrschen. Die neuen Fortpflanzungstechnologien bedeuten jedoch nicht nur einen qualitativen Sprung in der medizinisch-technischen Kontrolle über die Fortpflanzung. Stärker als je zuvor sind Frauen die Objekte dieser neuen Technologien. Die künstliche Insemination war als Behandlung männlicher Unfruchtbarkeit und als Antwort auf den Wunsch eines Ehemannes oder eines Paares nach einem Kind vom eigenen »Fleisch und Blut« erdacht. Die neuen Fortpflanzungstechnologien sind von

demselben Wunsch nach dem »eigenen« Kind durchdrungen. Man behauptet zwar, ihr eigentlicher Zweck sei die »Heilung« der weiblichen Unfruchtbarkeit, doch werden sie genauso bei der Unfruchtbarkeit von Männern eingesetzt. Sie bieten somit technologische »Lösungen« für Probleme, wie die weibliche Unfruchtbarkeit oder den Mutterschaftswunsch, deren tatsächliche Ursachen unberücksichtigt bleiben. Diese Techniken sind für Frauen stets mit umfangreichen bio-medizinisch-technischen Eingriffen wie Krankenhausaufenthalt, starken Hormonbehandlungen und einer Vollnarkose für die Eizellenentnahme und den Embryotransfer verbunden.⁶

Vermehrung der Tüchtigen, Verminderung der Untüchtigen

Bisher habe ich lediglich beschrieben, welche Fortschritte die Medikalisierung der menschlichen Fortpflanzung in den letzten beiden Jahrhunderten machte. Die moderne Biologie und Medizin sind jedoch untrennbar mit gesellschaftlichen Werten und politischen Interessen verknüpft. Wissenschaft und Technologie sind von dem sozio-politischen Kontext, in dem sie entstanden sind, geprägt und verstärken ihrerseits die Werte und soziopolitischen Verhältnisse, denen sie entspringen sind (Webster 1981, 1. Biologen, Genetiker und Ärzte vertreten den Standpunkt, sie reagierten ja nur auf menschliche Bedürfnisse und versuchten lediglich, unfruchtbaren Paaren zu einem »eigenen« Kind zu verhelfen. Sie machen sich aber keinerlei Gedanken über die Gründe dieses übermächtigen Wunsches nach einem Kind vom eigenen »Fleisch und Blut«, und das noch dazu in einer Welt, in der angeblich bereits zu viele Kinder geboren werden, von denen viele an Unterernährung oder Hunger sterben. Wem nützen die neuen Fortpflanzungstechnologien nun tatsächlich, und wessen Bedürfnisse befriedigen sie?

Es wäre zu einfach, in den neuen Fortpflanzungstechnologien eine technokratische Lösung zu sehen, die dem Geburtenrückgang und den angeblich damit verbundenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten in den Ländern der Ersten Welt Einhalt gebieten soll. Ursprünglich war die künstliche Insemination entwickelt worden, um in der Tier- und Pflanzenzucht die Qualität und Produktivität der bestehenden Arten zu steigern. Die ausschlaggebende Frage ist aber, warum Techniken, die zu Zuchtzwecken dienen, nun auch auf Frauen angewandt werden oder, noch genauer, welches die tatsächlichen Hintergründe des zwanghaften Wunsches nach einem Kind vom eigenen »Fleisch und Blut« sind. Die künstliche Insemination wäre sinnlos ohne den Wunsch der biologischen Vaterschaft. Die Wurzeln dieser individualisierten biologischen Elternschaftsidee müssen im 19. Jahrhundert gesucht werden.

Die Erforschung der Verwandtschaftsverhältnisse in Stammesgesellschaften ist eine Lieblingsbeschäftigung der EthnologInnen. Einer unserer wichtigsten Beiträge bestand darin, aufzuzeigen, daß die Verwandtschaftssysteme in Stammesgesellschaften und die Theorien der Empfängnis eher gesellschaftliche Konstrukte als naturbedingte Tatsachen sind. So spielt z.B. in der Empfängnistheorie der Trobriander, einer matrilinearen Gesellschaft Ozeaniens, die Mutter die wesentliche Rolle für die Entwicklung des Fötus, und es wird angenommen, daß

der männliche Erzeuger daran nicht teilhat. Die Rolle des sozialen Vaters wird von dem Bruder der leiblichen Mutter wahrgenommen. Diese Konzeptualisierung führte unter Ethnologen zu einer vierzigjährigen Kontroverse über die angebliche *ignorantia paternitatis*, d.h. über die Dummheit der »Wilden« hinsichtlich der Tatsachen der Zeugung, was bezeichnend für die ethnozentrischen, naturalistischen Vorurteile ist (Malinowski 1927; Leach 1969; Delaney 1986). Umgekehrt geht die Theorie der Empfängnis, die sich in der griechischen Mythologie widerspiegelt (z.B. in der Orestie), davon aus, daß die leibliche Mutter nur das Gefäß für den Fötus ist, der sein Wesen einzig und allein dem männlichen Zeuger verdankt. Von Pallas Athene glaubte man sogar, sie sei dem Kopf des Zeus entsprungen ohne Zutun einer Frau (Lloyd 1983). In der westlichen Kultur dagegen existiert die Vorstellung, daß der Fötus das gemeinsame Produkt der genetischen Bestandteile beider an der Zeugung beteiligten Personen sei. Dieses kulturelle Konzept spiegelt sich ebenfalls in unserem Erbrecht wider, das kognatisch und bilateral ist.

Kürzlich versuchten zwei Ethnologen, Rivière in England und Héritier in Frankreich, die durch die neuen Fortpflanzungstechnologien aufgeworfenen begrifflichen und juristischen Schwierigkeiten zu bagatellisieren, die dadurch entstanden sind, daß diese Technologien, insbesondere im Falle von gespendeten Ei- und Samenzellen, die herrschende biologische Vorstellung der Elternschaft zu untergraben scheinen (Héritier-Augé 1985; Rivière 1985). Womöglich sind diese konzeptuellen Probleme von einem ethnologischen Blickwinkel aus betrachtet tatsächlich nicht so grundlegend. In vielen Kulturen gibt es Beispiele anderer Vorstellungen von Elternschaft und Abstammung. Eine derartige relativistische Haltung bietet jedoch als solche noch keine Erklärung für diese kulturell bedingten begrifflichen Unterschiede. Ohne eine Erläuterung unserer westlichen, stark biologisch gefärbten Vorstellungen von Verwandtschaftsverhältnissen läßt sich weder erklären, warum die künstliche Insemination überhaupt entwickelt wurde, noch sind die unterschiedlichen politischen Reaktionen auf diese Techniken verständlich. Hierfür muß der gesellschaftliche Kontext, dem diese Technologien entsprungen sind, untersucht werden.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich im Westen eine Art wissenschaftlicher Naturalismus in der Form von biologischen Theorien, die der Legitimierung gesellschaftlicher Ungleichheit dienten. Nur in diesem Zusammenhang können wir die vorherrschende individualisierte biologische Vorstellung der Elternschaft verstehen. An der Debatte des 19. Jahrhunderts über die Stellung des Menschen in der Natur fällt in der Tat der ständige Widerspruch auf zwischen einer Vorstellung des Menschen als Eroberer und Beherrscher der Natur und einem Begriff des gesellschaftlichen Individuums als von der Natur bestimmt. Je stärker sich die Klassen ausdifferenzierten, desto deutlicher wurde die gesellschaftliche Ungleichheit. Dennoch war dieser Vorgang von einem Ethos der Freiheit und Chancengleichheit aller Menschen begleitet. Diese Illusion konnte zwar einerseits gesellschaftliche Ungleichheiten bis zu einem gewissen Ausmaß verdecken, führte andererseits jedoch verstärkt dazu, gesellschaftliche Beziehungen und Unterschiede als naturbedingt darzustellen. Denn wenn das als selbstbestimmt begriffene Individuum unfähig zu sein schien, das Beste aus den ihm von der Gesell-

schaft gebotenen Möglichkeiten zu machen, dann konnte dies nur durch eine in seinem Wesen liegende Unzulänglichkeit begründet sein. Die Schuld für seine Minderwertigkeit mußte also bei dem Individuum selbst, genauer, bei seinen genetisch bedingten Anlagen und nicht bei den gesellschaftlichen Umständen gesucht werden. Damit möchte ich jedoch weder behaupten, daß diese Naturalisierung gesellschaftlicher Vorgänge und Beziehungen seinerzeit eine neue Erfindung, noch umgekehrt, daß sie eine Art kulturelles Überbleibsel aus früheren Zeiten gewesen sei. Zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert fand eine Verschiebung in der Vorstellung von Natur und Gesellschaft statt. Bis zum 18. Jahrhundert beherrschte die Idee einer gottgeschaffenen, vertikalen und hierarchischen Kette der Lebewesen alle jene wissenschaftlichen Versuche, die Vielfalt der Natur einschließlich des Menschen begrifflich zu ordnen. Im 19. Jahrhundert führte der wissenschaftliche Naturalismus dagegen zu einer historisierten horizontalen, aber dennoch hierarchisch geordneten Vorstellung der Natur (Lovejoy 1936; Hodgen 1964). Die zentrale Frage ist nun, warum in einer Gesellschaft selbstbestimmter Menschen die Neigung, gesellschaftliche Unterschiede auf natürliche Gegebenheiten zurückzuführen, wie etwa vom Sozialdarwinismus, -spencerismus und -lamarckismus propagiert, weiterhin von solcher Bedeutung sein konnte (Young 1973; Glick 1972; Hofstadter 1944). Meine These ist, daß die Bourgeoisie die soziale Ungleichheit nicht länger mit einer Ethik der Enthalt-samkeit und des Fleißes, also der persönlichen Leistung an sich, rechtfertigen konnte, weil diese Eigenschaften schließlich nicht einmal mehr ihren eigenen Erfolg erklären konnten. Die Folge war ein soziopolitisches Elitedenken, das theoretisch durch eine biologisch verstandene Klassenüberlegenheit begründet wurde (Hobsbawm 1985). Es waren die biologischen Grundlagen dieser Lehren, die außerdem eine individualisierte biologische Vorstellung der Elternschaft und damit das Bild, daß Frauen von ihrem Wesen her für die Mutterschaft bestimmt seien, verstärkten. Da die gesellschaftlichen Verhältnisse nur die biologisch bedingten Fähigkeiten bzw. Unfähigkeiten zum Ausdruck brachten, erforderte dies, daß die Oberschicht, um ihre Vormachtstellung zu gewährleisten, ihre Fortpflanzung durch die Klassenendogamie kontrollierte. Eine weitere Folge dieser Naturalisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse war die Bedeutung, die der biologischen Vaterschaft beigemessen wurde, was gleichbedeutend war mit der männlichen Kontrolle über die Fortpflanzungsfähigkeit der Frau, da — von einer biologischen Warte aus betrachtet — nur Frauen »Bastarde« in die Familie einbringen konnten (Stolcke 1987). Laqueur hat kürzlich den Standpunkt vertreten, daß

»das alte Modell, in dem Männer und Frauen nach dem Ausmaß ihrer metaphysischen Vollkommenheit [in der Kette der Lebewesen. Anm. d. Verf.] und ihrer Lebensenergie entlang einer Achse aufgereiht waren, deren Telos männlich war, im späten 18. Jahrhundert einem neuen Modell der Unterschiedlichkeit und biologischen Verschiedenheit Platz machte ... Zuerst wurde angenommen, daß die männlichen und weiblichen Körper hierarchisch, d. h. vertikal geordnet seien ... und danach, daß sie horizontal geordnet, gegensätzlich, nicht vergleichbar seien ...« (Laqueur 1986. 2f.)

Dennoch blieb der Mann das Maß aller Dinge. Frauen wurden auf Grund ihrer »Natur« in der Praxis von der angeblich allgemeingültigen Selbstbestimmung ausgeschlossen (genauso wie in bestimmten geschichtlichen Zusammenhängen andere gesellschaftliche Gruppen wie z.B. Schwarze).

Ein schönes Beispiel für die Verwechslung zwischen Natur und Kultur zeigt sich in dem gebräuchlichen Begriff »vererben«. Er bezeichnet nicht nur »den Erhalt von Eigentum, eines Ranges, eines Titels durch eine rechtlich festgelegte Abstammung oder Nachfolge«, sondern auch die Übertragung von Charaktermerkmalen durch den Erzeuger (Concise Oxford Dictionary). Da die Erbgesetze, nämlich »die Tendenz, daß Gleiches Gleiches zeugt«, naturbedingt und daher unabänderlich sind, bieten sie die überzeugendste Rechtfertigung gesellschaftlicher Ungleichheit. Eine ähnliche Ambivalenz spiegelt sich ebenfalls in dem weit verbreiteten Unbehagen gegenüber der Adoption wider, die in der Tat eine Lösung der Unfruchtbarkeit darstellen könnte.

Ich möchte auf die Politik der Bevölkerungskontrolle in der Dritten Welt, Kampagnen zur Förderung von Geburten in der Ersten Welt und auf die neuen Fortpflanzungstechnologien zurückkommen. Allen gemeinsam ist eine sehr ähnliche naturalistische und genetische Fortpflanzungsideologie mit eugenisch-rassistischen und sexistischen Konnotationen sowie die Überzeugung, die Menschheit sei in Wir und Sie, in Tüchtige und Untüchtige aufgeteilt. Der vom britischen Parlament abgefaßte Warnock-Bericht, der die juristischen und ethischen Implikationen der neuen Fortpflanzungstechnologien untersuchen sollte, ist eindeutig, wenn es um die gesellschaftlichen Wertvorstellungen geht, die dem »Verlangen« nach einer durch die technologische Mutterschaft erfüllten biologischen Vaterschaft zugrundeliegen:

»Kinderlosigkeit kann selbst für diejenigen, die sich bewußt dafür entschieden haben, eine Belastung sein. Oft erwarten Familie und Freunde von einem Paar die Gründung einer Familie und drücken ihre Erwartungen offen oder verdeckt aus. Die Familie wird als die Institution unserer heutigen Gesellschaft geschätzt, in der ein Kind über eine lange Zeit der Abhängigkeit Nahrung und Schutz empfängt. Außerdem ist sie der Ort, wo Sozialverhalten erlernt wird und wo das Kind seine eigene Identität und sein Selbstwertgefühl entwickelt. Auch die Eltern erfahren durch ihre Rolle in der Familie eine Stärkung und Bestätigung ihrer gesellschaftlichen Identität. *Zu dem gesellschaftlichen Druck nach einem Kind kommt für viele das starke Bedürfnis hinzu, die eigenen Gene durch die folgende Generation zu verewigen.* Dieses Bedürfnis kann durch eine Adoption nicht befriedigt werden.«⁷

Ernstgenommen werden muß das tatsächliche Leid, das sowohl unfruchtbaren Frauen als auch Männern in einer Gesellschaft entsteht, in der sich die weibliche Identität so stark auf die biologische Mutterschaft stützt und männliche Unfruchtbarkeit mit einem Mangel an Männlichkeit verwechselt zu werden scheint. Trotzdem muß zwischen einem freien Wunsch und gesellschaftlich erweckten Bedürfnissen unterschieden werden. Man weiß wenig über die Gründe von Frauen, die sich einer In-Vitro-Befruchtung unterziehen. Christine Crowe hat jedoch in einer Studie über eine Gruppe solcher Frauen am Royal Shore Hospital in Sydney (Australien) festgestellt, daß diese Frauen v.a. die gesellschaftliche Erfahrung der Mutterschaft machen wollten; die Ehemänner neigten dagegen zu einem rein biologischen Verständnis der Vaterschaft. Jene Frauen, die nie zu einer Adoptionsvermittlungsstelle gegangen waren, unterließen dies vor allem wegen ihrer Ehemänner, die kein Kind eines anderen Mannes adoptieren wollten (Crowe 1985). Das heißt also, daß Frauen, die dem gesellschaftlichen Druck nach dem Gebären eines Kindes am stärksten ausgesetzt sind, und die historisch für die Unfruchtbarkeit verantwortlich gemacht werden, jetzt auch noch die physisch und psychisch schmerzvollen Verfahren der In-Vitro-Befruchtung auf sich

nehmen, um ihrem Ehemann ein Kind von seinem eigenen »Fleisch und Blut« zu schenken. Und das angesichts einer äußerst niedrigen Erfolgsrate. Ärzte, die eine In-Vitro-Befruchtung befürworten und anwenden, führen Erfolgsraten von 20 bis 30 Prozent an, vergleichbar — soweit deren Argumentation — der des natürlichen Empfängnisprozesses beim Menschen, der einem Experten zufolge, »innerhalb des Tierreiches die Spezies mit der höchsten Versagerquote in bezug auf die Fortpflanzung ist«. ⁸ Dies ist eine Behauptung von außerordentlich androzentristischer, produktivistischer Logik. Das Vergnügen an diesem »natürlichen Vorgang«, der durchaus nicht immer auf eine Empfängnis abzielt, wird gänzlich ignoriert.

Davon abgesehen, werden diese Erfolgsraten außerdem von KritikerInnen der neuen Fortpflanzungstechnologien in Frage gestellt. Wenn man die Zahl der Frauen, die jemals eine In-Vitro-Befruchtung begonnen haben, mit der Zahl der Frauen, die tatsächlich lebende Kinder geboren haben, vergleicht, dann liegt die Erfolgsrate um sieben Prozent. Für die weitaus meisten Frauen, die — oft nach mehreren Versuchen — einen Mißerfolg erleben, führt die In-Vitro-Befruchtung also nur zu einer Vertiefung ihres Leidens und ihrer Verzweiflung angesichts ihrer Unfruchtbarkeit.

Selbst eine so renommierte Wissenschaftszeitung wie *Nature* (13.3.1986) rechtfertigte die im Augenblick in England verbotene Leihmutterschaft mit folgenden biologischen Begründungen:

»Die Instinkte der Fortpflanzung haben bei allen Arten eine adaptive Bedeutung; auch wenn sie in langlebigen Gesellschaften zur Plage werden, können sie juristisch nicht unterbunden werden. *Es ist natürlich, daß Paare genetisch verwandte Kinder genetisch nicht verwandten vorziehen*: darauf bezieht sich Dawkins Konzept des egoistischen Gens, ganz zu schweigen von der Soziobiologie.«

Auf der Suche nach der Vaterschaft

Dennoch könnten die Errungenschaften der neuen Fortpflanzungstechnologien, nämlich die Befruchtung mit gespendeten Spermien, Eizellen oder Embryos, die konventionellen Elternschaftsbegriffe in Frage stellen. Verhütungsmittel eröffneten die Möglichkeit, Sexualität und Fortpflanzung voneinander zu trennen. Inzwischen erlaubt die künstliche Insemination außerdem die Trennung der biologischen von der sozialen Elternschaft. Aus diesem Grund hat die Befruchtung mit Spendersamen beträchtliche Unruhe ausgelöst. Es existiert bereits eine umfangreiche juristische Literatur zur künstlichen Insemination, die sich überwiegend auf die Legitimität des Kindes, den juristischen Status des Samenspenders und die Verantwortlichkeit der Ärzte bezieht (Herzog 1971; Starck/Coester-Waltjen 1986). Den Gegnern der heterologen Befruchtung geht es meist um die Rechte des Vaters oder des Kindes.

Die Interessen von Frauen, die von den neuen Fortpflanzungstechnologien viel direkter betroffen sind, werden kaum berücksichtigt. So wurde z.B. auf einem Treffen spanischer Juristen zur Einschätzung der rechtlichen Probleme der künstlichen Insemination der Meinung Ausdruck verliehen, daß

»grundsätzlich betrachtet, die heterologe Insemination in einer Ehe beunruhigende Aspekte hat ... dieses Unterfangen wird das Familienleben ernsthaft beeinträchtigen und sich folglich auf das Kind selbst auswirken. *Das Männlichkeitsdefizit des Ehemannes in bezug auf seine Fruchtbarkeit wird von*

einem Fremden wieder gutgemacht. Die Geschlechtszellen dieses anderen Mannes werden die Metamorphose, die eine Schwangerschaft in einer Frau bewirkt, auslösen. Die Frau wird hinsichtlich ihres vitalen Zyklus, ihres biologischen und emotionalen Lebens eine große Umstellung in Kauf nehmen müssen, die nicht durch die sexuelle Kraft ihres Ehemannes, sondern durch die eines Fremden hervorgerufen wurde. Der andere wird immer dabei sein — bei der Schwangerschaft, der Geburt, dem Stillen und in dem neugeborenen Kind und dessen genetischen Eigenschaften. Das Durchleben all dieser Stadien kann nur eine schwerwiegende Störung für das Intimleben eines Paares bedeuten und folglich Auswirkungen auf das Kind selbst zeigen, denn ein Kind braucht für die normale Entwicklung seiner Persönlichkeit ein Zuhause und ein Minimum tiefer emotionaler Verbundenheit beider Eltern.«⁹

Die katholische Kirche lehnt die heterologe Befruchtung mit der Begründung ab, daß sie einen Ehebruch darstelle(!), obwohl katholische Forscher und Ärzte dieser Doktrin nicht unbedingt zu folgen scheinen. Aber weder Spanien noch die katholische Kirche, die die »wahre« Vaterschaft verteidigt, bilden hierin große Ausnahmen. Balz, ein deutscher Rechtsexperte, argumentierte folgendermaßen:

»Die Entscheidung für eigenen Nachwuchs entspringt einem natürlichen und ursprünglichen Wunsch der meisten Menschen ... Zwar wird man zugeben müssen, daß die heterologe Insemination anders als der Ehebruch regelmäßig keine Aufkündigung der ehelichen Partnerbindung ist ... indessen sprengt auch sie den dem Art. 6 GG zugrundeliegenden Zusammenhang zwischen Geschlechtsgemeinschaft, biologischer Abstammung und sozialer Zuordnung. Es ist zu bestreiten, daß es einen ... verfassungsrechtlichen Schutz des 'natürlichen Kinderwunsches' gäbe, sofern er nicht in Ehe und Familie verwirklicht wird.« Darüber hinaus vertritt Balz die Auffassung, daß »es nicht ratsam sein kann, mit der heterologen Insemination eine Technologie zu fördern, die der Frau ein sozial-adaquates Mittel an die Hand gibt, um ihren Mann zu verdrängen« (Balz 1980, 21. f.).

Man beachte, daß vom Biologischen her der Begriff der »heterologen« Befruchtung die Beteiligung *unterschiedlicher Arten* am Vorgang der Befruchtung bedeutet!

Natürlich stimmen nicht alle JuristInnen dieser Vermischung von sexuellen Verboten und einer normativen genetischen Vaterschaft zu. Dennoch haben sich die europäischen Länderkommissionen, die sich mit der juristischen Reglementierung der neuen Fortpflanzungstechnologien beschäftigen, generell — was die Selektion von Ei- und Samenzellen betrifft — für Verfahren ausgesprochen, die nicht nur die Übertragung genetischer Krankheiten verhindern, sondern auch eine »phänotypische Ähnlichkeit« der Spender mit dem Paar sicherstellen sollen. Der Warnock-Bericht enthält die Empfehlung, einem Paar »für den eigenen Seelenfrieden« ausreichende sachliche Informationen über einen Spender zu geben:

»Diese sollten gewisse Grunddaten des Spenders beinhalten, wie seine *ethnische Zugehörigkeit* und seine genetische Gesundheit.«

Der Begriff der ethnischen Zugehörigkeit wird hier nicht näher ausgeführt; es bleibt unklar, ob die Kriterien religiöser, kultureller, rassischer ... Beschaffenheit sein sollen.¹⁰

In dieser Hinsicht ist der deutsche Benda-Bericht vorsichtiger. Obwohl »die heterologe Insemination der Adoption vorzuziehen sei, wenn beide Ehepartner eine entsprechende Einstellung hätten, weil das von der Ehefrau geborene Kind von ihr die Hälfte seiner Erbanlagen besitzt und weil der Ehemann in dem Kind zugleich einen 'Teil' seines Ehepartners[!] erkennen kann«, lehnt der Bericht die heterologe Insemination im Interesse des psychischen Wohlergehens des Kindes

ab. Darüber hinaus »begründet die Auswahl des Spenders durch den Arzt auch die Gefahr, daß hier die Gesichtspunkte der Eugenik eine Rolle spielen können«. Dennoch wird im nächsten Satz des Berichtes hinzugefügt: »Die physische und psychische Gesundheit des Samenspenders sollte die Auswahl bestimmen.« (Benda-Kommission 1985, 21f.) Es ist zumindest fraglich, ob die psychische Gesundheit unbedingt eine genetische Basis hat.

In Spanien schlug ein Biologe, der die Parlamentskommission zur künstlichen Befruchtung beriet, folgende »Normen der Qualitätskontrolle« für die Auswahl von Samenspendern vor:

»Bei der großen Mehrheit der Banken mit Fortpflanzungsmaterial würden wir gerne dafür garantieren wollen, daß Paare von einem bestimmten Typus wie z.B. glatten, blonden Haaren und blauen Augen kein Kind mit lockigen schwarzen Haaren und dunkler Haut bekommen, falls das phänotypisch nicht möglich zu sein scheint.«

Ein sehr kurioser Vorschlag, wenn man bedenkt, daß blonde Haare und blaue Augen beim iberischen Phänotyp nicht gerade vorherrschen. Der Bericht enthüllte seine rassistischen Interessen in folgender Argumentation, daß »die weiblichen Gameten- oder Embryoempfängerinnen und ihre Partner ... das Recht haben, die Charakteristika des Spenders oder der Spender wie z.B. deren Phänotyp, ethnische Zugehörigkeit, Blutgruppe, genetische Gesundheit etc., nicht aber deren Identität zu kennen«.

Vaterschaft, Mutterschaft oder sogar beide haben nach einer heterologen Befruchtung keine genetische Grundlage mehr. Dennoch kann das eugenische Ideal, nämlich ein Kind nach dem eigenen Ebenbild zu bekommen, durch die Auswahl von Spendern nach phänotypischen Kriterien realisiert werden. Ärzte und Wissenschaftler müssen diese eugenischen Ideale nicht unbedingt teilen, entsprechen aber den rassistischen Wünschen ihrer KlientInnen, die wiederum von latenten rassistischen Vorurteilen und herrschenden sexuellen Werten geprägt sind. Ein phänotypisch anderes Kind könnte außerdem womöglich die Unfruchtbarkeit des Ehemannes preisgeben, eine Befürchtung, die wiederum auf ein biologisches Fortpflanzungskonzept in Verbindung mit der Norm ehelicher Treue zurückzuführen ist.

Einige Wissenschaftler, die an der Entwicklung der neuen Fortpflanzungstechnologien beteiligt sind, haben die mit diesen Techniken verknüpften eugenischen Möglichkeiten offen anerkannt. So vertrat z.B. Peter Singer, Professor am Zentrum für Bioethik der Monash Universität in Victoria (Australien) folgende Ansicht:

»Könnten wir die Intelligenz verändern — würde unsere Aufgabe dann lediglich darin bestehen, Fälle geistiger Minderwertigkeit zu beseitigen oder auch darin, den durchschnittlichen Intelligenzpegel anzuheben? Bestünde die Möglichkeit, besonders depressive Persönlichkeiten zu beseitigen — wäre dann der Versuch verkehrt, Menschen zur Welt zu bringen, die ein wenig glücklicher sind als die meisten unter uns? Könnten wir die kriminelle Gewalt eliminieren — könnten wir dann nicht auch einige lebenswerte Eigenschaften der menschlichen Seele weiterentwickeln? Sicherlich gilt, daß die Risiken eines solchen Unterfangens groß sind, doch genauso groß ist sein potentieller Nutzen.« (Singer 1986, 14f.)

Doch gerade wegen dieses sehr realen eugenischen Potentials wurden inzwischen unter französischen Wissenschaftlern (in dem Land mit der relativ größten Anzahl an In-Vitro-Befruchtungs-Kliniken) einige vereinzelte Gegenstimmen in

Hinblick auf die Manipulation und Forschung an Embryos laut. Jacques Testart, Vater des ersten französischen Reagenzglasbabies, forderte die Einstellung der Forschung an Eizellen, die darauf gerichtet ist, Verfahren zur Geschlechtsbestimmung zu entwickeln. Er führte an, daß 40 Prozent aller Paare, die sich in seinem Zentrum um eine In-Vitro-Befruchtung bemühten, fruchtbar waren; sie bemühten sich also aus anderen Gründen um diese. Und die nationale französische Ethik-Kommission forderte ein dreijähriges Moratorium für die Forschung an Embryos, da diese Forschung

»das Risiko der Entwicklung eugenischer Praktiken aufwirft, die — sollten sie Einzug in den Alltag halten — den Wunsch nach der Banalisierung der menschlichen Fortpflanzung erzeugen könnten. Die Versuchung, sich für die Geburt eines Kindes mit bestimmten Eigenschaften zu entscheiden, kann der menschlichen Würde widersprechen, da sie die Achtung für die Andersartigkeit, Einzigartigkeit und Freiheit des Kindes in Frage stellt.« (Tageszeitung 27.1.1987)

Die In-Vitro-Befruchtungen könnten jedoch auf dem jetzigen technologischen Stand weiterbetrieben werden — vorausgesetzt, daß der Staat sie entsprechend reguliere. Die besonderen Interessen von Frauen wurden dabei wiederum nicht berücksichtigt.

Die Untergrabung des konventionellen biologischen Elternschaftsbegriffs durch die neuen Fortpflanzungstechnologien hat jedoch nicht nur Auswirkungen auf die direkt Betroffenen. Diese Technologien haben auch die hergebrachten rechtlichen Grundlagen der Ehe, der Familie, der Abstammung und deshalb die gesellschaftliche Ordnung selbst in Frage gestellt. Und daher müssen deren Folgen vom Staat geregelt werden.

In der letzten Zeit hat die Leihmutterschaft öffentliches Aufsehen erregt. Hier gibt es drei techno-biologische Möglichkeiten: Entweder läßt eine gemietete Frau unter der Abmachung, daß das von ihr geborene Kind den Bestell-Eltern gehören wird, einen Embryo in sich heranwachsen, der aus den Ei- und Spermienzellen dieses Paares gezeugt und durch einen Embryotransfer in ihre Gebärmutter übertragen wurde; oder sie wird künstlich mit den Spermien des Ehemannes inseminiert; oder die Eizellen der Ehefrau werden mit den Spermien eines anderen Mannes befruchtet und der Embryo anschließend in die gemietete Gebärmutter übertragen. In allen drei Fällen existiert ein potentieller Konflikt zwischen den Vertragsrechten und den biologischen Kriterien der Elternschaft. Dieser Konflikt tritt offen zutage, wenn, wie kürzlich in den USA, die Leihmutter die Übergabe des Kindes verweigert. Das ist natürlich eine Frage des Blickwinkels, denn frau könnte solche Fälle ebenso als Beispiel dafür anführen, daß ein Mann nacheinander zwei Frauen für die Geburt *seines* Kindes benutzt. Im Falle eines Rechtsstreits scheint sich zumindest in den USA das Vertragsrecht gegenüber dem Anspruch der leiblichen Mutter durchzusetzen, aber nur, weil der scheinbar zwischen freien, übereinstimmenden Individuen abgeschlossene Vertrag jene Machtbeziehung verdeckt, die ihm zugrundeliegt. Eine Entscheidung zugunsten des Vertrags ist in Wirklichkeit gleichbedeutend mit einer Bestätigung des biologischen Vaterrechts; die Leihmutterschaft gerät somit zu einem neuen Instrument auf der Suche nach der Vaterschaft.¹⁴

Nun könnte man trotz alledem meinen, daß die neuen Fortpflanzungstechnologien allmählich die traditionellen Ehe-, Familien-, Abstammungs- und Erb-

schaftsgesetze untergraben und transformieren werden. Dies scheint jedoch nicht der Fall zu sein. Es besteht im Gegenteil die Tendenz, die Folgen dieser Technologien im Interesse vaterzentrierter Institutionen und Normen zu regeln. Da die tatsächliche Zahl der künstlichen Befruchtungen trotz ihrer Spektakularität sehr gering ist, ist keine dramatische Veränderung der bestehenden Wertanschauungen zu erwarten. Die meisten Reaktionen unterstreichen biologische Elternschaftsbegriffe, und die juristischen Neuerungen, die empfohlen werden, enthüllen ihrerseits, wessen Interessen auf dem Spiel stehen, stellen aber die herrschenden Werte nicht wirklich in Frage.

Frauen, die Spermienbanken in Anspruch nehmen, böte sich durch die heterologe Insemination die Möglichkeit, ohne einen Ehemann ein Kind zu bekommen. Doch selbst in diesem simplen Fall wird tendenziell von medizinischen Experten erwartet, daß sie eine Kontrollfunktion ausüben und die Anwendung der heterologen Insemination auf heterosexuelle Ehepaare beschränken. Selbst die spanische Parlamentskommission, die diesbezüglich einen liberaleren Eindruck als andere erweckt, genehmigte zwar einerseits die heterologe Insemination alleinstehender Frauen, beurteilte die neuen Fortpflanzungstechnologien jedoch andererseits v.a. in Hinblick auf die Interessen der Familie. Der Versuch, das Recht einer alleinstehenden Frau auf ein Kind mit dem verfassungsmäßigen Schutz der Familie in Einklang zu bringen, schlägt sich in folgender Formulierung der Kommission nieder, daß die »notwendige Umgebung« einer heterologen Insemination das »stabile heterosexuelle Paar« sein solle, oder daß »hinreichend gewährleistet sein müsse, daß die Mutter in der Lage ist, ein Kind aufzuziehen, für seinen Unterhalt aufzukommen und seine familiäre und soziale Integration sicherzustellen«. ¹⁵ Von wem und wie wird aber die mütterliche »Eignung« einer Frau beurteilt werden?

Die entscheidende Frage ist jedoch die Vaterschaft! Es gilt weiterhin die alte Weisheit: *Mater semper certa est*. Die In-Vitro-Befruchtung ermöglicht z.B. den Transfer einer befruchteten Eizelle in die Gebärmutter einer anderen Frau, um eine Schwangerschaft zu erzielen. Dies kann Ursache eines Konfliktes sein, aber dennoch ist immer noch deutlich, daß beide Frauen daran beteiligt sind. Die Rolle von Männern dagegen wird zusehends schwerer faßbar sein. So zielen auch die Empfehlungen des spanischen Parlamentsberichtes auf die Bestätigung der alten Vaterschaftsform unter den durch die neuen Fortpflanzungstechnologien geschaffenen neuen Umständen. Einerseits »muß gelten, daß das verheiratete oder in einer eheähnlichen Gemeinschaft lebende Paar, bei dem ... in beidseitigem Einverständnis ... an der Partnerin eine künstliche Insemination oder eine In-Vitro-Befruchtung mit gespendeten Samenzellen, Eizellen oder einem Embryo vorgenommen wird, die legalen Eltern des geborenen Kindes bzw. der geborenen Kinder sind«. Falls eine Frau jedoch andererseits eine heterologe Insemination ohne die Einwilligung ihres Partners durchführen läßt, soll dieser die Anerkennung des Kindes verweigern können, das dann als vaterloses Kind eingeschrieben werden soll (Span. Abgeordnetenhaus 1985, 164). In der BRD hat man eine ähnliche Empfehlung erarbeitet, die den Tatbestand eines »technologischen« Ehebruchs einführt. Mit anderen Worten: Während die Frau es ist, die sich der künstlichen Befruchtung unterzieht, hat der Mann in punkto Vaterschaft

das letzte Wort. Selbst in dem relativ einfachen Fall der künstlichen Insemination bleibt einer Frau somit wenig Entscheidungsfreiheit.

Insgesamt betrachtet, stellen die neuen Fortpflanzungstechnologien also ein neues Instrumentarium zur ideologischen, psychologischen und physischen Kontrolle von Frauen dar. Sie sind weder im Interesse von Frauen entwickelt worden noch werden sie im Interesse von Frauen angewandt. Die Politiker beunruhigen sich wegen des Geburtenrückgangs; Wissenschaftler und Techniker bemühen sich um die Eroberung der letzten Geheimnisse des Lebens; Männer wollen »eigene« Kinder, und der Staat befaßt sich mit dem Schutz der neuen alten Vaterschaft. Frauen hingegen kontrollieren nichts, sondern sind Objekte — wenn auch unentbehrliche — all dieser Technologien.

Haldane prophezeite bereits Anfang der zwanziger Jahre:

»Wir müssen also die Wissenschaft von drei Gesichtspunkten aus betrachten. Erstens bringt sie die göttlich-männlichen Fähigkeiten der Vernunft und der Vorstellungskraft ungehindert zum Ausdruck. Außerdem ist sie die Antwort einiger weniger auf die Forderungen vieler nach Wohlstand, Bequemlichkeit und Erfolg, nach einem erfüllten und ewigen Leben; diese Gaben wird sie jedoch nur gegen Frieden, Sicherheit und Stagnation gewähren. Und letztlich heißt Wissenschaft, daß der Mann nach und nach zuerst Raum und Zeit, dann die Materie an sich, dann seinen Körper und die Körper anderer Lebewesen und zuletzt die dunklen und bösen Seiten seiner eigenen Seele erobern wird.« (Haldane 1925, 81f.)

Diese Definition von Wissenschaft bedarf jedoch noch einer nicht unbedeutenden Richtigstellung. Um dieselbe kriegerische Sprache zu verwenden, die unter Wissenschaftlern so gängig ist, möchte ich feststellen, daß die Schlacht um die Eroberung der letzten Geheimnisse des Lebens hauptsächlich auf den Körpern von Frauen ausgetragen wird, sowohl als Objekten wie auch als Instrumenten all dieser Technologien. Und zwar deshalb, weil Wissenschaft und Forschung von herrschenden gesellschaftlichen Strukturen und Werten vermittelte soziale Tätigkeiten sind. Deshalb stellte auch Virginia Woolf bereits 1938 fest: »Wissenschaft ist nur scheinbar geschlechtslos; sie ist ein Mann, ein Vater und außerdem verseucht.«

Anmerkungen

- 1 Haldane 1926. Haldane 1949. J.B.S. Haldane 1925, J.B.S. Haldane 1927; Clark 1968.
- 2 Muller war ein Pionier der modernen Genetik. Inspiriert durch die Mendelsche Vererbungstheorie entdeckte er die mutagenen Effekte von Röntgenstrahlen. Er war davon überzeugt, daß die »Erb-Einheiten« aus chemischen Substanzen bestehen und forschte an der Lokalisierung genetischer Informationen auf den Chromosomen. Nachdem er darüber ins Zweifeln geraten war, ob sich seine eugenische Doktrin in den USA verwirklichen lassen würde, folgte er 1933 einer Einladung des genetischen Institutes in Moskau und ging in die Sowjetunion. Der politische Dogmatismus T.D. Lysenkos, Stalins Widerstand gegenüber seinem eugenischen Konzept, und die Verfolgung wissenschaftlicher Dissidenten führten ihn jedoch bald dazu, nach Möglichkeiten zu suchen, das Land zu verlassen. Seine Anwerbung als Arzt in den Internationalen Brigaden lieferte dafür eine politisch legitime Begründung und entsprach zudem seinem Gefühl der Solidarität mit der republikanischen Seite des spanischen Bürgerkriegs. 1947 erhielt er den Nobelpreis für Medizin. In den Nachkriegsjahren kritisierte er heftig die schädlichen Auswirkungen von Strahlen auf das menschliche Genom und forderte die Kontrolle der Atomenergie. Er arbeitete bis zu seinem Tode (1967) an der Popularisierung seiner »humanistischen« eugenischen Doktrin. Allen 1970, 20; Carlson 1981.

- 3 Azoospermie: Fehlen der Spermien in der Samenflüssigkeit. Impotentia coeundi: Physisches Unvermögen des Mannes, den Beischlaf auszuführen. Impotentia generandi: Zeugungsschwäche des Mannes. David 1985; Corea 1985.
- 4 1907 erließ der Staat Indiana das erste Sterilisationsgesetz für geistig Behinderte und »unheilbare« Verbrecher. Bis 1951 folgten zwölf Staaten Indianas Beispiel. Allen 1970, 347. In den 50er und 60er Jahren gab es in den USA eine zweite Sterilisationswelle, zahlreiche schwarze Mädchen und Frauen wurden ohne ihr Wissen sterilisiert; weitere Opfer des Mißbrauchs waren Frauen indianischer und mexikanischen Ursprungs. Clarke in Arditti u.a. 1984, 188-203. Angesichts der unzureichenden Familienplanungsrichtungen und der herrschenden wirtschaftlichen Verhältnisse bedeutet die Tatsache, daß sich Frauen z.B. in Lateinamerika auf eigenen Wunsch sterilisieren lassen, noch lange nicht, daß sie sich wirklich frei dazu entschlossen haben.
- 5 Es wäre falsch, in der Soziobiologie nur eine aufgeblasene akademische Mode zu sehen. Diese »neue Synthese« hat inzwischen zu einem enormen Literaturberg geführt, der ständig anwächst. Sie hat auf Grund der Einfachheit des vorgeschlagenen Modells und der Popularität des Biologismus, auf den verwiesen wird, einen bemerkenswerten Anklang gefunden. Der Begründer der Soziobiologie, E.O. Wilson, ein Biologe aus Harvard, formulierte mit »Sociobiology, the New Synthesis« das Grundgerüst einer neuen vereinheitlichten Darwinischen Verhaltenstheorie. 1978 folgte »On Human Nature«, das erste explizite Buch zur menschlichen Soziobiologie. Anschließend Wilson/Lumsden 1981 und 1983. Vgl. Gould 1986.
- 6 R. Duelli Klein, What's »new« about the »new« reproductive technologies? in: Corea u.a. 1985, 65. Hier wird gezeigt, daß die nFT die Entwertung und Unterdrückung von Frauen verstärken.
- 7 Report of the Committee of Inquiry into Human Fertilisation and Embryology, HMSO, London 1984, 8f. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß sich in den Industrieländern die freiwillige Sterilisation von Männern zu verbreiten scheint. In der BRD werden jährlich ca. 30000 bis 50000 Männer auf eigenen Wunsch sterilisiert. 70 % dieser Männer haben jedoch bereits ein Kind und 5 % bemühen sich um eine »Wiederfruchtbarmachung«. »Wenn der Stammbaum gefällt wird«, in: *Der Tagespiegel*, 16.8.1987.
- 8 Dieser Vergleich scheint in der Ärztschaft besonders beliebt zu sein. Ich hörte, wie ihn Dr. Edwards 1986 in einem Colloquium über die IVB in Barcelona anführte.
- 9 Spanisches Justizministerium 1986, II. Die Juristin Carmen Frias jedoch war mit dieser Interpretation überhaupt nicht einverstanden. In einigen spanischen IVB-Zentren wird Paaren anscheinend nach einer heterologen Insemination zu einer Intensivierung des Geschlechtsverkehrs geraten: so soll dem Ehemann geholfen werden, sein Gefühl der Ausgeschlossenheit zu überwinden.
- 10 Report 1984, 24: Robert MacLennan, Abgeordneter für Caithness und Sutherland im Unterhaus, gab für die Auswahl von Spendern eine ähnliche Empfehlung ab: »Ich bin in erster Linie dafür, daß in einer Ehe beide Partner hinsichtlich der genetischen Verwandtschaft mit dem Kind aus dieser Ehe so gleich wie möglich sind. Sind die Beziehungen zu dem Kind genetisch unausgeglichen, ist nicht nur die Beziehung zwischen einem Mann und seiner Frau, sondern auch die des Kindes zu den beiden Ehepartnern gefährdet.« House of Commons Weekly Hansard, 1985, 10217.
- 11 Spanisches Abgeordnetenhaus, 1985, 10217; oder, wie der Genetiker Lacadena in bezug auf die Geheimhaltung der Herkunft von gespendeten Ei- und Samenzellen vorschlug: »Man kann für ein weißes Paar nicht die Spermien eines schwarzen Mannes verwenden, da dies ein genetisches Mißverhältnis zwischen dem biologischen Produkt, also dem neuen Lebewesen, und den elterlichen Ursprüngen ist.« Ebd., 10645f. — Hier stellt sich die Frage, warum die Herkunft der Spermien unbedingt geheimgehalten werden soll. Ginge es darum, ein durch die heterologe Insemination gezeugtes Kind von juristischen Ansprüchen gegenüber dem Spender abzuhalten, könnte man solchen Verpflichtungen mit juristischen Regelungen leicht aus dem Weg gehen. In der BRD bezieht man dagegen eine umgekehrte Position. Hier wird die Anonymität des Spenders mit der Begründung abgelehnt, daß ein Kind das Recht habe, um seine Abstammung zu wissen. Es wäre interessant, die Herkunft dieses Rechts zu erforschen.
- 12 Spanisches Abgeordnetenhaus, 1986, 164. Im beigelegten Glossar wird »Phänotyp« definiert als »äußerliche oder morphologische Charakteristika eines Individuums, z.B. blaue Augen, Schädelform«. Was jedoch mit ethnischer Zugehörigkeit gemeint ist, wird nicht erklärt. Ebd., 1.

- 13 So berichtete z.B. die Zeitung *Ya* am 22.11.1985 über einen unfruchtbaren Ehemann, der sich um eine heterologe Insemination bemühte und den Arzt bat: »Doktor, bitte finden Sie einen weißen Samenspender, denn wenn ich in Guadalajara mit einem Mulattenkind auftauche, wird man das Gelächter bis nach Zaragoza hören.«
- 14 Einer dieser kontroversen Fälle ist der um das Baby M. in den USA: *The New York Times*, 18.1.1987, in dem das Gericht eben gegen das Recht der biologischen Mutter, ihr Kind zu behalten, zugunsten des Vaters entschieden hat, was einer Bestätigung des Vertrages gleichzukommen schien. *Tageszeitung*, 2.4.1987. Bezeichnenderweise wurde in einem inszenierten Gerichtsprozeß, der 1986 im katalanischen Fernsehen gezeigt wurde, in dem eine aus der Öffentlichkeit zusammengesetzte Jury um die Beurteilung eines solchen Falles gebeten wurde, der Wunsch der Leihmutter, ihr Kind zu behalten, in ähnlicher Weise abgewiesen. In der BRD scheinen die Juristen gegen Leihmutterverträge zu sein. Hier wird die Adoptionsgesetzgebung herangezogen, so daß der Leihmutter nach der Geburt Zeit bleibt, ihre Entscheidung zu überdenken. S. Maria Mies »Im Supermarkt der käuflichen Körperteile«. *Tageszeitung*, 1.8.1987, wo die Autorin die mit den Leihmutterchaftsverträgen verknüpfte Kommerzialisierung der Fortpflanzung, die die angebliche Vertragsfreiheit Lügen straft, heftig kritisiert.
- 15 Spanisches Abgeordnetenhaus, 1985, 129. Die Empfehlung, alleinstehenden Frauen die künstliche Befruchtung zu erlauben, geht auf die Verfassung zurück, die alleinstehenden Frauen die Adoption erlaubt und eine Diskriminierung alleinstehender Frauen verbietet. Die Warnock-Kommission lehnt diese Möglichkeit jedoch mit der Begründung ab, daß »es in der Regel für Kinder besser ist, in einer Familie mit zwei Eltern, sowohl Vater als Mutter, geboren zu werden, auch wenn wir sehen, daß man keine zuverlässigen Voraussagen über die Dauer einer solchen Beziehung machen kann.« Report 1984, 11f.

Literaturverzeichnis

- Allen, G.E., 1970: Science and Society in Eugenic Thought of H.J. Muller. in: *BioScience*, Vol. 20, No. 6
- Arditti, R., R. Duelli-Klein und S. Minden (Hrsg.), 1984: *Text-Tube Women*. London
- Athea, N., 1975: *La Fécondation In Vitro: L'anarchie à une réglementation?* Memoire de Santé Publique. ESNP, Rennes
- Balcells Gorina, A., 1980: *La Inseminacion Artificial*, zootecnia en el hombre. In: *La Vanguardia*, 3.5.
- Balz, M., 1980: *Heterologe künstliche Samenübertragung beim Menschen*. Tübingen
- Benda-Kommission des Deutschen Bundestages, 1985: *Bericht der Arbeitsgruppe In-Vitro-Fertilisation, Genomanalyse und Genterapie*. Bonn, 15.11.
- Bock, G., 1986: *Zwangsstерilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*. Opladen
- Bopp, A., 1987: *Mit Frostschutz und Hormonen ins Leben*. In: *Die Zeit*, Nr. 27, Februar
- Carlson, E.A., 1981: *Genes, Radiation and Society. The Life and Work of H.J. Muller*. Ithaca
- Catalan Deus, J., 1986: *Tener hijos? No gracias*. In: *El Pais*, Sonntagsbeilage, 23.3.
- Clark, R., 1968: *J.B.S.: — The Life and Work of J.B.S. Haldane*. London
- Coleman, W., 1977: *Biology in the Nineteenth Century. Problems of Form, Function and Transformation*. Cambridge
- Corea, G., 1985: *The Mother Machine. Reproductive Technologies from Artificial Insemination to Artificial Wombs*. New York
- Corea, G., u.a., 1985: *Man-Made Woman*. London
- Crowe, C., 1985: *Women Want It: In-Vitro Fertilisation and Women's Motivation for Participation*. In: *Women's Studies Int. Forum*, Vol. B, No. 6
- David, G., 1985: *Don et utilisation du sperme*. In: *Genetique, Procreation et Droit*, Actes Sud
- Delaney, C., 1986: *The Meaning of Paternity and the Virgin Birth Debate*. In: *Man*, Bd.21, Nr. 3
- Glick, T.F. (Hrsg.), 1972: *The Comparative Reception of Darwinism*. Univ. of Texas Press
- Gordon, L., 1976: *Woman's Body, Woman's Right*. Harmondsworth
- Gould, S.J., 1986: *Cardboard Darwinism*. In: *New York Review of Books*, 10.9.
- Graham, L.R., 1977: *Science and Values: The Eugenics Movement in Germany and Russia in the 1920s*. In: *The American Historical Review*, Vol. 82, No. 5, Dez.

- Haldane, C., 1926: *Man's World*. London
 dies., 1949: *Truth Will Out*. London
 Haldane, J.B.S., 1927: *Possible Worlds*. London
 ders., 1925: *Daedalus or Science and the Future*. London
 Hansen, R., und F. Kollek, 1985: *Gen-Technologie — die neue soziale Waffe*. Hamburg
 Heritier-Augé, F., 1985: *La cuisine de Jupiter. Reflexions sur les nouveaux modes de procréation*. In: *L'homme*, No. 94, April-Juni
 dies., 1985: *L'individu, le biologique et le social*. In: *Le Débat*, Sept.
 Herzog, J., 1971: *Die heterologe Insemination in verfassungsrechtlicher Sicht*. Würzburg
 Hobgen, L., 1938: *Political Arithmetic. A Symposium of Population Studies*. London
 ders., 1933: *Nature and Nurture*. London
 Hobsbawm, E., 1985: *The Age of Capitalism*. London
 Hodgen, M., 1964: *Early Anthropology in the Sixteenth and Seventeenth Century*. Philadelphia
 Hofstadter, R., 1944: *Social Darwinism in American Thought*. Boston
 Laqueur, T., 1986: *Orgasm, Generation and the Politics of Reproductive Biology*. In: *Representations, Special Issue »Sexuality and the Social Body in the 19th Century.«*
 Leach, E., 1969: *Genesis as Myth and other Essays*. London
 Leeds, A., 1972: *Darwinian and »Darwinian« Evolutionism in the Study of Society and Culture*. In: Glick 1972
 Lepenies, W., 1976: *Das Ende der Naturgeschichte*. München
 Lloyd, G.E.R., 1983: *Science, Folklore and Ideology. Studies in the Life Sciences in the Ancient Greece*. Cambridge
 Lovejoy, A., 1936: *The Great Chain of Being. A Study of the History of an Idea*. New York
 Malinowski, B., 1927: *The Father in Primitive Psychology*. London
 Mies, M., 1987: *Im Supermarkt der käuflichen Körperteile*. In: *Die Tageszeitung*, 1.8.
 Muller, H.J., 1936: *Out of the Night: A Biologist's View of the Future*. London
 Report of the Committee of Inquiry into Human Fertilisation and Embryology. HMSO, London 1984
 Rivière, P., 1985: *Unscrambling Parenthood - The Warnock Report*. In: *Anthropology Today*, 1/4, Aug.
 Rohleder, H., 1981: *Normale, pathologische und künstliche Zeugung bei Menschen*. Leipzig
 Rose, S., R.C. Lewontin und L.J. Kamin, 1984: *Not in Our Genes. Biology, Ideologie und Human Nature*. Harmondsworth
 Seager, J., und A. Olsson, 1986: *Der Frauenatlas*. Frankfurt/M.
 Shelley, M.W., 1818: *Frankenstein or The Modern Prometheus*. London
 Singer, P., 1986: *La revolución reproductiva*. In: *El Pais*, 14.6., 14f.
 Spanisches Abgeordnetenhaus 1985: *Diario de Sesiones*
 dass., 1986: *Informe de la Comisión Especial de Estudio de La Fecundación »In Vitro« y la Inseminación Artificial Humanas*. Januar
 Spanisches Justizministerium, 1986: *Problemas Civiles que Plantea La Inseminación Artificial y La Fecundación in vitro*. Ergänzung des Boletín de Información del Ministro de Justicia, 15.1.
 Starck, D., und C. Coester-Waltjen, 1986: *Die künstliche Befruchtung beim Menschen — Zulässigkeit und zivilrechtliche Folgen*. Gutachten für den 56. Deutschen Juristentag. München
 Stolcke, V., 1987: *Das Erbe sichern. Die »Naturalisierung« der gesellschaftlichen Ungleichheit*. In: *Das Argument* 163, 329ff.
 Teich, M., und R. Young (Hrsg.), 1973: *Changing Perspectives in the History of Science*. London
 Trallori, L.N., 1983: *Vom Lieben und vom Töten. Zur Geschichte patriarchaler Fortpflanzungskontrolle*. Wien
 Warnock, M. (Hrsg.), 1984: *Question of Life. Warnock Report on Human Fertilisation and Embryology*. London
 Webster, C. (Hrsg.), 1981: *Biology, Medicine and Society 1840-1940*. Cambridge
 Wilson, E.O., und Lumsden, 1981: *Genes, Mind and Culture*. Cambridge, Mass.
 dies., 1983: *Promethean Fire*. Cambridge, Mass.
 Wilson, E.O., 1975: *Sociobiology. The New Synthesis*. Cambridge, Mass.
 ders., 1978: *On Human Nature*. Cambridge, Mass.
 Woolf, V., 1938: *Three Guineas*. London
 Young, R., 1976: *The Historiographic and Ideological Contexts of the Nineteenth Century Debate on Man's Place in Nature*. In: *Teich/Young* 1973

Hilary Allen

Sklavin ihrer Hormone: Prämenstruelle Spannung und die Gesetzgebung*

Anfang 1980 erstach die junge Sandie Smith einen Kollegen nach einer Auseinandersetzung am Arbeitsplatz. Sandie Smith, die sich wiederholt gewalttätig und kriminell verhalten hatte, kam vor Gericht. Mit dem Hinweis auf verminderte Schuldfähigkeit wurde sie von dem Vorwurf des Mordes freigesprochen und nur wegen Totschlags verurteilt. Das Gerichtsurteil lautete: Bewährung und Therapie. Ein Jahr später wurde sie für schuldig befunden, Morddrohungen gegen eine weitere Person geäußert zu haben. Wieder wurde sie zu Bewährung und therapeutischer Behandlung verurteilt. Am darauffolgenden Tag wurde Christine English, die ihren Freund mit dem Auto überfahren hatte, vom Vorwurf des Mordes freigesprochen. Auch bei ihr lautete das Urteil auf Totschlag mit verminderter Schuldfähigkeit; in diesem Falle wurde die Angeklagte freigelassen. Die juristischen Biographien dieser beiden Frauen haben eine wichtige Gemeinsamkeit: In beiden Fällen war für die Festsetzung auffällig milder Strafen ein medizinisches Gutachten bedeutsam, das besagte, daß die Angeklagten zum Tatzeitpunkt stark unter prämenstruellen Symptomen litten.

Ich werde mich mit den medizinischen Behauptungen und juristischen Lehrensätzen beschäftigen, die den Hintergrund für beide Fälle bilden, mit den Kontroversen um sie und mit der Verbindung zwischen ihnen und allgemeineren Fragen, die bei dem Problem einer Theorisierung der Verknüpfung von Biologie und sozialem Verhalten aufgeworfen werden. Zu diesem Problem gibt es bereits eine Reihe von Diskussionen, teilweise auch von Feministinnen, die über die Bedeutung solcher Gerichtsentscheidungen für die feministische Politik nachgedacht haben. Der Hauptteil des Aufsatzes bezieht sich auf diese feministischen Diskussionen. Mir geht es darum, die verschiedenen Argumentationslinien zu verdeutlichen, die in ihnen enthaltenen Widersprüche aufzudecken und Anregungen für deren Weiterentwicklung zu geben. Im ersten Schritt halte ich es für notwendig, die medizinischen und juristischen Lehrmeinungen kurz vorzustellen, gegen die sich feministische Argumente richten.

Das »prämenstruelle Syndrom« in der Medizin

Die juristische Milde, mit der die beiden Fälle beurteilt wurden, folgt der Darstellung des prämenstruellen Syndroms (im folgenden: PMS) als einer Körperkrankheit mit begrenzter Inzidenz, biochemischer Ätiologie und ernster Symptomatik. Diese Vorstellung vom »Krankheitsbild« PMS geht auf die Arbeiten von Frank in den dreißiger Jahren zurück und wurde in der Folge von der Schul-

* Zuerst erschienen unter dem Titel »At the Mercy of Our Hormons« in *m/f* 9, 1984; von der Redaktion gekürzt. Aus dem Englischen von Susan Steiner mit Unterstützung von Claudia Gdaniec.

medizin aufgegriffen, vor allem in den umfassenden Forschungen von Katharina Dalton (Frank 1931; Dalton 1961, 1964, 1971, 1980, 1982).

Von Anfang an waren die Symptome, die als typisch für das Syndrom gelten, von erstaunlicher Vielfalt. Weitere Forschung förderte eine scheinbar nicht endende Reihe anderer Symptome zutage, die in beinahe jedem Körperteil auftreten können. Nach Dalton gilt als einziges Kriterium für die Zuordnung einer Beschwerde zu dieser Krankheit deren zyklisches Auftreten während der prämenstruellen Phase und deren Abklingen beim Eintreten der Menstruationsblutung oder kurz danach. Die Diagnose wird nicht auf Grund der Symptome selbst aufgestellt, sondern auf Grund eines Zeitmusters. Keines der Symptome tritt ausschließlich beim PMS auf, und kein einzelnes Symptom tritt in allen Fällen von PMS auf.

Für die gegenwärtige Diskussion sind die körperlichen Symptome selbst wenig relevant und werden hier deswegen nicht weiter erörtert. Sie sind im allgemeinen unangenehm, aber nicht so, daß sie eine Frau vollkommen außer Gefecht setzen; sie stellen selten eine ernste physiologische Bedrohung dar. Bedeutender sind die häufig auftretenden psychologischen Symptome. Dalton nennt eine Reihe möglicher Symptome, von denen einige harmlos, andere sehr beeinträchtigend sind: Depression und Lethargie, erhöhte Reizbarkeit, Unruhe, Neigung zu Gewalttätigkeit, Konzentrations- und Gedächtnisstörungen, beeinträchtigtes Urteilsvermögen, verstärkte Libido, ungewöhnliche (Eß-)Gelüste sowie Symptome des schizophrenen Formenkreises wie Derealisation und Paranoia. Insgesamt gesehen ist die Liste möglicher Symptome erstaunlich weit gefaßt.

Obwohl man letztendlich wenig über PMS weiß, behaupten medizinische Autoritäten (vgl. Friedman 1982) selbstsicher, daß PMS existiere, diagnostiziert werden könne und mit eindeutiger und begrenzter Inzidenz auftrete.

Die Beschreibungen dieses angeblich eindeutig abnormalen, klinischen Zustandes in neueren Arbeiten medizinischer Autoren verraten, welches allgemeine Wissen über die »Natur der Frau« zugrundegelegt wird, um diese Pathologie zu veranschaulichen.

»PMS in seiner mildesten Form erscheint lediglich als die *natürliche weibliche Andersartigkeit*.« (Dalton 1964, 7; Hervorh. H.A.)

»Wer die Ergebnisse dieses Buches liest, wird verstehen, bis zu welchem Grad zyklische hormonelle Veränderungen für unberechenbare Persönlichkeitsveränderungen bei Frauen verantwortlich sind. Der Leser wird verstehen, daß vieles, was über die Launen und Extravaganzen von Frauen geschrieben wurde, auf ihrer Biologie beruht. ... *jede Frau* ist der sich ständig wiederholenden Ebbe und Flut ihrer Hormone ausgeliefert.« (Dalton 1971; Hervorh. H.A.)

So gesehen, erscheint das auffällige Fehlverhalten einer Frau wie Sandie Smith weniger als bizarrer und abnormaler Effekt einer pathologischen Abweichung von der Funktion einer Frau, sondern vielmehr als deren paradigmatisches Beispiel. Auch die Verwendung der Kategorie »Krankheit« scheint fragwürdig, da PMS weder einheitliche Symptome noch eine nachweisbare Einheitlichkeit der Ätiologie zuschreibbar sind. Das einzig bestimmbare Merkmal ist das wiederholte Auftreten von Symptomen jeglicher Art zu einem bestimmten Zeitpunkt im biologischen Zyklus der Frau. Wir finden diese Art, eine Krankheit zu definieren, nur bei PMS, sie weicht seltsamerweise vom üblichen medizinischen Paradigma ab. (...)

Studien, die medizinische Daten verwenden und einen statistischen Zusammenhang zwischen PMS und weiblicher Kriminalität behaupten (vgl. D'Orban 180; Dalton 1961), basieren methodologisch auf der Annahme, daß prämenstruelle Veränderungen als anatomische Kategorie einen *allgemeinen Einfluß* auf Frauen haben. Wenngleich diese Studien mit der Behauptung antreten, diesen Zusammenhang belegen zu können, so können sie doch nur zeigen, daß alle Frauen eine Tendenz aufweisen, während der prämenstruellen Phase Verbrechen zu begehen; nicht aber, daß Frauen, die unter PMS leiden, eher dazu neigen als andere.

Medizinisches Beweismaterial und juristische Urteile

Trotz aller Schwierigkeiten bildet die medizinische Darstellung von PMS als einer hormonellen Störung, die ernsthafte negative psychologische Veränderungen hervorruft und in einem nachweisbaren Zusammenhang zu Kriminalität steht, den Hintergrund der Gerichtsentscheidungen in den Prozessen von Sandie Smith und Christine English. Dalton selbst sagt aus, daß die beiden Frauen stark unter PMS litten und dies die Erklärung für ihr kriminelles Verhalten sei. In ihren Abschlußkommentaren zu den Fällen machten die Richter klar, daß sie diese Sichtweise übernommen hatten. Im zweiten Prozeß gegen Sandie Smith ging der Richter soweit, die Geschworenen anzuweisen, sie sollten

»berücksichtigen, daß das Verhalten der Angeklagten auf das Fehlen von Hormonen zurückzuführen ist. Sie hat zwar gewußt, was sie tat, sich aber nicht in der Gewalt gehabt ihre moralische Sicherung ist durchgebrannt.«

Grundsätzlich gibt es vier Möglichkeiten, wie solche medizinischen Gutachten, sofern sie anerkannt werden, das Ergebnis eines Prozesses beeinflussen können. Die ersten beiden beziehen sich auf die juristische Schuldfähigkeit der Angeklagten.

Vorsätzlichkeit

In der modernen Gesetzgebung existiert ein allgemeines Prinzip, das besagt, daß eine Handlung dann kriminell ist, wenn sie erstens ungesetzlich ist und zweitens mit »schuldhafter Absicht« ausgeführt wurde. Kann nachgewiesen werden, daß eine solche Vorsätzlichkeit nicht vorlag, wie bei bestimmten Fällen von zufälligen Handlungen, so hat kein Verbrechen stattgefunden, die Angeklagte muß freigesprochen werden. Auch bestimmte psychische Störungen wie Automatismus und geistige Umnachtung werden vom Gesetzgeber als Zustände definiert, die Vorsätzlichkeit ausschließen. Auch dann ist die Angeklagte nicht schuldig und muß freigesprochen werden. Automatismus, den Sandie Smith im Prozeß gegen sie wegen Morddrohung zu ihrer Verteidigung in Anspruch nahm, wird juristisch definiert als »die Bezeichnung eines Zustandes, in dem die Person zwar handlungsfähig, sich jedoch dessen, was sie tut, nicht bewußt ist ... Automatismus bedeutet unbewußte unfreiwillige Handlung und kann zur Verteidigung vorgebracht werden, weil das Bewußtsein die Handlung nicht wahrnimmt«. Im Fall von Sandie Smith wurde diese Verteidigung mit der Begründung abgelehnt, sie habe trotz des negativen Einflusses von PMS auf ihre Selbstbe-

herrschaft vollkommen bewußt gehandelt. Sie »wußte genau, was sie tat, und sie beabsichtigte, es zu tun«. Da den Geschworenen vermittelt wurde, daß diese Verteidigungsstrategie bei Sandie Smith juristisch nicht anwendbar sei, und da die Fakten des Falles klar und unbestritten waren, sprachen sie sie schuldig.

Verminderte Schuldfähigkeit

Im allgemeinen unterscheidet das Gesetz nur zwischen der vollständig vorhandenen Schuldfähigkeit und der Schuldunfähigkeit. In nur einem Fall wird hiervon eine Ausnahme gemacht: bei einem Tötungsfall, bei dem der Nachweis der »verminderten Schuldfähigkeit« eine Milderung des Urteils von Mord (mit zwangsläufig lebenslänglicher Gefängnisstrafe) zu Totschlag bewirkt (die Urteilsspanne für Totschlag reicht von Freispruch bis lebenslänglich). Diese Verteidigungsstrategie wird nur dann zugelassen, wenn das Gericht glaubt, die Angeklagte habe sich zum Tatzeitpunkt in »einem derartig abnormalen Zustand befunden, daß die Verantwortlichkeit für ihre Handlung (Tötung oder Teilnahme an Tötung) stark beeinträchtigt war«. Diese Verteidigungsstrategie wurde unter den verschiedensten Umständen herangezogen. Auch in den Prozessen von Sandie Smith und Christine English wurde danach geurteilt, mit dem Resultat, daß beide nicht lebenslängliche Gefängnisstrafen erhielten.

Die weiteren zwei Einflußmöglichkeiten, die medizinische Gutachten in einem Prozeß haben können, beziehen sich nicht auf das Urteil selbst, sondern auf die Festsetzung der Strafe. Sie sind also in solchen Fällen wichtig, wo die Angeklagte für schuldig befunden wurde.

Krankenhauseinweisung oder Therapie

Auch wenn eine geistesgestörte Person im juristischen Sinne für ihre Handlungen verantwortlich gemacht wird, kann das Gericht entscheiden, sie nicht zur Haft zu verurteilen, sondern für eine bestimmte oder unbestimmte Zeit in ein Krankenhaus einzuweisen oder — wie im Fall von Sandie Smith — Bewährung in Verbindung mit einer Therapie zu verordnen. Juristisch gesehen bedeutet eine solche Entscheidung keineswegs einen Freispruch, sondern nur, daß das Gericht eine medizinische Behandlung im Interesse der Angeklagten und der öffentlichen Sicherheit für notwendig hält.

Mildernde Umstände

Bei der Festsetzung des Strafmaßes kann das Gericht weitere Faktoren in Betracht ziehen, die mit juristischer Schuld oder Verantwortung nichts zu tun haben. Solche Faktoren können die gegenwärtige oder vergangene Lebenssituation oder der Lebenswandel der Angeklagten sein, aber auch die mutmaßliche Wirkung von bestimmten Strafen auf das Leben der Angeklagten oder verschiedene Aspekte des Verbrechens, die »den Grad der moralischen Schuld« der Angeklagten ausmachen. Genau diese Formulierung verwendete der Richter bei seinem Urteil, als er Sandie Smith nach der Verurteilung wegen Morddrohung auffällig milde bestrafe. Obwohl er den Geschworenen regelrecht befohlen hatte, sie *juristisch* schuldig zu sprechen, stellte er klar, daß er sie als frei von *moralisch*

scher Schuld ansah, da er ihre Handlungen als eine Folge ihres PMS betrachtete. Es ist ungeklärt, ob PMS allgemein als Begründung für verminderte Schuldfähigkeit in Tötungsprozessen und als mildernder Umstand in anderen Fällen einzubeziehen ist. Die Diskussion um die beiden angeführten Fälle ist daher nicht von rein historischem Interesse. Es handelt sich vielmehr um Präzedenzfälle und Praxen im Umgang mit Frauen, die wegen krimineller Handlungen angeklagt werden.

Debatten und Meinungsverschiedenheiten

In der Debatte um diese zwei Gerichtsentscheidungen ging es nicht vorrangig um die milde Bestrafung von zwei verurteilten Frauen, sondern um die Konsequenzen dieser Entscheidungen für Frauen und das »Frausein« als anatomische und juristische Kategorie. Im Prinzip hatten die Entscheidungen nichts mit dieser Kategorie zu tun: Sandie Smith und Christine English wurden nicht *als Frauen* verurteilt, sondern vielmehr als zwei Frauen, die stark unter einer bestimmten gesundheitlichen Störung leiden. Doch kann wohl kaum übersehen werden, daß nur *Frauen* unter dieser Störung leiden können; nach Meinung einiger leiden sogar *alle* Frauen darunter.

Die öffentliche Diskussion um diese Fälle zeigte, daß die Folgen der Gerichtsentscheidungen von zwei sehr unterschiedlichen Standpunkten aus kritisiert wurden. Zum einen wurde die Befürchtung geäußert, daß die Zulassung von PMS als »Verteidigungsstrategie« dazu führen könnte, daß Frauen in Zukunft zu leicht von juristischer Verantwortung für ihre Taten freigesprochen werden. (...) Die zweite Kritik sieht weniger die Gefahr, daß weibliche Kriminalität auf Kosten der Gesellschaft »entschuldigt« wird, als die Gefahr, daß sich die Akzeptanz von PMS als natürliche Schwäche der weiblichen Natur nachteilig für Frauen in ihrem Kampf um Gleichberechtigung auswirken könnte. Dieser Aspekt, der in der feministischen Diskussion dominant ist, wird uns hier in erster Linie beschäftigen. Es gab eine Reihe von Argumenten. Zum einen wurde darauf hingewiesen, daß solche Entscheidungen nachteilige ideologische Auswirkungen haben können, weil sie die Vorstellung verstärken, Frauen seien von Natur aus unverantwortlich und instabil. Diese Vorstellung könnte dann die auch juristisch gestützte Rechtfertigung für Diskriminierung von Frauen bei Einstellung, Ausbildung, Politik usw. liefern. Tatsächlich gab es in den USA Fälle, bei denen Arbeitgeber aus genau diesen Gründen argumentierten, Bewerbungen von Frauen für verantwortliche Positionen sollten nicht berücksichtigt werden.

Eine weitere Argumentationslinie bezieht sich auf die Nachteile der Medikalisierung abweichenden Verhaltens von Frauen. Es gibt keinen Grund zu der Annahme, daß sich die prämenstruelle »Abweichung« auf kriminelle Handlungen beschränkt:

»Unter PMS-Frauen wird während des Prämenstruums gelegentlich ein verstärkter Geschlechtstrieb festgestellt ... Allzuoft führt dieser nymphomanische Trieb bei pubertären Mädchen dazu, daß sie von zu Hause fortlaufen, um sich in den Parks herumzutreiben oder den Jungen nachzulaufen. Mit Hormontherapie kann diesen Mädchen geholfen werden ...« (Dalton 1982. 94)

Diese beiden unannehmbaren »Implikationen« der Gerichtsentscheidungen für PMS haben einen gemeinsamen Kern: Der Bezug auf eine *weibliche Biologie* ist

die Grundlage, auf der sowohl weibliches Verhalten erklärt wird als auch frauen-diskriminierende Praxen gerechtfertigt werden. Ich werde darauf zurückkommen, weil ich vorschlage, daß die feministische Kritik an diesen juristischen Präzedenzfällen dann am besten weiterentwickelt werden kann, wenn sie die Frage der Biologie thematisiert — zur Zeit der Gerichtsentscheidungen schenkte sie gerade dieser Frage wenig Beachtung. In gewissem Sinne bestand die Kritik aus der einfachen Auflistung der unannehmbaren Konsequenzen: Feministinnen wurden dazu aufgerufen, gegen die Gerichtsurteile zu protestieren. Am wichtigsten — und potentiell subversiv — ist die Forderung, die Debatte in einem politischen statt in einem rein »wissenschaftlichen« Rahmen zu führen.

Auffällig und problematisch ist, daß die feministische Kritik sich wenig mit der Frage der »wirklichen« Existenz des Phänomens PMS auseinandersetzt und auch nicht mit dem behaupteten »Zusammenbruch der Kontrollmechanismen« im Verhalten dieser Frauen. Die Gerichtsurteile basieren ja im wesentlichen darauf, den wissenschaftlichen Wahrheitsgehalt der medizinischen Behauptungen zu akzeptieren. Die feministische Kritik hingegen fragt nach der Annehmbarkeit der sozialen und juristischen *Effekte* dieser Urteile. Was den wissenschaftlichen Wahrheitsgehalt betrifft, bleibt die feministische Kritik bestenfalls indifferent. Es ist, als habe ihre Behauptung von der Unhaltbarkeit der medizinischen Lehrmeinung Vorrecht vor jedweder (positivistischen) Widerlegung und als habe sie schließlich eine solche Beweisführung auch nicht nötig. Eine genaue Prüfung zeige, daß die Vertreter der »PMS-Verteidigung« nicht auf der Ebene ihrer Fakten zu widerlegen seien, angreifbar seien vielmehr ihre Wertvorstellungen, die unabhängig von bestimmten Fakten existieren.

Hinter dieser Art der Argumentation verbirgt sich entweder ein erkenntnistheoretisches Mißtrauen gegenüber der Kategorie des faktischen Wissens oder zumindest eine politische Weigerung, diesem faktischen Wissen Priorität vor solchen Problemen zu geben, die im jeweiligen Kontext von Bedeutung sind. Die feministische Kritik bleibt auch weitgehend ohnmächtig gegenüber einer Faktengläubigkeit, wie sie sich beispielhaft in folgendem Leserbrief an die Tageszeitung *The Guardian* ausdrückt:

»Es ist beunruhigend zu lesen, daß diejenigen, die für die Gleichberechtigung von Frauen arbeiten, 'empört' sind, weil die Gerichte nun anfangen, die Echtheit von prämenstruellen Störungen anzuerkennen. Vor 150 Jahren behandelten wir Epileptiker noch als vom Teufel Besessene. Und bis zur Entdeckung des Insulins durch Banting und Besten wußten wir nichts von der Zuckerkrankheit. Unsere Richter besitzen einen klaren Verstand und viel Erfahrung. Sie sind geübt, Beweismaterial zu prüfen und können falsche Behauptungen erkennen. Bevor sie Sandie Smith und Christine English freiließen, obwohl sie getötet hatten, setzten sich die Richter mit den harten Fakten auseinander. Die Tatsachen besagten, daß diese Frauen ohne eine ergänzende Dosis Progesteron zwangsläufig allmonatlich dem Risiko ausgeliefert waren, zeitweilig den Verstand zu verlieren. Mit der Hormonbehandlung aber wurde dieses Risiko beseitigt. Das Wunder der Reproduktion ist in erster Linie ein weibliches Wunder. Die Hormone im weiblichen Körper spiegeln diese Tatsache wider. Dieses zu leugnen ist, als wollte man sich weigern, durch Galileis Fernrohr zu schauen. Die Hälfte aller Frauen leidet unter allen möglichen körperlichen und seelischen Störungen, die vom fehlenden hormonellen Gleichgewicht herrühren. Dem kann nun abgeholfen werden. Wie die Richter gesehen haben, zeigt die Behandlung Erfolg. Diese Entdeckung stellt den bisher größten Schritt auf dem Weg zu wahrer Gleichberechtigung von Frauen und Männern dar. Es ist eine tragische Ironie, daß sich Frauen dagegen auflehnen.« (Scotland u.a. 1981)

Die Stärke dieses Briefes liegt in der selbstbewußten Behauptung, daß das Problem und seine Lösung bei den »harten Fakten« zu finden seien. Die erfahrene Vernunft wird die Tatsachen »entdecken« wie einst Galilei seine Sterne. Die »harten Fakten« sind: 1. die Wirklichkeit von PMS (vergleichbar mit Epilepsie oder Zuckerkrankheit) als umschriebener klinischer Gegenstand (sic!); 2. die Verortung dieser klinischen Tatsache in der Biologie von Frauen; 3. die eindeutige und zwangsläufige Kausalbeziehung zwischen weiblichem hormonellem Ungleichgewicht und Kriminalität — so eindeutig und zwangsläufig wie das Ticken einer Uhr — und 4. die Fähigkeit, dieses Ungleichgewicht mittels Hormontherapie zu »korrigieren« und damit einen Zustand der biologischen Gleichheit zwischen Frauen und Männern (wieder)herzustellen.

Jede dieser Tatsachen wird durch wissenschaftliches Beweismaterial gerechtfertigt, das offen »vor uns liegt«. Das Problem des richtigen juristischen Umgangs mit PMS wird behandelt, als sei es so eindeutig wie die Fakten selbst; als bedürfe es nur einer sorgfältigen Prüfung des Beweismaterials, um wahre von falschen Behauptungen zu trennen; die richtige Lösung des Problems ergibt sich mit der logischen Unausweichlichkeit einer mathematischen Gleichung. In diesem Fall besteht die Lösung darin, die Angeklagten unter der Bedingung einer Zwangstherapie freizulassen. Logisch fortgeführt würde dies die medizinische Behandlung »der Hälfte aller Frauen« bedeuten. Es bedeutet auch, daß Justiz, Geschichte, Medizin, Sozialpolitik und die Interessen von Frauen ebenso »harte Fakten« sind, wie die Erkenntnisobjekte der Astronomie, Mechanik und Biologie.

Eine mögliche Strategie gegen diesen selbstherrlichen Positivismus könnte darin bestehen, den Verfechtern der »PMS-Verteidigung« auf ihrem eigenen Terrain zu begegnen und die Wissenschaftlichkeit der Fakten in Frage zu stellen. Zum Beispiel könnte argumentiert werden, daß die PMS-Forschung methodologisch schwach, das Beweismaterial zweideutig oder das Krankheitsbild selbst etwa suspekt seien. Es ist ohne Zweifel wichtig, das Material genau zu prüfen, da der Einsatz »wissenschaftlicher Beweise« eine zentrale Rolle in der juristischen und medizinischen Argumentation spielt, mit der wir uns hier beschäftigen. Es ist sogar denkbar, daß eine Kritik, die sich einzig und allein auf die Qualität des empirischen Materials bezieht, die anerkannte juristisch-medizinische Position unterminieren könnte. Wenn Feministinnen in diesem Rahmen argumentieren, geben sie allerdings implizit zu, daß die Hauptfragen — Schuld, juristische Verantwortung, Bestrafung von verurteilten Frauen — durch eine strenge Untersuchung des Beweismaterials geklärt werden könnten. Und damit verbünden sie sich wieder mit genau dem Positivismus, den sie in ihrer ursprünglichen Ablehnung der Gerichtsentscheidungen in Frage gestellt hatten. Ich meine, daß diese positivistische Ausrichtung der feministischen Argumentation wenig Gewinn bringt. Sie birgt sogar die Gefahr in sich, theoretische Fragen zu verschleiern, die für eine feministische Analyse der Gesetzgebung von wesentlicher Bedeutung sind.

Biologie, Vorsatz, Schuldfähigkeit

Die positivistischen Behauptungen im oben zitierten Brief (Scotland u.a.) basieren auf dem Glauben, daß eine Entscheidung über die »richtige« juristische Behandlung einer PMS-Leidenden auf Grund von Informationen über ihren biologischen Zustand zum Tatzeitpunkt getroffen werden kann. Meiner Meinung nach beruht dieser Glaube auf einem Trugschluß.

Dieser Trugschluß wurzelt darin, daß eine selbstverständliche Kontinuität zwischen Aussagen, Argumentationsprozessen und Rationalitätsformen angenommen wird, die aber unterschiedlichen Diskursbereichen zuzuordnen sind: der Biologie, des sozialen Verhaltens und des Rechts. Im wesentlichen wird Biologisches und Soziales vermischt; in anderer Weise aber auch unterschiedliche *Formen* von Aussagen, nämlich präskriptive und deskriptive. Diese letztgenannte Vermischung erlaubt es, unterschiedliche Diskurse, vor allem medizinische und juristische, so zu behandeln, als besäßen sie eine gemeinsame Logik und als seien sie gemeinsam aus der Sphäre empirischer Fakten abgeleitet. Wie ich im folgenden zeige, lassen sich die Gleichsetzungen weder theoretisch noch empirisch halten, so daß die sogenannte Logik der »PMS-Verteidigung« einfach in sich zusammenbricht.

Grob gesagt, bedeutet die Vermischung des Biologischen mit dem Sozialen, daß ein biologischer Zustand letztendlich Verhalten erklären soll. In gewissem Sinne werden dadurch Erklärungsmuster für alle menschlichen Phänomene vereinheitlicht. Die Aussage, das kriminelle Verhalten Sandie Smiths sei »auf ihren Mangel an Progesteron zurückzuführen«, wird argumentativ dem Satz gleichgestellt, daß unter bestimmten Umständen das Ausbleiben eines Eisprungs auf einen Überfluß desselben Hormons »zurückzuführen« sei. Zwar wird die unterschiedliche Komplexität der Vorgänge gesehen, nicht jedoch deren qualitative Verschiedenheit.

Wichtig daran ist: Wenn erst einmal feststeht, daß kriminelles Verhalten *biologisch* begründet werden kann, wird es als unangemessen und sogar *ungerecht* angesehen, dieses Verhalten denselben gesellschaftlichen Sanktionen zu unterwerfen, die allgemein für Kriminalität gelten. Als Sandie Smith trotzdem wegen einer kriminellen Handlung verurteilt wurde (wenn auch mit einer geringen Strafe), protestierte sie dagegen. Als sie den Gerichtssaal verließ, sagte sie wütend: »In England ist Krankheit ein Verbrechen.« Meiner Meinung nach sollten wir beides ablehnen: die biologische Begründung krimineller Handlungen ebenso wie die Auffassung, daß solche Handlungen keiner gesellschaftlichen Beurteilung und Sanktion unterliegen sollten. Der Reduktionismus der ursprünglichen Behauptung ist theoretisch unhaltbar und die Argumentation, in die sie dann eingefügt wird, logisch inkohärent.

Die wichtigste Behauptung, das Verhalten von Sandie Smith sei auf ihren hormonellen Zustand zurückzuführen, basiert auf der Annahme, daß sie sich nur während einer *bestimmten* hormonellen Phase unsozial verhielt. Ich möchte hier nur klarstellen, daß die Bestätigung der Annahme nur eine *notwendige*, nicht aber eine *hinreichende* Bedingung für kriminelles Verhalten darstellt. Nach dieser Logik hätte ebenso argumentiert werden können, daß ihr kriminelles Ver-

halten, da es immer während des zyklischen Zustandes zerebraler Stimulierung — also im wachen statt im schlafenden Zustand — vorkam, darauf zurückzuführen wäre, daß sie wach war.

Natürlich wird aber im Endeffekt etwas viel Weitergehendes ausgesagt: Daß Sandie Smiths PMS eine *hinreichende* Bedingung ihres Verhaltens darstellt. Wir sollen glauben, ihr hormoneller Zustand mache ihr Verhalten nicht nur möglich, sondern unvermeidbar. Gegen die verlockende Schlichtheit dieser Erklärung bräuchten wir nur die Empirie anzuführen. Aber auch wenn wir diese Erklärung unproblematisch fänden, ist die Art, wie die Erklärung eingesetzt wird, um für Straffreiheit zu plädieren, theoretisch unhaltbar. Die ursprüngliche Behauptung schien zwar den Bereich gesellschaftlichen Handelns aufzulösen, indem dieser auf die bloße Verlängerung des Biologischen reduziert wurde, die Folgerung aber, die daraus gezogen wurde, beruht auf einer radikalen Trennung zwischen Biologie und Sozialem. Denn die Behauptung, das Verhalten von Sandie Smith sei biologisch begründet, war nie Anlaß für eine Infragestellung der allgemeinen Vorstellung von Kriminalität oder der Angemessenheit der Bestrafung von Verbrechen, sondern lediglich Begründung dafür, das konkrete Verhalten von *Sandie Smith* nicht als kriminell zu verurteilen.

Die Struktur der Argumentation beruht auf der Herstellung eines begrifflichen Gegensatzes zwischen dem Bereich des Sozialen und dem der Biologie, so daß Ungebührlichkeiten entweder aus dem einen oder dem anderen abgeleitet werden können und demnach Gegenstand entweder medizinischer Interventionen oder gesellschaftlicher Sanktionen durch Gerichte sein können. Der Gegensatz, der die Argumentation strukturiert — Natur contra Vernunft —, ist alt und ehrwürdig. Als Grundlage braucht er das bekannte manichäische Subjekt, in dessen Person die blinden Kräfte der Natur und die vernünftigen Kräfte der Zivilisation in einem ständigen Kampf miteinander liegen. Nach diesem Modell ist dann alles in Ordnung, wenn die Vernunft herrscht und Handlungen durch die (moralpflichtigen) Kräfte des Willens »verursacht« werden, während die amorali-schen Kräfte der Biologie unter Kontrolle sind. Doch unter bestimmten pathologischen Bedingungen — von denen PMS nur eine ist — sollen wir annehmen, die biologischen Kräfte übernahmen auf ungeklärte Weise die Vorherrschaft, überwältigten die Kräfte des Willens und rissen das Handeln an sich: In der darauf folgenden Situation hat das Individuum keine Kontrolle mehr über das, was geschieht. Die Frau ist — in den Worten Daltons — »Sklavin ihrer Hormone«. Sandie Smiths Verteidiger sagte über seine Mandantin, sie sei eine »normalerweise vernünftige und gutmütige Frau«, doch allmonatlich breche »das verborgene Tier aus ihr heraus« und mache sie gewalttätig und aggressiv.

Einige praktische Vorschläge

Meine Position ist, daß PMS *kein* Verteidigungsgrund sein und es keine juristische Sonderbehandlung von Frauen geben sollte, die an PMS leiden. Von diesem Standpunkt aus möchte ich einige praktische Vorschläge für die Behandlung von Angeklagten machen, die unter PMS leiden.

Zur Schuldfähigkeit: Die Diagnose PMS darf keinerlei Einfluß auf juristische Entscheidungen haben. Diese müssen sich vielmehr auf Beweismaterial über den pathologischen Zustand der Angeklagten zum Tatzeitpunkt beschränken, unabhängig von ihrem zyklischen hormonellen Zustand. Ein Anzeichen für biologische »Abnormalität« ist noch keines für juristische Schuldunfähigkeit. Nun könnte eingewendet werden, daß es bestimmte physiologische Zustände gibt (wie z.B. epileptische Anfälle), die bekanntermaßen derart regelmäßig bestimmte psychologische Begleiterscheinungen aufweisen, daß schon der Nachweis des physiologischen Zustandes die Existenz bestimmter psychologischer Begleiterscheinungen implizieren mag. Was auch immer die Stärken und Schwächen dieser Argumentation sein mögen, PMS bleibt davon unberührt; PMS kann auf keinen Fall als ein solcher physiologischer Zustand betrachtet werden; die Diagnose PMS kann keineswegs bestimmte psychologische Bedingungen und Zustände implizieren.

Zur Straffestsetzung: Es gibt mehrere Möglichkeiten, prämenstruelle Faktoren so darzustellen, daß sie zur Entlastung der Angeklagten in der Frage der »moralischen Schuld« beitragen und so eine mildere Beurteilung rechtfertigen. Diese Möglichkeiten verstärken auf unterschiedliche Weise die Diskrepanz zwischen der Behandlung männlicher und weiblicher Angeklagter und beinhalten daneben noch weitere Probleme. Erstens gibt es die Behauptung vom »abnormalen Verhalten« der Frau, das nur während des Prämenstruums auftritt. Sie erlaubt, das Verhalten von Frauen während dieser Phase von ihrem »normalen« moralischen Charakter abzuspalten, der keine Schuld für das während des Prämenstruums auftretende abweichende Verhalten trägt. Doch soweit eine zyklische Launenhaftigkeit als ein »normales« Merkmal vieler Frauen angesehen werden kann, bietet die Abspaltung von Phasen größerer Reizbarkeit, Impulsivität usw. Frauen zu viel Schutz vor der Verantwortlichkeit für ihr Verhalten. *Ein Verhalten, das sich zyklisch wiederholt, ist deswegen nicht von Natur aus weniger kritikabel als anderes Verhalten.*

Zweitens wird behauptet, daß solche Frauen weniger Schuld tragen und größere Nachsicht verdienen, weil ihre biologische Störung nicht nur die zeitliche Verteilung ihres unsozialen Verhaltens beeinflußt, sondern auch ihre absolute Neigung zu Kriminalität. Sie seien weniger widerstandsfähig gegenüber kriminellen Neigungen. Ohne auf die Diskussion über das Verhältnis zwischen Biologie und Schuldfähigkeit wieder einzugehen, möchte ich anmerken, daß die einfache Neigung zu Kriminalität, ob biologisch begründet oder nicht, gewöhnlich nicht zu einer Freisprechung von moralischer Schuld oder einer Strafminderung berechtigt. Dies wird am Beispiel des XYY-Syndroms deutlich. Männer mit diesem Syndrom haben statistisch gesehen eine viel größere Neigung zu gewalttätigem kriminellen Verhalten, doch haben es die Gerichte bisher einheitlich abgelehnt, den Nachweis dieses Syndroms als mildernden Umstand anzuerkennen. *Eine ungewöhnliche Neigung zu Kriminalität liefert also sonst keine ausreichende Begründung für besondere Milde.* Dies im Fall von PMS zu tun, bedeutet eine diskriminierende Bevorzugung von Frauen.

Die Frage der Behandelbarkeit wirft weitere Probleme auf. Ein wichtiges Begründungselement für eine Sonderbehandlung PMS-Kranker ist immer die Be-

hauptung, das mit PMS einhergehende unsoziale Verhalten könne in vielen Fällen durch regelmäßige Einnahme bestimmter Hormonpräparate erfolgreich unterdrückt oder verhindert werden. Es wird also argumentiert, daß eine Therapie eher im Interesse der Kranken *und* der Gesellschaft sei, um zukünftige kriminelle Handlungen zu verhindern, als eine Bestrafung bereits begangener Verbrechen.

Dazu zwei Bemerkungen: Erstens ist die Existenz einer effektiven Methode der Verbrechensprävention für die Frage, ob schon begangene Verbrechen bestraft werden sollten oder nicht, irrelevant. Eine PMS-Kranke nicht zu bestrafen, weil ihre »kriminellen Neigungen« medikamentös unterdrückt werden können, während ein XYY-Betroffener, dem medikamentös nicht geholfen werden kann, voll bestraft wird, mag gewisse pragmatische Vorteile haben, kann moralisch aber nicht so leicht gerechtfertigt werden. Ein solcher Freispruch wird bestimmte Auswirkungen auf die Vorstellungen von Kriminalität und Kriminellen haben, auch wenn zukünftige Verbrechen medikamentös verhindert werden. An anderer Stelle bin ich auf diese Auswirkungen eingegangen und habe gezeigt, daß sie im allgemeinen nicht im Interesse von Frauen sein können.

Zweitens sollte eine Angeklagte, bei der eine Behandlung medizinisch vertretbar ist, diese Behandlung wie jede andere Patientin auch bekommen, unabhängig von anderen Bedingungen ihrer Strafe. Da eine solche freiwillige Behandlung die Chancen verbessert, wegen »guter Führung« früher entlassen zu werden sowie die Wahrscheinlichkeit verringert, weitere Straftaten zu begehen, wäre sie für die Angeklagten, die ihr Verhalten eher als Folge ihres PMS denn als freie Entscheidung begreifen, sehr wahrscheinlich verlockend.

Ein solches Konzept der Freiwilligkeit würde sowohl den Eindruck diskriminierender Milde vermeiden helfen als auch einige der Probleme abwenden, die damit zusammenhängen, daß in zunehmendem Maße medizinische Zwangskontrolle auf Frauen ausgeübt wird.

Der von mir vorgeschlagene juristische Umgang mit solchen Fällen verschiebt die Aufmerksamkeit von der (juristisch irrelevanten) Kategorisierung dieser Frauen als PMS-Kranke auf konkrete, juristisch relevante Fragen, die auch bei anderen Krankheiten und Störungen vorkommen können. Die Kategorie PMS selbst ist mit kulturellen Bedeutungen beladen, die in der Praxis der Rechtsprechung keinen Platz haben sollten. Im Gegensatz dazu haben das unsoziale Verhalten von Sandie Smith und Christine English und die psychische Verfassung, aus der heraus dieses Verhalten auftritt, eine klare Relevanz für das Gesetz, das vom Verhältnis zwischen Verhalten und weiblichen Hormonen im allgemeinen absieht. Die Jurisprudenz verfügt schon über eine große Anzahl von Präzedenzfällen bezüglich der Behandlung von Wiederholungstätern und -täterinnen, deren geistige und moralische Verfassung Probleme bei der Beurteilung aufwerfen. Letztendlich könnte es für PMS-Kranke vorteilhaft sein, nach diesen allgemeineren Kriterien verurteilt zu werden, statt als Opfer ihrer eigenen gestörten Weiblichkeit eine Aussonderung mit leichter Bestrafung, aber Zwangskontrolle durch die Medizin zu erfahren.

Literaturverzeichnis

- Berlins, M., und T. Smith, 1981: Should PMT be a woman's all-purpose excuse? Brief an die Tageszeitung *The Times* vom 12.11.
- Dalton, K., 1961: Menstruation and Crime. In: *British Medical Journal* dies., 1964: The Premenstrual Syndrome. Illinois
- dies., 1971: *The Menstrual Cycle*. New York
- dies., 1980: Cyclical Criminal Acts in the Premenstrual Syndrome. In: *The Lancet*, 2 dies., 1982: Legal Implications of PMS. In: *World Medicine*
- Delaney, J., M. Lupton und E. Toth, 1976: *The Curse: a cultural history of menstruation*. New York
- D'Orban, P., und J. Dalton, 1980: Violent Crime and the Menstrual Cycle. In: *Psychological Medicine* 10
- Frank, E., 1931: The Hormonal Causes of Premenstrual Tension. In: *Archives of Neurology & Psychology* 36
- Friedman, J. (Hrsg.), 1982: *Behaviour and the Menstrual Cycle*. New York
- Kraft-Ebbing, R.F. von, 1902: *Psychosis Menstrualis*. Stuttgart
- Oleck, H., 1953: Legal Aspects of Premenstrual Tension. In: *International Record of Medicine* 166
- Redgrove, P., und P. Shuttle, 1983: *Die weise Wunde Menstruation*. Frankfurt/M.
- Scotland, P. L., Fleischmann und T. Hingston, 1981: Premenstrual Tension and Equality. Brief an *The Guardian* vom 19.11.

Ergänzend für die deutschsprachige Diskussion

- Blume, A., 1986: Das prämenstruelle Syndrom. Krankheit oder Chance? Reinbek
- Frick-Bruder, V., und P. Platz (Hrsg.), 1984: *Psychosomatische Probleme in der Gynäkologie und Geburtshilfe*. West-Berlin
- Gross, F., und A. Schretzenmayr (Hrsg.), 1981: *Therapie mit Sexualhormonen*. Köln
- Hertz, G., und H. Molinski, 1984: *Psychosomatik der Frau*. West-Berlin
- Malkinson, A.M., 1977: *Wirkungsmechanismen der Hormone*. Stuttgart

Weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Stolcke, Verena, 1987: Das Erbe sichern. Die »Naturalisierung der gesellschaftlichen Ungleichheit. *Argument* 163
- Jansen, Birgit, und Barbara Nemitz, 1986: Frauenleid und Frauenleiden. Zur Pathologisierung von Frauenkörpern. *Argument-Sonderband* 130
- Schurig, Volker, 1985: Evolution und die feministischen Mythen von Überfluß und Wohlwollen. *Argument* 152
- Gross, Michael, und Mary Beth Averill, 1985: Evolution und patriarchale Mythen von Knappheit und Konkurrenz. *Argument* 150
- Haraway, Donna, 1984: Lieber Kyborg als Göttin! Für eine sozialistisch-feministische Unterwanderung der Gentechnologie. *Argument-Sonderband AS* 105
- dies., 1982: Klasse, Rasse und Geschlecht als Objekte der Wissenschaft. *Argument* 132
- Nemitz, Barbara, Gabriele Runge und Sieglinde von Wasielewsky, 1984: Die arbeitsschutzbedürftige Frau. *Argument* 147

Gerhard Bauer

Hitlers Heil im Mund seines Volkes*

Die Befehle und der Druck dahinter, das begeisterte »Gemeinschafts«gefühl, die »selbstverständliche« Norm, der Opportunismus des Mitlaufens und Mitbrüllens, der Widerwille, das Erlahmen, der Ekel und das Entsetzen bildeten zusammen die höchst komplexe Redewelt des »Dritten Reiches«. Diese bestand niemals nur aus der gleichgeschalteten Öffentlichkeit. Sie enthielt mehr oder weniger hörbare Unterstimmen. Sie wurde durch lokale, soziale, kulturelle und persönliche Gewohnheiten mit einer eigenen prägenden Macht modifiziert. Die Widersprüchlichkeit, die innere Gespanntheit dieser Redewelt unter dem Anschein der monolithischen »Einheit« und Einförmigkeit läßt sich ganz gut an dem oberflächlichsten Erkennungszeichen des Reiches verfolgen.

Der Hitler-Gruß wurde die bekannteste und häufigste Floskel dieser zwölf Jahre. Nach vorsichtigen Hochrechnungen muß sie jeden Tag mehrere milliardendmal ausgestoßen worden sein, viel häufiger als »bitte« und »danke« oder andere geläufige Wendungen. An ihrer Ausführung, ihren Untertönen, ihrer Unterlassung oder Erwiderung haben wir den Kampf ums Wort in jenem Reich wie in einer Nußschale vor uns. Den Arm zu heben und »Heil Hitler!« zu sagen, war faktisch nichts als ein äußerliches Zeichen. Seitdem es, schon im Sommer 1933, überall erwartet, in Ämtern als offizieller Gruß vorgeschrieben war, sagte es nichts mehr über die Einstellung derer, die sich dieser Formel bedienten. Aber weil es im Wortsinne eine Huldigung an den obersten Herrn der deutschen Faschisten, als Geste ein Zeichen der Unterwerfung unter deren zackiges Gehabe ausdrückte, war es alles andere als eine belanglose Äußerlichkeit. Für die Nazis war es eine tägliche Feier ihres Siegs, für alle Nichtnazis eine tägliche Zumutung. Die entschiedenen Nazigegner fühlten sich erniedrigt, wenn sie andere Leute, ihresgleichen, Unbekannte oder Nazis, mit dem Namen des verhaßten Führers grüßen mußten. Sie waren gefährdet, wenn sie es unterließen. »Dem kleinen Widerstand erschien der Hitlergruß wie die Unterwerfung unter den Geßlerhut.« (Frei 1978, 23)

Den bewußten Nazis machte offenbar schon dieser Gruß als bedeutungsgeladene Geste, als Feldzeichen mit dem Hauptnamen ihrer Partei einen ungeheuren Spaß, immer von neuem. Vor 1933 war es ihr Kampfpruf gewesen. Allmählich hatten immer mehr erwartungsvolle Anhänger die Formel übernommen. Ab 1933 hallte das ganze Volk davon wider — Welch ein Sieg! Die jetzt erreichte Volksgemeinschaft, die Ausrichtung aller, auch früherer Gegner, auf den einen Führer und Retter der Nation wurde sinnfällig bekräftigt. Zu den Siegern zu gehören oder sich auch nur nachträglich ihnen anzuschließen, gab offenbar Kraft und Befriedigung.

* Im Frühjahr 1988 erscheint beim Bund-Verlag Köln von Gerhard Bauer: Sprache und Sprachlosigkeit im »Dritten Reich«. Wir veröffentlichen einen Vorabdruck und bedanken uns für dessen Ermöglichung.

Von den großen Veranstaltungen, den Reichsparteitagen und Führerbesuchen, den Siegesfeiern seit dem Anschluß Österreichs heißt es, daß die Arme nur so hochgerissen, lange hochgehalten wurden, daß der Gruß laut gebrüllt wurde. Viele Jugendliche, die z.T. nichts anderes kannten, haben besonders stramm und markant begrüßt. In unserer Familie gehörte der deutliche Gruß in straffer Haltung zu den Erziehungsmaximen, und zwar gleichermaßen gegenüber jedem, dem Rektor in der Schule wie Passanten auf der Straße. Er war ein Stück Körperertüchtigung so wie das Geradehalten beim Sitzen und Gehen. Er hatte aber auch eine Bedeutung. Wenn man also den Namen des Führers in den Mund nahm, durfte man nicht schlaff dastehen oder murmeln. Meistens (eigentlich immer, wenn wir nicht gerade müde waren) hat es Spaß gemacht — ich glaube, vor allem deshalb, weil es uns mit den Erwachsenen gleichstellte, die uns genauso wiedergrüßen mußten.

Die Begeisterung der täglichen Anrufung des Führers und einer gewissen Identifikation mit ihm muß in manchen öffentlichen Veranstaltungen, z.T. auch in privaten Situationen des Durchhaltens, der Selbstermahnung usw. bis zu hysterischen Zuständen geführt haben. »Es kam vor, daß Frauen 'Heil Hitler!' während der Geburtswehen schrien.« (DFI, 30) Die kleinsten Kinder wurden schon darauf getrimmt. Mit der Übertreibung des Jugendbuches heißt es von einem Jungen, der »eine einwandfrei nationalsozialistische Erziehung« erhielt: »Die ersten Worte, die er lernte, waren zum Ergötzen der Eltern und Verwandten: 'Heil Hitler!'« (Ossowski 1979, 35f.) Ganz erfunden scheint das nicht zu sein. Z.B. wird in Gerichtsakten festgehalten, daß eine Wienerin 1944 ihrem 15 Monate alten Enkelkind den Deutschen Gruß beibringen wollte.¹ »Händchen falten, Köpfchen senken, immer an den Führer denken!« wurde in NS-Kindergärten tatsächlich geübt (Krispien 1946, 17). Viele schlossen persönliche Briefe, familiäre Gespräche mit einem »Heil Hitler«, was uns heute in seiner Unvermitteltheit wie eine kalte Dusche vorkommt, aber in der damaligen Begeisterung oder Gewöhnung kaum so empfunden wurde.

Mit aggressivem Fanatismus wurde das »Heil Hitler« denen entgegengeschemmert, über die die Nazis zu gebieten hatten. Es konnte, im Munde von Parteigenossen gegenüber parteifeindlichem Volk, im Munde von Beamten und Polizisten gegenüber Bittstellern oder anderen äußerst kalt klingen. »Heil Hitler« war eine Formel, um ein Gespräch schneidend zu beenden. Sie unterstrich die Zwecklosigkeit jedes Weiterredens. Der gebieterische Gesprächspartner zog sich in die undurchdringliche öffentliche Sphäre (seine Amtsbefugnis, seine Parteistellung) zurück. Niemals vor oder nach dem Dritten Reich gab es in Deutschland eine dermaßen förmliche Eröffnungs- und Entlassungsfloskel. Alles Persönliche, »nur Menschliche« wurde damit schroff abgewiesen. Gespräche wurden von vornherein auf offiziell zugelassene Themen beschränkt. Ein SS-Mann schrieb etwa an die werdende Mutter seines Kindes in Graz (Juli 1939):

»Es ist heute für eine Mutter keine Schande, ein Kind ledig zu gebären, sondern nur das größte Glück einer deutschen Mutter. Wer anderer Anschauung ist, hat mit unserer heutigen Zeit nichts gemein. Heil Hitler!« (Hillel/Henry 1975, 122)

Der Gruß war zugleich ein Befehl. »Grußpflicht« bedeutete: Der eigentliche Sinn, einen begegnenden Menschen zu »grüßen«, verschwand hinter dem Erken-

nungszeichen und dem Befehl zur automatischen Reaktion. Der Gruß verlangte von jedem Angesprochenen die gleiche Ehrerbietung für den Führer — außer von Juden und Strafgefangenen, die seiner nicht würdig waren und dafür doppelt schikaniert wurden. »An der Richtstätte wird der deutsche Gruß vermieden.«² Tausende von Wandsprüchen, meist bürokratisch-kahl, z.T. auch verziert, z.T. in schrecklichen Reimen, machten jedermann auf die vorgeschriebene Grußformel aufmerksam. Einem ehemaligen Landgerichtspräsidenten ließ sein Vorgesetzter fünf Stunden lang die Hand hochbinden, als er 1933 den Hitlergruß verweigerte (Thalmann 1978, 202). Ganze Belegschaften, Kunden von Geschäften oder Gaststätten, kirchliche Gemeinden, persönliche Freundeskreise wurden in der Anfangsphase des Reiches überwacht, ob die einzelnen auch untereinander, nicht nur gegenüber Parteimitgliedern »Heil Hitler« sagten. Im Saargebiet funktionierte der »Deutsche Gruß« als Gradmesser, wie weit die innere Unterwerfung schon vor dem Anschluß fortgeschritten war. Viele Unternehmer dort schrieben ihn in ihren Betrieben seit dem Herbst 1933 vor und unterstrichen das mit dem »Terror des Brotkorbs«: Wer nicht mitmachte, wurde entlassen (Paul 1984, 140f.). Verschärft wurde der Grußzwang wie viele Zwangsmaßnahmen in der »Volkstums«auseinandersetzung mit den östlichen Nationen. Manche der über 200000 Kinder, die aus polnischen Familien geraubt wurden und »eingedeutscht« werden sollten, sträubten sich dagegen. Manche weigerten sich, auch nur ein Wort Deutsch zu sprechen. Einer (Zygmunt Swiatlowski) »verweigerte einem Deutschen den Hitlergruß und wurde daraufhin von der Leiterin des Heims, Johanna Sender, auf der Stelle getötet.« (Hillel/Henry 1975, 245f.) Noch im letzten Kriegsjahr, fünf Tage nach dem 20. Juli, wurde der Hitlergruß als Pflicht im Heer eingeführt. Wie tief er in manchen Teilen des Volkes, insbesondere in der Jugend gesessen haben muß, kann man daraus ersehen, daß daraufhin in einer Anzahl von Gefangenenlagern (berichtet aus England, Nordafrika, Jugoslawien, USA) deutsche Kriegsgefangene einander mit »Heil Hitler« grüßten oder nur mühsam davon abgehalten werden konnten.³ Für sie war das Dritte Reich sichtlich zu Ende, und dennoch beugten sie sich, z.T. mit besonderem Stolz, dem fatalen in ihrer Heimat herrschenden Personenkult. Mit einiger Ironie über das immerwährende Grüßenmüssen versuchte ein Fünfzehnjähriger am Tag, nachdem Hitlers »Heldentod« gemeldet wurde, ein »Heil Dönitz« (Glaser/Silenius 1975, 96). Als nachträgliche gespenstische Farce gab Streicher noch unter dem Galgen, nach allen Enthüllungen des Nürnberger Prozesses, ein letztes »Heil Hitler« von sich, und Sauckel versuchte dasselbe (Gründler/Maniowski 1967, 238, 241).

Im Alltag herrschte der Faschistengruß längst nicht so verbindlich, wie die offiziellen Vorschriften es glauben machen könnten. Wo »Grüß Gott« üblich war, wie in Süddeutschland und Schlesien, oder »Glückauf«, wie an der Ruhr, hielten die meisten bei den meisten Gelegenheiten an ihrem Gruß fest. Das war manchmal mit emotionaler Antipathie gegen die schneidigen, volksfeindlichen neuen Herren verbunden. Oft drückte es nur Beharren auf der eigenen, »richtigen« Tradition aus, eine Aversion gegen die neumodischen Hitlerischen, die alles umzustößen suchten. In katholischen Gegenden soll sich das »Grüß Gott« sogar dort durchgesetzt haben, wo es vor 1933 nicht üblich war.⁴ Witzbolde

nannten München mit einer Spitze gegen die Vereinhaltung der Stadt durch die Nazis die »Hauptstadt der Grüß-Gott-Bewegung« (Die Neue Weltbühne 1938, 471).

Die Nazis setzten jahrelang ihren gestelzten Gruß gegen die abweichenden Formeln. Aber wo sie damit sichtlich ohne Resonanz blieben, wurde es ihnen auch leid, und machten sie wenigstens beim alltäglichen Umgang die Sitte der Gegend mit. »Grüß Gott, Ihr Leutle, und au ein 'Heil Hitler' für die Andersdenkende«, diese arglos-konziliante Lösung des Grußproblems soll eine Kellnerin in Stuttgart gefunden haben.⁵ Im Flüsterwitz wurde das Duell zwischen den beiden Grußformen bis in den Himmel projiziert, nämlich zu dem (offensichtlich ersehnten) Zeitpunkt, da Hitler abgeschieden sein und am Himmelstor anklopfen würde: »Heil Hitler, lieber Gott — Grüß Gott, lieber Hitler« (Krispien 1946, 17).

»Guten Tag«, der überwiegende Gruß in den evangelischen Gegenden, vor allem in Norddeutschland, wurde nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit festgehalten. Er blieb aber als denkbare Alternative zu »Heil Hitler« immer präsent. Er konnte je nach der Gegend, der sozialen Schicht und vor allem der historischen Situation, je nach dem Anschwellen und Nachlassen der Begeisterung für die Nazis in Konkurrenz zu ihrem Gruß treten. In den Geschäften ließ sich das »Heil Hitler« nicht generell durchsetzen. Selbst führertreue Geschäfte kehrten in manchen Gegenden zum »Guten Tag« zurück, weil sonst ihre Kunden weggeblieben wären.⁶ Ein Arbeiter wurde 1935 verhaftet, »weil er beim Frühstück seine trockenen Stullen auseinandergenommen und hörbar zusammengeklappt und dazu mit Betonung 'Heil Hitler' gesagt hat« (Deutschland-Berichte, Nov. 1935, 1320). Einer, der 1936 in Norddeutschland von Hof zu Hof ging und um Unterstützung bat, erhielt auf den Hitlergruß nur eisiges Schweigen, auf »Guten Abend« Nachtquartier und Naturalien.⁷ »Guten Tag bleibt immer, Heil Hitler aber nicht«, erwiderte ein Wiener einem offiziell grüßenden Versicherungsbeamten, der ihn daraufhin anzeigte (Frei 1978, 24). Noch deutlicher wurde es im Flüsterwitz bezeichnet: »Solange wir den Führer haben, gibt's keinen guten Tag.« (Poddell 1954, 14)

In den Betrieben wurde ein ständiger Kampf um den Gruß geführt, und dieser Kampf war nicht von vornherein, wie so viele wesentlichere, durch die überlegene Macht der Nazis für sie entschieden. Viele Betriebsführer steckten zurück. Die Einpeitscher gaben große Erfolgsmeldungen von der völligen, begeisterten Einheit im Namen Hitlers. Seit dem 30. Juni 1934, der eine Reihe von Nörglern und zugleich Schlemmern(!) beseitigt habe, heißt es in einem solchen, fast lyrischen Erfolgsbericht, »schallt der deutsche Gruß bei den Arbeitern freudiger denn je. Gerade der kleine Mann, der Arbeiter ... hebt nunmehr dankbaren Herzens seine Arbeitshände empor« (Broszat u.a. 1977, 223f.).

1935 war aus den Belegschaften der größeren Betriebe der Deutsche Gruß ziemlich vollständig wieder verschwunden. Nur in der Begegnung mit führenden Nazis oder Arbeitsfrontleuten oder in ihren Büros wurde er weiter verlangt. Zu Anfang eines Betriebsappells (Düsseldorf 1937) erntete der Redner der »Arbeitsfront« mit seinem Gruß nur ein »Gemurmel«. Am Schluß wurde sein »Heil Hitler« laut und gewissermaßen dankbar erwidert — weil es ausdrückte, daß der Appell endlich zu Ende war (Mason 1975, 380). In mehr als einem Betrieb wurde

das tägliche »Verbrauchen« des so aufwendigen korrekten Grußes deshalb abgelehnt, weil er doch »für festliche Gelegenheiten bestimmt« sei und deshalb in das alltägliche Arbeitsleben nicht passe(!) (Neue deutsche Blätter 2/1935, 102). Ein besonders scharfmacherischer Kollege und Denunziant wurde regelrecht verfolgt, schließlich aus dem Betrieb vertrieben, indem die sonst nicht grüßenden Kollegen ihn den ganzen Tag immer wieder mit »Heil Hitler« grüßten und zur Erwidern zwangen (Schmidt 1958, 51).

Nicht einmal in allen Amtsstuben konnten die Nazis ihre Grußformel durchsetzen. Bei Behörden konnte man den Gruß vermeiden, wenn man z.B. dem Rat folgte:

»Gleich die Tür aufreißen und fragen: 'Bin ich hier richtig in Zimmer soundso?', damit keine Zeit zum Grüßen blieb.« (Beck u.a. 1980, 212)

Aus Wien mußte eine der zahlreichen Überwachungsbehörden im April 1940 berichten, in verschiedenen Finanzämtern gebe es Beamte,

»die den Deutschen Gruß direkt mit Hohn durch ein 'Grüß Gott' oder 'Guten Tag' erwidern. Es bleibt beim Verlassen des Raumes oft nichts anderes übrig, als ebenso zu grüßen, um eine deutliche Ablehnung des Deutschen Grußes zu verhindern.« (Dokumentationsarchiv, 443) »Grüßt einer mit Heil Hitler, so weiß man nicht, will er einen zum Besten halten oder ist er ein Provokateur.« (Ende 1935 in süddeutschen Jugendherbergen: Deutschland-Berichte, Feb. 1936, 186)

Im Spielfilm wurde das »Heil Hitler« meist vermieden, und zwar sowohl um des Auslandsprofits willens (Eggebrecht 1981, 328f.) wie um den Volksgenossen selbst eine eingeplante Erholung von den Anstrengungen des faschistischen Alltags in einer »zeitlosen« Welt zu verschaffen. Kündigungsschreiben von Firmen sollten nach einer Anweisung der Arbeitsfront, »insbesondere zu Weihnachten«, nicht mit »Heil Hitler« unterschrieben werden. Gerichtsvollzieher dagegen sollten auch in Ausübung ihrer Pflicht mit »Heil Hitler« grüßen.⁸

»Eine bezeichnende Einzelheit aus dem Ruhrgebiet: 'Ein alter sozialdemokratischer Briefträger, der auf dem Lande Bestellgänge macht, hat in den ersten Monaten wütend und verknurrt den Deutschen Gruß entboten. Die Bauern, die seine Einstellung kannten, haben sehr genau darauf geachtet, daß er seiner Grußverpflichtung nachkommt. Jetzt ist es umgekehrt. Der Briefträger macht sich einen Spaß daraus, bei jeder Gelegenheit 'Heil Hitler' zu rufen, die Bauern knurren höchst unwirsch eine Antwort.« (Deutschland-Berichte Mai/Juni 1934, 112)

Der Druck zum »richtigen«, »anständigen« Gruß wurde in mehreren Wellen verstärkt. Zum »Nachdruck« wurde Entlassung, Gefängnis, selbst KZ-Haft für die Mißachtung des Führers angedroht und verhängt. Aber auch der impulsive Widerspruch und die kollektive Ablehnung nahmen zu. Dagegen konnten oder wollten auch die überzeugten Nazis nicht oder nicht immer angehen. Es gab sogar Freisprüche nach Anzeigen, begründet mit dem derzeit Üblichen oder dem Ortsüblichen. Wie weit die Vorschrift befolgt wurde, wie weit eine lokale, betriebliche, berufliche oder soziale Abweichung zu einer eigenen Norm unterhalb der geltenden Norm wurde, war schwer zu verallgemeinern. Es konnte sich rasch ändern. Im Mai 1935 merkte ein Beobachter in Frankfurt am Main nicht viel vom Hitler-Gruß, während »z.B. in Halle ununterbrochen mit 'Heil Hitler' begrüßt wurde« (Deutschland-Berichte, Mai 1935, 534). Die Situation verlangte von allen, die es nicht im täglichen Umgang mitbekamen, eine scharfe Aufmerksamkeit. Ein Emigrant, der aus der Tschechoslowakei Neujahr 1935 zur illegalen Arbeit ins Reich zurückkehrte, also nicht auffallen durfte, fand es außerordentlich

schwer, jedesmal das Richtige zu treffen (Krüger/Glondajewski 1961, 122). Nach Stalingrad wurde die Grußpflicht erneut verschärft. Eine Jugendführerin, die das aus Überzeugung mitmachte, erfuhr daraufhin von niemandem aus ihrer Umgebung mehr etwas, weder über die Front noch über die Stimmung zu Hause (Finckh 1979, 142).

Ein Beispiel, wie grotesk und wie beklemmend die entstehenden Konflikte wirken konnten: Der Pfarrer von Parchim ging aus Solidarität zusammen mit dem Vorsteher der Synagogengemeinde durch die Stadt.

»Natürlich begegnete uns der Bürgermeister zusammen mit dem Ortsgruppenvorsitzenden der NSDAP. Die Begrüßung hätte als im höchsten Grade erheitend empfunden werden können, wenn nicht im Hintergrund dieses unbedeutenden Geschehens der eiskalte Vernichtungswille der Faschisten gestanden hätte. Der kleine Jude an meiner Seite erinnerte sich, daß der Deutsche Gruß vorgeschrieben sei, und hob nun, diesem Zwang gehorchend, die Hand — freilich die linke. Dabei fiel ihm wohl ein, daß man besser die rechte Hand dazu benutzte, und so hob er diese auch. Beide Hände wie ein Ertrinkender hochgereckt, so ging er an den Vertretern der Obrigkeit vorbei. Ich selbst zog den Hut. Es schien, als ob die also Begrüßten im Augenblick selbst nicht wußten, was unter diesen Umständen zu tun sei. Und so kam es, daß die beiden Lokalgrößen den Deutschen Gruß verweigerten und sich mit einem schroffen 'Guten Tag' aus der Affäre zogen.« (Fischer 1963, 44f.)

Auch die den Gruß widerwillig mitmachen mußten, fanden Hunderte von Möglichkeiten, ihn nur lässig mitzumachen, sich halb oder unmerklich zu entziehen, ihm heimlich eine entgegengesetzte Bedeutung zu unterlegen. Abgeschliffen wurde der Gruß schon durch seinen milliardenfachen täglichen Gebrauch. Wo nicht gerade seine korrekte Ausführung überwacht oder vorexerziert wurde, gerieten die drei Silben in einen bequemeren Duktus etwa des Klanges »Hallitla«. Das Armheben wurde eher zu einer wedelnden statt in die Luft stechenden Bewegung. Sehr häufig wurde etwas gemurmelt, »was zur Not 'Heil Hitler' heißen haben kann«, wie Brecht es für eine »Herrschaftsküche« in Berlin 1933 verzeichnet (GW 3, 1081). Das für die NS-Zeit typische »abwartende« Verhalten wurde auch ihrem Gruß gegenüber ausgebildet. Von dem Altphilologen Bruno Snell wird berichtet, er habe nie selber den Hitlergruß benutzt, nur mit dem Kopf genickt. Er wollte damit sein Gegenüber testen.

»In Schweidnitz beobachtete [nach dem 30.6.1934] ein zuverlässiger Gewährmann zwei SA-Leute in Zivil, die das SA-Abzeichen trugen, als sie sich auf der Straße begrüßten. Sie hoben die Hand wie zum Hitlergruß, sprachen aber die Worte: 'Haltet aus!'« (Deutschland-Berichte, Juli/Aug. 1934, 304) In Briefen an Amtspersonen war der Hitlergruß noch strenger vorgeschrieben (und leichter kontrollierbar). Viele fanden die Umschreibung »Mit Deutschem Gruß« weniger kompromittierend als das ausdrückliche »Heil Hitler«. ⁹

Daß der eigentliche Sinn des Grußes die Aufforderung sei, den kranken oder irren Hitler zu heilen, wurde in zahlreichen Varianten geflüstert, gespottet oder als heimliches Gegengift nur gedacht. Arbeiter karikierten den Gruß, »begrüßten sich 'Heil Otto', 'Heil Fritz' usw.« (Deutschland-Berichte, Sept. 1936, 1202). Ein Kellner konnte sich alle Bestellungen nur merken, wenn er ein »Heil Hitler« hinzufügte. Wenn ihn erstaunte Gäste fragten, warum er dauernd Heil Hitler sage, erwiderte er nur: »Waren Sie im KZ oder ich?« (Krispien 1964, 43) Werner Finck kam für seine Erklärung, der ausgestreckte Arm bedeute »aufgehobene Rechte«, sechs Wochen ins KZ. Noch drastischer wurde die hoch ausgestreckte Hand im Volksmund schon 1933 gedeutet: »Sooo hoch liegt bei uns der Dreck!« (Friedrich 1934, 15) Nicht wenige spotteten über die sogenannten »Hundertprozentigen«,

die »noch im Bett mit erhobenem Arm schliefen, und so langsam zu Linkshändern wurden, weil der rechte Arm immer ausgestreckt war« (v.d. Grün 1979, 162).

Proleten verschafften sich, wenigstens anfangs, eine kleine Abfuhr für ihre große Niederlage, indem sie den zu grübenden Fahnen möglichst die Kehrseite zudrehten, also »mit dem Arsch grüßten« (Petersen 1967, 88f.).

»Untereinander haben wir uns beim Handhochheben zugeflüstert: 'Mensch, da kriege ich doch plötzlich wieder so'n Krampf in die Finger', und haben die Finger auf und zu ... langsam zur Faust gemacht.« (Köhler 1979, 174)

Feine Leute fanden andere Ausdrucksweisen für ihren Widerwillen. Eine Lehrerin z.B., die wie alle Lehrkräfte in sämtlichen Schulen zu Beginn und Ende jeder Stunde vor jeder neuen Klasse »Heil Hitler« sagen mußte, tat es (im Frühjahr 1944) in einem Ton, »als fasse sie mit spitzen Fingern etwas Ekliges an«. ¹⁰

Eine eigentümliche christliche Ausdeutung berichtet Hilde Schaefer, die als Mitarbeiterin von Niemöller ins KZ kam, viel auszuhalten hatte und allem ihre persönliche Frömmigkeit entgegensetzte. Sie habe das »Heil Hitler« nie verweigert; es sei eine Pflicht der Frommen, jedem Menschen Heil zu wünschen; es könne immer nur Gottes Heil, nicht ein Heil durch Hitler gemeint sein (Schäder 1960, 53). Andere fromme Christen hoben den Arm, sagten nur »Heil« und dachten an ihren Herrn Jesus.

Viele Nichtüberzeugte fanden sich mit solchen bescheidenen, zuweilen auch gewagten Ironisierungen ab. Viele Hitler-Gegner machten alle Vorschriften mit, zur Tarnung und weil es um schwererwiegende politische Fragen ging als den äußeren Bückling. Einige entschiedene Gegner aber lehnten auch das äußere Zugeständnis, weil es ihre tiefe Entwürdigung besiegeln würde, mit großer Heftigkeit ab. »Heil Hitler«, das hieße »Tod Thälmann«, überhaupt »Tod allen Marxisten«, das könne er unmöglich mitmachen, schrieb ein Mannheimer Arbeiter 1934 in einem Flugblatt (Auflage 3000 Stück) und begründete darin seine Anklage gegen das Hitler-Regime (Das Neue Tagebuch 1934, 616f.).

Für die ernsten Bibelforscher war dieser Gruß Götzendienst. Sie weigerten sich, ihn mitzumachen, selbst unter Schlägen, selbst im KZ. Einige nahmen lieber den Tod auf sich, als sich diesem höllischen Brauch zu beugen. Fast noch schlimmer liest sich die Geschichte von einem Bibelforscher, Ingenieur, etwa 40 Jahre, der im KZ Lichtenburg schließlich »umgedreht« wurde. Wochenlang im Dunkelarrest, unter Prügeln und Strafübungen, habe er sich geweigert. Auch dem Zureden der Kameraden, daß an »dem bißchen Heil Hitler« nicht viel liege, daß sie alle »nur so tun«, habe er »eigensinnig« getrotzt. Schließlich machten ihm die Kameraden, Kommunisten, so oft sie ihn sahen, den Gruß vor! Nach vielen Wochen im Bunker sei er zurückgekommen und habe es getan: ungeschickt, blutend, flüsternd, ein gebrochener Mann (Langhoff 1973, 291ff.). Pfarrer Paul Schneider, der unbeugsame »Prediger von Buchenwald«, wurde 14 Monate lang wegen seiner generellen Ablehnung des Nazisystems, die in der Verweigerung ihres Grußes gipfelte, im Bunker gehalten und unmenschlich gequält, schließlich umgebracht. ¹¹ Die Inhaberin einer Gastwirtschaft in Wien weigerte sich zehn Monate nach dem Anschluß, den Deutschen Gruß auszusprechen. Sie erklärte, »sich lieber die Zunge abzubeißen, als Heil Hitler zu sagen« (Dokumentationsarchiv, U38).

Manche Privatleute, Konservative, Unverdächtige oder solche, die von der NS-Bewegung sowieso »rechts liegengelassen« wurden, müssen es geschafft haben, durch das ganze »Dritte Reich« zu kommen, ohne sich mit dem widerwärtigen Gruß gemein zu machen. Sie ließen sich, auch von ihresgleichen, lieber als unklug, starrsinnig und dergleichen beschimpfen, als daß sie »diesen Zirkus« mitmachten. Auch sie waren nie vor Verlegenheiten sicher. Ein Ehepaar berichtete, daß ihre Kinder, die noch zu klein waren, um die Gründe für das abweichende Verhalten ihrer Eltern zu begreifen, sich auf einem gemeinsamen Gang quer durch den Vorort einen Spaß daraus machten, alle Entgegenkommenden besonders laut mit »Heil Hitler« zu grüßen. Die ohnehin schwierige Stellung gegenüber den Mitbürgern, die zum großen Teil, aber nicht alle, ihre Einstellung kannten und nicht kennen durften, sei dadurch noch schwieriger geworden.¹²

Einige besonders Mutige fanden Ausdrucksweisen, mit der Ablehnung des Hitlergrußes zugleich das ganze Nazisystem anzugreifen. »Heil Bluthund!« druckte einer 1943 mit dicker Stempelfarbe auf Litfaßsäulen in Düsseldorf. Er wurde geschnappt und zum Tode verurteilt. Seine Tat wurde als so gefährlich gewertet, daß sie den Angehörigen nicht mitgeteilt werden konnte (Görgen 1969, 228).

In den letzten beiden Kriegsjahren, besonders den letzten Monaten, ging das Heil-Hitler-Grüßen allgemein zurück. Zuletzt trugen die meisten Nazis auch nicht mehr ihr Parteiabzeichen. Ein Fronturlauber, der einen Bekannten in München 1943 mit »Heil Hitler« grüßte, bekam von ihm dafür »eine pfunds Ohrfeige« (Broszat u.a. 1977, 634). Die »Deutsche Freiheitsbewegung« in Bayern, die im September 1943 dazu aufrief, aus der Stadt der Bewegung eine »Stadt der Gegenbewegung« zu machen, nannte an erster Stelle ihres mehr suggestiven als politisch-programmatischen Aufrufs: »Enthaltet euch des Deutschen Grußes!« Das sollte ein Erkennungszeichen der NS-Gegner werden, zugleich ein Start für eine anschwellende Bewegung, die das Land schließlich von den Hakenkreuzen überhaupt reinigen sollte (Weisenborn 1974, 374). In katholischen Gegenden gab es außer »Grüß Gott« noch sporadische Grußformeln, die dem Hitler-Heil entgegengesetzt wurden. Mit »Treu Heil« und »Heil Bischof« wurde Graf Galen Ende 1937 von einer großen Demonstration in Duisburg empfangen. Die Demonstranten für ihre Kirche erhoben dazu den Arm und machten z.T. mit gespreizten Fingern ein Siegeszeichen (Bludau 1973, 194). Als um so peinlicher wurde es empfunden, als Kardinal Innitzer von Wien nach dem Anschluß Österreichs seinen Brief an Hitler, den die Nazis sofort veröffentlichten, ohne Not mit einem »Heil Hitler« schloß.¹³

Der tolle Jubel um das Hitler-Heil und die vielfältigen Skrupel und Vermeidungen unterstreichen, daß die offizielle Volkseinheit weniger glatt war, als behauptet wurde. Der Jubel war »frenetisch«, »fanatisch«, zu laut, als daß man auf eine zuverlässige oder auch nur selbstsichere Einigkeit der Jubelnden hätte schließen können. Unterhalb des herrschenden Scheins, auch noch im Gewand der allgemeinen Zustimmung bestand ein nie ganz gleichgeschaltetes Spektrum von eigenen Meinungen und Empfindungen, sogar um so allergischer, je fanatischer sie unter den Einheits-Ritus gebeugt wurden. Die Abweichung war in den meisten Fällen »nur« symbolisch. Sie war aber in ihrer Sichtbarkeit und Hörbar-

keit genau dosiert, auf den gemeinten Hörerkreis zugeschnitten und insofern doch konkret. Sie rüttelte ein wenig, zeichenhaft, an der alltäglichen Praxis der Angesprochenen oder Verblüfften.

Auf dem »Kampfplatz Sprache« gab es die ernstesten wie die lächerlichsten Gefechte. Das Stottern, das Verschlucken von Silben, das Verändern und Beladen des täglichen Grußes mit abweichenden Bedeutungen hat mit dem »Kampf« gegen den Faschismus sichtlich wenig zu tun. Es ist peinlich — das sagen die Zeugen von damals selbst —, das eine mit dem anderen in Verbindung zu bringen oder es gar statt jenes Kampfes zu nehmen, der im Großen versäumt und vereitelt wurde. Dennoch sind die kleinen Abweichungen wichtig und nicht zu verachten. Der stolze Gruß der deutschen Faschisten war lächerlich, und er transportierte einen realen massiven Druck. Die respektlosen Entgegnungen, die Versuche, ihn lächerlich zu machen, konnten diesen Druck nicht aufhalten, aber sie konnten am feierlichen — das heißt zugleich: am einheitlichen, zweifelsfreien, gedankenlosen — Bild des Reiches ein wenig kratzen. Sie geben uns eine kleine Einführung in das große Kapitel der sprachlichen Sabotage.

Anmerkungen

- 1 In: Dokumentararchiv 1975, 180. — Der Vorfall selbst scheint viel zu gewöhnlich gewesen zu sein, als daß er besonders berichtet würde. Hier wurde er nur festgehalten, weil eine Verwandte, eine Bibelforscherin, heftig widersprach, den Gruß »teuflich« nannte und deshalb angeklagt wurde.
- 2 Aus der Anordnung des Reichsjustizministers »Zur weiteren Vereinfachung und Beschleunigung des Hinrichtungsverfahrens«. 1942.
- 3 Glaser u.a. 1975, 46 u.ö.; Strafddivision 999, West-Berlin 1965, 20, vgl. 269.
- 4 Das Neue Tagebuch 1936, 613. (Das kann sich jedoch nicht auf alle, sondern nur auf die süddeutschen Gegenden mit katholischer Bevölkerung beziehen.)
- 5 Dor u.a. 1964, 118. Der Komiker Weiß Ferdl berichtet in seinen Erinnerungen, daß er das gleiche, nur andersherum, wirklich bei seinen Auftritten im »Platzl« gesagt habe: »Heil Hitler, und Grüß Gott für die Andersgläubigen«. Weiß Ferdl erzählt sein Leben, München 1951, 146.
- 6 Scharrer 1962, 280. Daß »Grüß Gott« besser für das Geschäft war als »Heil Hitler«, gab auch einer der befragten Zeugen im Fernseh-Film »Bayern unterm Nationalsozialismus« (1978 oder 79) an.
- 7 Die Neue Weltbühne 1936, 1417. Brecht verwendet das gleiche Motiv in »Furcht und Elend« als Gradmesser, an dem sich der zunehmende Widerwille des Küchenpersonals gegenüber den Nazis im Spanienkrieg ablesen ließ, in: Werke Bd.3, 1178.
- 8 Völkischer Beobachter 15.12.1933; Frankfurter Zeitung 9.8.1936; beides zitiert in: R. Grunberger, 1972, 89f.
- 9 Ein Geschäftsführer in der Reichsschrifttumskammer gab dem beginnenden Drehbuchautor Eggebrecht den Tip, er solle es statt des beharrlichen »Mit Deutschem Gruß« in seinen Anträgen »ausnahmsweise« einmal mit »Heil Hitler« versuchen. Eggebrecht zwang sich dazu, »und wirklich ging es dann rascher voran« (Eggebrecht 1981, 327).
- 10 Finckh 1979, 162. W. Schnurre berichtet von einem Gymnasiallehrer: »Niemand konnte den inzwischen befohlenen Hitlergruß so wegwerfend spenden«, in: Reich-Ranicki 1982, 77.
- 11 Vogel 1953, 184f., 189. Mehrere katholische und evangelische Pfarrer kamen wegen der Verweigerung des Hitlergrußes nach Dachau und sind dort umgekommen, s. u.a. Schnabel 1966, 81 u.ö.; s. Thoma 1973.
- 12 Mündlicher Bericht von Fritz und Christiane v. Bergmann, West-Berlin.
- 13 Vgl. die scharfen damaligen Proteste dagegen, in: Glaser u.a. 1975, 123-130, und von ganz anderer Seite aus bei Rauschnig 1938, 208f. Vgl. den Versuch eines nachträglichen Verständnisses für die »Versöhnungsbemühungen« des selber »getäuschten« Kardinals: Jablonka 1971, 94-96.

Literaturverzeichnis

- Beck, J., H. Böhncke, W. Heinz und G. Vinnai (Hrsg.), 1980: Terror und Hoffnung in Deutschland 1933-1945. Leben im Faschismus. Reinbek
- Bludai, K., 1973: Gestapo — Geheim! Widerstand und Verfolgung in Duisburg 1933-1945. Bonn
- Brecht, B., 1967: Furcht und Elend des Dritten Reiches. In: Werke, Bd.3. Frankfurt/M.
- Broszat, M., E. Fröhlich und F. Wiesemann (Hrsg.), 1977: Bayern in der NS-Zeit. Bd.1. München
Deutschland-Berichte: Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SOPADE). Nachdruck. Frankfurt/M. 1980
- DFI (Hrsg.): Frauen im Faschismus. Hannover, o.J. (ca. 1979)
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), 1964: Widerstand und Verfolgung in Wien. Wien
- Dor, M., und R. Federmann, 1964: Der politische Witz. München
- Eggebrecht, A., 1981: Der halbe Weg. Zwischenbilanz einer Epoche. Hamburg
- Finckh, R., 1979: Mit uns zieht die neue Zeit. Baden-Baden
- Fischer, K., 1963: Über Abgründe hinweg. Berlin/DDR
- Frei, B., 1978: Der kleine Widerstand. Wien
- Friedrich, E., 1934: Man flüstert in Deutschland. Heft 1. Paris und Prag
- Glaser, H., und A. Silenius (Hrsg.), ⁵1975: Jugend im Dritten Reich. West-Berlin
- Görgen, H.P., 1969: Düsseldorf und der Nationalsozialismus. Düsseldorf
- Grün, Max v.d., 1979: Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich. Neuwied
- Gründler, G., und A. v. Manilowsky, 1967: Das Gericht der Sieger. Oldenburg
- Grunberger, R., 1972: Das zwölfjährige Reich. Wien. München und Zürich
- Hillel, M., und C. Henry, 1975: Lebensborn e.V. Wien und Hamburg
- Jablonka, H., 1971: Waitz — Bischof unter Kaiser und Hitler. Wien
- Köhler, J., 1979: Klettern in der Großstadt. West-Berlin
- Krispien, K., 1946: Die unbestechliche Galerie. Stuttgart
- Krüger, E., und S. Glondajewski (Hrsg.), 1961: Schon damals kämpften wir gemeinsam. Berlin/DDR
- Langhoff, W., 1973: Die Moorsoldaten (1936). Tübingen
- Mason, T., 1975: Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. Opladen
- Ossowski, L., ²1979: Stern ohne Himmel. Weinheim und Basel
- Paul, G., 1984: »Deutsche Mutter — heim zu Dir!« Köln
- Petersen, J., 1967: Unsere Straße (1935). Berlin/DDR
- Poddell, P., 1954: Flüsterwitze aus brauner Zeit. München
- Rauschnig, H., 1938: Die Revolution des Nihilismus. Zürich und New York
- Reich-Ranicki, M. (Hrsg.), 1982: Meine Schulzeit im Dritten Reich. Erinnerungen deutscher Schriftsteller. Köln
- Schäder, H., ³1960: Ostern im KZ. West-Berlin und Stuttgart
- Scharrer, A., 1962: Familie Schuhmann (1939). Berlin/DDR
- Schmidt, W.A., 1958: Damit Deutschland lebe. Berlin/DDR
- Schnabel, R., 1966: Die Frommen in der Hölle. Frankfurt/M.
- Thalmann, R., 1978: Jochen Klepper. München
- Thoma, E., 1979: Die Geistlichen in Dachau. Mödling
- Vogel, H. (Hrsg.), 1953: Der Prediger von Buchenwald. West-Berlin
- Weisenborn, G., 1974: Der lautlose Aufstand (1953). Frankfurt/M.

Georg Auernheimer

Zur bildungstheoretischen Didaktik Wolfgang Klafkis

Der sechzigste Geburtstag Wolfgang Klafkis, der seit 1963 an der Universität Marburg lehrt, gibt Anlaß zur kritischen Würdigung seiner Arbeit. Klafki hat Anteil an demokratischen Orientierungen im Bildungswesen, nicht zuletzt vermittelt über die Lehrerausbildung und Lehrplanentwicklung in Nordrhein-Westfalen und Hessen. Auf solche für die Hegemoniefrage im Bildungswesen relevanten Aspekte konzentrieren sich die folgenden Anmerkungen. Klafkis Position als unerschütterlicher Gesamtschulbefürworter bleibt dabei unberücksichtigt.

1.

In seinen frühen Studien hat Klafki noch einen Begriff von Bildung entwickelt, der kaum eine Herausforderung für die damalige Schule enthält und seine Didaktik für die Lehrerausbildung in der Adenauer-Ära geeignet machte. Bildung wird definiert als »jene dynamische Gesamtverfassung ..., zu der der junge Mensch sich durch die Aneignung und personale Verlebendigung bestimmter Motivationen, Erkenntnisse, Erfahrungen, Fertigkeiten stufenweise durcharbeiten, und die er dann in einem Prozeß der Integration immer neuer Erfahrungen produktiv ausbauen und bewähren soll« (1962, 91f.). Kennzeichnungen wie »Personalität«, »Menschlichkeit«, »mitmenschliche Verantwortlichkeit«, »Mündigkeit« lassen sehr viele Interpretationen offen und geben den unterschiedlichsten pädagogischen und politischen Intentionen Raum. Bildung hat auch, als »zeitgerechtes Selbst- und Weltverständnis« definiert (1962, 92), weitgehend kontemplativen Charakter und ist noch keineswegs mit der gesellschaftlichen Handlungsfähigkeit des Individuums identisch wie dann in späteren Bestimmungsversuchen. Nach der Studentenrevolte bestimmt Klafki Bildung im Sinne eines eingreifenden Denkens. Er hält nun »inhaltliche Bestimmungen eines historisch vermittelten, jedoch auf Gegenwart und Zukunft des Educandus hin ausgelegten Bildungsbegriffs« für notwendig (1976b, 803f.). Aspekte eines solchen Begriffs sind »Selbst- und Mitbestimmungsfähigkeit, Kritik und Kommunikationsfähigkeit«, »Aufklärung über ihre (der Educandi) historische, ökonomisch-gesellschaftlich-politisch-kulturelle Situation«, »Fähigkeit zur Reflexion über gesellschaftliche Macht- und Interessenverhältnisse und ihre Bedingungen«, »Einsicht in gesellschaftliche Abhängigkeitsstrukturen und ihre mögliche Veränderbarkeit« (1976a und b). Der so bestimmte Bildungsbegriff ist nicht mehr ohne weiteres für alle gesellschaftlichen Kräfte annehmbar. Er hat seine Vieldeutigkeit weitgehend verloren. Noch parteilicher wird er Anfang der achtziger Jahre durch die Konzentration auf »Schlüsselprobleme unserer in weltweite Zusammenhänge verflochtenen Existenz« (1984, 83). Bildung wird nun ausgerichtet auf den Kampf gegen die Ausbeutung der Natur, die Ausbeutung des Menschen, die Friedlosigkeit und atomare Bedrohung. Dabei ist gegenwärtig zu halten, daß der Bildungsbegriff für Klafki als »Bezugshorizont didaktischer Zielsetzungen und Auswahlentscheidungen« (1976b) dient. Bereits 1962 plädierte Klafki für eine stärkere Repräsentanz »der geschichtlichen und politischen Pro-

bleme unserer Zeit« in der Didaktik und im Unterricht — damals allerdings noch, wenn man sich die Beispiele ansieht, mit der Intention, den cultural lag der bundesrepublikanischen Schule zu überwinden und eine offenere Auseinandersetzung mit der Moderne in Kunst, Musik, Literatur usw. anzuregen. Seine Aufforderung, »man vergegenwärtige sich etwa, was die meisten unserer Geschichts- und Sozialkunde-Schulbücher über den Kommunismus zu sagen wissen« (1962, 88), läßt viele Interpretationen zu, auch antikommunistische.

2.

Der frühe Klafki ist in vieler Hinsicht ein »Kind seiner Zeit« — der Zeit des »Zusammenbruchs« und des »Wiederaufbaus« —, um es in der Sprache zu sagen, in der die Bevölkerungsmehrheit sich ausdrückt. Als Angehöriger der Flakhelfergeneration teilte Klafki die Erfahrungen einer verführten und betrogenen Generation. Der politische Horizont seiner Reflexion über Erziehung und Bildung war das restaurative Nachkriegswestdeutschland, obgleich gerade in Sachen Bildungspolitik die föderalistische Struktur der Bundesrepublik es verhinderte, daß der CDU-Staat überall war. Niedersachsen hatte bis Mitte der fünfziger Jahre SPD-geführte Koalitionsregierungen. Praktischer Erfahrungshintergrund war die Tätigkeit an einer ländlichen Volksschule (1948-52), wobei die Beziehung zu den Schülern, was man nur aus einigen persönlichen Bemerkungen entnehmen kann, den Charakter der »Begegnung« gehabt haben muß, wie er damals vielen Pädagogen vorschwebte — Traditionsreste aus Jugendbewegung und Reformpädagogik der Vorkriegszeit weiterführend. Die Zugehörigkeit zum Volksschullehrerstand mag egalitäre Einstellungen begünstigt haben. Der Gedanke der Chancengleichheit lag dem jungen Klafki vielleicht um so näher, als ihm, den Sohn eines städtischen Gymnasialprofessors, in normalen Zeiten wahrscheinlich ein anderer Werdegang vorbestimmt gewesen wäre. Dabei soll nicht vergessen werden, daß den jugendlichen Klafki die propagandistisch viel beschworene soziale Komponente des NS-Programms beeindruckt hatte (vgl. 1983, 113). Aus solchen Konstellationen erklärt sich wohl die zunächst wirksame Mischung aus konservativen und teilweise richtungsweisenden Vorstellungen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Lehrer und Dialog-Partner innerhalb der Erziehungswissenschaft durchweg mehr oder weniger konservativ waren — Nohl, Weniger, Litt, Bollnow, Derbolv usw. So enthalten auch die Bildungsvorstellungen des frühen Klafki viele konservative Elemente. Maßgeblicher Orientierungshorizont ist die Perspektive des »gebildeten Laien« (1961, 108f.). Bildung darf den Menschen nicht seiner sozialen, z.B. seiner bäuerlichen Herkunft entfremden (1961, 97). »Dienst und Hingabe« werden als eine mögliche Variante des Verhältnisses des entwickelten Individuums zur Gesellschaft angesehen (1961, 94). Bildung verweist »auf die Transzendenz, auf die Dimension des Glaubens und auf die Gnadenbedürftigkeit des Menschen« (1961, 96). Das Ziel des Bildungsprozesses wird relativ undifferenziert in Formeln wie »Mitmenschlichkeit« ausgedrückt. Insgesamt scheint die Bildungstheorie Klafkis auf dem damaligen Entwicklungsstand noch sozialwissenschaftlich unaufgeklärt. Beispielsweise differenziert er noch kaum zwischen den sozialen Primärbeziehungen in der Familie, den sozialen Sekundärbeziehungen in den verschiedensten Lebensbereichen und den

strukturellen wirtschaftlichen und politischen Bezügen der Gesellschaft. Klafki propagiert das Aushalten von Lebensspannungen, nicht das Aufgreifen und Durcharbeiten von Konflikten (1961, 96). Sein Votum ist allerdings mit der Abgabe an harmonistische Zielvorstellungen verknüpft, die auf Grund der gesellschaftlichen Differenzierung und Widersprüchlichkeit anscheinend bereits obsolet geworden waren.

»Bildung kann heute«, schreibt Klafki 1961, »nicht mehr an harmonistischen Zielvorstellungen orientiert werden. Sie muß als eine Haltung verstanden und ermöglicht werden, die uns hilft, Lebensspannungen, nicht auf einen eindeutigen Nenner zu bringende Verhaltensweisen, die die verschiedenen Wirklichkeitsbezüge von uns fordern, zu bewältigen. Jeder von uns muß heute befähigt werden, ebenso alles nur Subjektive — Stimmungen, Gefühle, Emotionen — bei der erkennenden und der technischen Auseinandersetzung mit der Natur auszuschalten wie andererseits sich im 'Umgang' mit der erlebten Natur ganzheitlich ansprechen zu lassen; ebenso auf die persönlich-individuellen Beziehungen im Leben der Familie einzustellen wie die rationalisierten Funktionen im Bereich der wirtschaftlichen und sozialen Institutionen auszuüben; ebenso Härte und Taktik in der politischen Auseinandersetzung zu verstehen und gegebenenfalls zu praktizieren wie Rücksichtnahme, Takt und Verzicht im mitmenschlichen Umgang zu bewahren.« (1961, 96)

Was Klafki hier zu formulieren versucht, deckt sich weitgehend mit dem, was die Soziologen später in Begriffen der Rollentheorie etwa als Ambiguitätstoleranz definieren sollten. Eine konservative Komponente steckt auch in dem Verhältnis der Didaktik und des von ihr angeleiteten Unterrichts zur Wissenschaft. Deren Fragestellungen und Modelle müssen sich von der Didaktik mit Rücksicht auf den Primat der Alltagswelt, d.h. die Lebenswirklichkeit der jungen Menschen, in Frage stellen lassen, was so weit gehen kann, daß die Didaktik fachwissenschaftliche Fragestellungen als irrelevant verwirft.

»Denn es kann sein, daß das in Frage stehende Problem im Systemzusammenhang einer Wissenschaft in eine Relation gerückt ist, die sich nicht mehr mit *dem* Zusammenhang deckt, auf den — als die Wirklichkeit des jungen Menschen und des Laien — die Fragestellung des Didaktikers hinauswollte.« (Ebd., 113)

Die Tatsache, daß die Wissenschaften unser Leben vielfach durchformen und bestimmen, und wo sie es nicht tun, nur mit wissenschaftlichen Mitteln eine Kontrolle der Lebensbedingungen möglich wird, entzieht sich hier offenbar noch der Einsicht. Der frühe Klafki propagiert ausdrücklich die »Kunde« oder (in der Mehrzahl) »Kunden«, d.h. »Weisen der Orientierung in der Wirklichkeit und der Ermöglichung eines elementaren Selbstverständnisses« (ebd., 111). Die Bildungsziele, die er formuliert, sind bescheiden:

»Es geht in den Schulfächern weder in der Höheren Schule noch an der Volksschule primär um Wissenschaftspropädeutik, auch nicht nur um theoria 'um ihrer selbst willen', nicht um den Aufbau eines stimmigen Systemzusammenhangs, sondern zentral darum, 'leben zu lernen', d.h. also: recht und angemessen sprechen zu können im Alltag und im Beruf, im ernsten oder im heiter-unterhaltsamen Gespräch; schreiben zu können im Wirtschafts- und Geschäftsleben und in der privaten Korrespondenz, rechnen zu können im Haushalt und in der beruflichen Arbeit, verantwortlich mitdiskutieren, wählen und handeln zu können im politischen Geschehen, singen oder Musik hören zu können; fähig zu werden, mit innerem Gewinn ein gutes Buch zu lesen, d.h. es für sich selbst auslegen und darüber gegebenenfalls mit einem interessierten Mitmenschen sprechen zu können; in einer Bücherei oder auch hinsichtlich des Funk- und Fernsehprogramms im eigenen Interessenbereich sinnvoll auswählen zu können usw. Dort aber, wo das eigene Können in bestimmten Bereichen ganz oder zum überwiegenden Teil nicht mehr notwendige Fähigkeit jedes einzelnen ist, etwa hinsichtlich der uns umgebenden Technik, der Organisationsformen des gesellschaftlichen Lebens, des Bauens, der bäuerli-

chen Arbeit usf., geht es darum, das uns täglich Umgebende und unser Leben Tragende oder doch Mitbestimmende in seinen Sinnzusammenhängen zu verstehen und es daher angemessen werten zu können.« (Ebd., III)

Klafki sieht sich hier noch vor die falsche Alternative eines praxisfernen Wissenschaftsbetriebes und eines praxisnahen Bildungsprozesses gestellt. Freilich hat diese Haltung Klafki stets vor der Gefahr der Wissenschaftsgläubigkeit bewahrt und ihn später, zur Zeit der studentischen Protestbewegung, für die Forderungen der Studentenbewegung nach engerer Theorie-Praxis-Verbindung empfänglicher gemacht. Die ideologiekritische Dimension der »kritisch-konstruktiven Didaktik oder Erziehungswissenschaft« von später ist bereits angelegt in der Einsicht, daß wissenschaftliche Fragen innerhalb bestimmter Sinnhorizonte formuliert werden und solche Sinnhorizonte konstituieren. Naiv war die Erwartung, der gesunde Menschenverstand oder seine Anwältin, die Didaktik (vgl. ebd., 108), könne sich zu deren Korrektiv machen. Im übrigen distanzierte Klafki sich schon damals vom Konzept der volkstümlichen Bildung:

»Wenn der sogenannte 'volkstümliche Mensch' wirklich nur 'anschaulich', 'situationsbezogen' und unmittelbar 'praktisch-zweckhaft' zu denken vermag, wenn er nur in festen sozialen Ordnungen und in unmittelbar einleuchtenden, durch seine soziale Umwelt selbstverständlich beglaubigten sittlichen Normsystemen leben kann, dann ist das nicht *der* Laie, den unsere Zeit braucht.« (Ebd., 109)

Einiges war also schon damals zukunftsweisend, progressiv in den Grenzen des damaligen pädagogischen Meinungsspektrums, Zeichen für Liberalität: der Berufsbezug von Bildung; die entschiedene Ablehnung einer sozialständischen Orientierung; die Betonung des »weltweiten Horizonts« und der notwendigen Zukunftsorientierung von Bildung sowie die Propagierung von Offenheit im Bildungsprozeß.

»Bildung ist immer und von vornherein auch auf 'Beruf' bezogen. Diese Bezogenheit auf die Besonderheit spezieller Berufswege und Lebenspläne verwirklicht sich als Stufengang von 'grundlegender Bildung' zu schrittweiser Spezialisierung.« (Ebd., 95)

Die Einführung in die »Arbeitswelt« begriff Klafki schon früh als pädagogische Aufgabe der Schule, was ihn geradezu dazu prädestinierte, federführend an einem der ersten Lehrpläne für das Fach Arbeitslehre in Nordrhein-Westfalen mitzuwirken. »Bildung kann heute nicht mehr als sozialständische Kategorie verstanden werden« (ebd., 97). Klafki orientierte sich am »Paradigma einer demokratischen, mobilen Gesellschaft der Gleichberechtigten und sozial Gleichwertigen« (ebd.), d.h. an der bürgerlich-republikanischen Gleichheitsidee.

Der frühe Klafki tritt auch der provinziellen, wenn nicht reaktionären Ansicht entgegen, Bildung könne ihre Wertungen und Inhalte noch »in den Grenzen des Heimatlichen und der nationalen Kultur und Geschichte« allein gewinnen (ebd., 97). Er tritt demgegenüber für die »Auseinandersetzung mit weltumspannenden Fragen« ein (ebd.). Schließlich propagiert er Wandlungsfähigkeit und Offenheit, nicht jedoch als bloße Anpassung an den Modernisierungsprozeß der bundesrepublikanischen Gesellschaft, sondern als »Bereitschaft, auf neue Situationen produktiv zu antworten« (ebd., 98). Im Bereich der Pädagogik könne es nie »Lösungsmodelle«, sondern immer nur »Problemmodelle« geben, die versuchen, die Struktur einer Problemlage zu erschließen.

3.

Die Grenzen von Klafkis Ansatz werden an der Arbeitslehre-Konzeption deutlich, die er Mitte der sechziger Jahre entworfen hat. Klafki trennt dort grundsätzlich zwischen zwei Betrachtungsweisen der modernen »Arbeits- und Wirtschaftswelt«, nämlich zwischen dem arbeitstechnisch-technologisch-betriebswirtschaftlichen Aspekt einerseits und dem historisch-gesellschaftlich-politischen Aspekt andererseits. Dieser Trennung, die den Schein der Sachgesetzlichkeit betrieblicher Entscheidungen und Vorgänge bestärkt, entspricht eine doppelte Zielsetzung des Arbeitslehre-Unterrichts. Er soll einerseits dem jungen Menschen ermöglichen, »sich in die ihm vorgegebene Wirklichkeit, hier: die Arbeits- und Wirtschaftswirklichkeit — hineinzufinden, zugleich aber kritische Distanz zu ihr zu beziehen und damit gegebenenfalls später verantwortliche Initiativen in Richtung auf Veränderung, Verbesserung dieser Wirklichkeit zu ergreifen« (1967, 26). Kritiker haben daher nicht zu Unrecht das Auseinanderfallen von beruflicher und politischer Qualifikation, von Anpassung und Emanzipation angeprangert (Projektgruppe Arbeitslehre Marburg 1974, 84). In der Tat ist das Verhältnis von Sachzwang und Interesse additiv gefaßt. Klafki hält »die Rede von dem 'Gesetz der Sache', nämlich dem Gesetz der industriellen Produktion und Ökonomie« in gewisser Hinsicht für »angemessen« (1967, 25). Andererseits betont er aber auch: »

»Es gehört zu den Ergebnissen einer nüchternen Wirklichkeitsanalyse, daß die Arbeits- und Wirtschaftswelt ein Gegenstand unterschiedlicher Interessen im Hinblick auf den 'Anteil am Sozialprodukt' und damit Anlaß möglicher Konflikte ist, daß ihr bestimmte historisch gewordene Besitzverhältnisse zugrundeliegen u.ä.« (1967, 26)

Die Schule wird seiner Ansicht nach unglaublich, wenn sie diesen Aspekt vernachlässigt.

Von der Erkenntnis der kapitalistischen Formbestimmtheit der Produktion bis in den Arbeitsalltag hinein, der Formbestimmtheit auch der Technologie sind Klafkis didaktische Überlegungen aber weit entfernt. Dies aus marxistischer Sicht festzustellen, ist freilich einfach. Wie sollte auch ein Konzept, das auf Realisierung in unseren Schulen hin angelegt ist, einer konsequent materialistischen Betrachtungsweise folgen? Unübersehbar ist so die Gespaltenheit und Widersprüchlichkeit zwischen Sachgesetzlichkeit einerseits und Interessengegensatz andererseits, von Anpassung und Widerstand in Klafkis Arbeitslehre-Konzeption. Diese ist in gewisser Hinsicht zweideutig und ambivalent, was ihre praktische Umsetzung im Unterricht angeht. Sie kann affirmativ werden, wenn das Moment der Einordnung, der Unausweichlichkeit der Sachzwänge dominiert und die »kritische Distanz« nur noch als innere Haltung zur Geltung kommt. Sie kann aber auch subversiv gewendet werden. Der daran orientierte Unterricht kann die Entfremdung verfestigen, er kann aber bei entsprechender didaktischer Realisation auch Verfremdung bewirken, d.h. er kann den späteren Lohnabhängigen die Wirklichkeit befremdlich erscheinen lassen.

Literaturverzeichnis

- Klafki, W., 1963: Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Weinheim (5 Vorträge und Artikel aus den Jahren 1958 bis 1962, im Text entsprechend datiert)
- ders., 1967: Die Einführung in die Arbeits- und Wirtschaftswelt und ihre gesellschaftliche Bedeutung als Aufgabe der Volksschuloberstufe. In: Klafki, W., G. Kiel u. J. Schwerdtfeger: Die Arbeits- und Wirtschaftswelt im Unterricht der Volksschule und des Gymnasiums. 2., erw. Aufl., Heidelberg
- ders., 1973: Zwischen Führerglauben und Distanzierung. Autobiographisches zur politischen Identitätsbildung in Kindheit und Jugend unter dem Nationalsozialismus. In: Subjektivität und Schule. Hrsg. v. W. Breyvogel u. H. Wenzel. Essen
- ders., 1976a: Zum Verhältnis von Didaktik und Methodik. In: Zs. für Pädagogik 1, 77
- ders., 1976b: Replik auf P. Mencks »Anmerkungen zum Begriff der Diaktik«. In: Zs. für Pädagogik 5, 804ff.
- Klafki, W., und W. Born, 1978: Von der »Bildungstheoretischen Didaktik« zu einem kritisch-konstruktiven Bildungsbegriff«. In: Didaktische Trends. Hrsg. v. W. Born u. G. Otto. München, Wien, Baltimore
- Klafki, W., 1984: Thesen zur »Wissenschaftsorientierung« des Unterrichts. In: Pädagogische Rundschau 1, 79ff.
- ders., 1986: Die Bedeutung der klassischen Bildungstheorien für ein zeitgemäßes Konzept allgemeiner Bildung. In: Zs. für Pädagogik 4, 455ff.
- Projektgruppe Arbeitslehre Marburg, 1974: Schule, Produktion, Gewerkschaften. Ansätze für eine Arbeitslehre im Interesse der Lohnabhängigen. Reinbeck

LOUIS ALTHUSSER

**MACHIAVELLI
MONTESQUIEU
ROUSSEAU**



SCHRIFTEN 2

Louis Althusser
Machiavelli - Montesquieu - Rousseau
Zur politischen Philosophie der Neuzeit
Schriften Band 2
Hrsg. v. P.Schöttler und F.O.Wolf

Dieser Band bringt den bisher unveröffentlichten Aufsatz über »Die Einsamkeit Machiavellis« und macht drei frühe Schriften Althussters erstmals in deutscher Sprache zugänglich:
Montesquieu — Politik und Geschichte /
über Rousseaus »Gesellschaftsvertrag« /
Anmerkungen zur Rezeption John Lockes
220 Seiten, br., DM 28,-
Subskriptionspreis DM 24,-

Karlheinz A. Geißler und Helmut Heid

Die Opfer der Qualifizierungsoffensive*

Unser Jahrhundert begann mit dem pädagogischen Programm, dieses zu einem des Kindes zu machen (Ellen Key: Das Jahrhundert des Kindes, Berlin 1900), und es endet mit einem pädagogischen Programm für die groß gewordenen Kinder, die Erwachsenen. Alle: die Unternehmer und ihre Verbände, die Gewerkschaften, die Bundesanstalt für Arbeit, Politiker in Bund, Ländern und Kommunen, alle sind sie in seltener und seltsamer Einstimmigkeit für eine Qualifizierungsoffensive. Alle machen sie diese zu ihrer Sache.

Hieß es zum Beginn des Jahrhunderts: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche« (Wilhelm II.), so scheint es heute über alle unterschiedlichen Interessen hinweg nur noch zu Qualifizierende zu geben.

Und da mit Qualifizierung irgendeine Bildung (welche, das ist weitgehend unklar) assoziiert wird, und mit dieser die Entwicklung von Subjektivität (auch hier ist das »Wohin« unklar) und die Verbesserung der Menschen und des ganzen Menschengeschlechts, fällt keinem auf, daß es bei der ganzen Sache auch um einen Feldzug geht. Obgleich es doch relativ offen und ehrlich »Offensive« heißt und diese vom Lexikon als »die Lösung von Kampfabsichten durch Angriff« definiert wird. Obgleich die Deutschen doch erfahrungsgesättigt durch viele leidvolle Offensiven in diesem Jahrhundert sein müßten, wird übersehen, daß es bei »Offensiven« um Kampf und Macht, um Sieg und Niederlage geht. Auch wenn es sich letztlich bei der Weiterbildungs-/Qualifizierungsoffensive um ein geliebtes Schlagwort handelt — und glücklicherweise nicht um die getreue Beschreibung der gesellschaftlichen Wirklichkeit —, so bringt doch die Wortwahl deutlich zum Ausdruck, daß es nicht nur um Menschenfreundlichkeit geht. Deutlicher: daß es Opfer gibt.

Die Ausgangssituation

Die Bundesregierung, die Arbeitgeberorganisationen und die Gewerkschaften haben alle am Arbeitsmarkt Beteiligten zu einer Qualifizierungsoffensive aufgerufen (vgl. Runderlaß der Bundesanstalt für Arbeit 50/86 vom 21.2.1986). Dieser Aufruf ist an die Arbeitsämter, die Betriebe und die Bildungsträger gerichtet, die durch verstärkte Kooperation erreichen sollen, daß mehr Erwachsene, insbesondere Arbeitslose, von den Angeboten der beruflichen Weiterbildung Gebrauch machen. Ziel dieser Qualifizierungsoffensive ist es, einen Beitrag zum Abbau der Arbeitslosigkeit zu leisten und den Qualifizierungsbedarf der Betriebe, wie er sich insbesondere aus der Anwendung der Neuen Technologien ergibt, besser zu befriedigen.

Die Qualifizierungsoffensive ist im wesentlichen ein Aufruf, bereits vorhandene Aktivitäten zur Förderung der beruflichen Weiterbildung zu verstärken

* Für die Publikation überarbeitete Thesen anlässlich eines Fachgespräches gleichen Titels in der Evangelischen Akademie Tutzing Ende Mai 1987.

(daher verstehen wir auch den Begriff der Qualifizierungsoffensive weiter als die Bundesanstalt für Arbeit. Er benennt generell den Bedeutungszuwachs an beruflicher Weiterbildung).

Der Weiterbildung wird als einzigem Bildungsbereich Expansion vorausgesetzt, während andere Bildungsbereiche mit Teilnehmerrückgang zu rechnen haben (z.B. Schulen und demnächst auch Hochschulen). Es ist der Bundeskanzler selbst, der zur Qualifizierungsoffensive aufruft: »Was wir also brauchen, ist eine neue Qualifizierungsoffensive, sind neue Ideen und Institutionen zur Weiterbildung, die den Leistungsstand der deutschen Wirtschaft auch für die neunziger Jahre sichern« (so vor der Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Maschinen- und Anlagenbau e.V. in Hamburg, Oktober 1986).

Das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft betont in schon beinahe ritualisierter Form die »klare Priorität« der beruflichen Weiterbildung. Wirtschaftliche und technische Entwicklungen sowie Erhalt der volkswirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit im internationalen Marktgeschehen verlangen, so die frühere Bundesbildungsministerin, immer mehr Qualifizierungsanstrengungen. Letztlich sind es die immer kürzer werdenden Innovationszyklen im ökonomischen Sektor, die mit einer erhöhten »Veraltungsgeschwindigkeit« von Qualifikationen einhergehen und dazu führen, daß sich die »Weiterbildung« zu einem immer wichtigeren Bildungsbereich entwickelt — eine Weiterbildung, die vor allem in den Betrieben stattfindet. Die Weiterbildungsangebote sollen bedarfs- und bedürfnisgerecht an den Anforderungen der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technologischen Entwicklungen orientiert werden. Als Ordnungsprinzip der Weiterbildung wird der »Wettbewerb« auf dem »Weiterbildungsmarkt« herausgestellt.

Berufliche Weiterbildung soll — so das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft — »Treibriemen der technologischen Innovation sein«. Sie ist — nach der Meinung des Ministeriums — »Voraussetzung für die wirtschaftlich-technische Entwicklung« (Wilms in: Blick durch die Wirtschaft, 12.9.1985, 3). Im Dienstblatt der Bundesanstalt für Arbeit (Nr. 51/86 vom 25.2.1986) wird formuliert, daß sich die Qualifizierungsoffensive am »Qualifikationsbedarf der Wirtschaft« ausrichten soll. — Weiterbildung wird »zur Investition ins Humankapital«.

Der Stand der Dinge

Der Haushalt des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft ist der einzige Ressorthaushalt, der im Jahre 1987 rückläufig ist. Ohne öffentliches Aufsehen, ohne sichtbares oder hörbares Erstaunen (auch der Pädagogen), sind die diesem Etat zur Verfügung stehenden Mittel um 2,5 % gekürzt worden. In krassem Gegensatz dazu stehen die immer wieder vom Ministerium verlautbarten inhaltlichen Aussagen, daß der Weiterbildung, speziell der beruflichen Weiterbildung, zur Zeit und in den kommenden Jahren eine immer größere Bedeutung in der deutschen Bildungslandschaft zukommt. Diese Einschätzung teilt die Regierung mit Arbeitgebern und Gewerkschaften. In seltener Einigkeit wurde u.a. zur »Qualifizierungsoffensive« aufgerufen. Jene Offensive ist in

vollen Gange. Von dem Bundesministerium wird sie intensiv in vielen Reden und Publikationen gefordert und gestützt. Der rückläufige Haushaltsansatz des Ministeriums ist jedoch ein deutliches Zeichen dafür, daß es der Staat nicht als seine Aufgabe sieht, diese »Qualifizierungsoffensive« mehr als nur verbal zu unterstützen. Ordnungspolitisch überläßt er den gesellschaftlich immer wichtiger werdenden Bereich der (beruflichen) Weiterbildung damit weitgehend Privat- und Gruppeninteressen. Das Weiterbildungsangebot der Betriebe ist im Bereich der beruflichen Weiterbildung heute das weitaus größte. 47 % aller erfaßten Weiterbildungsaktivitäten finden in den Betrieben statt.

Wissenschaftlich ist der Bereich der betrieblichen Weiterbildung eine Grauzone. Es gibt keine repräsentativen Untersuchungen über die Bildungsaktivitäten in den Betrieben. Eine neuere Untersuchung des Bundesinstituts für Berufsbildung (1986), die nicht den Anspruch der Repräsentativität hat, zeigt sehr deutlich, wie ungleich die Weiterbildungsmöglichkeiten in diesem Bereich verteilt sind. Relativ betrachtet, nehmen die Führungskräfte am häufigsten an betrieblichen Weiterbildungsmaßnahmen teil. Wenig wird dagegen für Facharbeiter und noch weniger für an- und ungelernte Arbeiter getan. Branchenspezifisch ergeben sich eklatante Unterschiede. Die Weiterbildungschance ist in der Metallindustrie am größten, es folgen die Elektro- und die Chemieindustrie. Extrem gering sind die Weiterbildungschancen in der Textilindustrie (»frauenintensiv«). Deutlich verteilen sich die Möglichkeiten zur Weiterbildung nach Betriebsgröße und nach Standort (klare Vorteile für Angehörige von Großbetrieben mit Standort in industriellen Ballungszentren).

Diese Ungleichverteilung von Weiterbildungschancen geht, ohne daß es hierzu detaillierte empirische Erhebungen gibt, zu Lasten der Frauen, da sie in der Gruppe der Bildungsbenachteiligten überproportional vertreten sind — und nicht zuletzt deshalb, weil viele Frauen, die nicht in betrieblichen Arbeitsprozessen stehen, überhaupt keine Möglichkeit haben, an der innerbetrieblichen Qualifikationsentwicklung teilzunehmen.

Alles dies macht sehr deutlich, daß die berufliche — und speziell die betriebliche — Weiterbildung ein Freiraum ist, der nahezu keiner gesetzlichen und staatlichen Regelung und auch keiner (oder nur einer sehr beschränkten) öffentlichen Kontrolle unterliegt. Spätestens heute, wo dieser Freiraum zu einem wichtigen und folgenreichen Bereich der Bildung für den einzelnen Bürger wird, ist zu fragen, für wen er Freiheiten bringt, für wen er sie eher einschränkt? Konkreter: Wer sind die Gewinner, wer die Opfer der so einmütig proklamierten Qualifizierungsoffensive?

These: Bildung im Betrieb unterstützt die gesellschaftlichen Chancenungleichheiten, und deren Ausweitung vergrößert sie

Die quantitative Expansion innerbetrieblicher Weiterbildung ist eine Folge betriebswirtschaftlicher Logik: Es geht darum, vorhandene Mitarbeiter in der erforderlichen Quantität an die Unternehmung zu binden und qualitativ den betrieblichen Erfordernissen anzupassen. Weiterbildung ist Teil der einzelbetrieblichen Personalpolitik.¹ Dies hat sichtbare Folgen:

1. Die einseitige Ausrichtung der betrieblichen Weiterbildung auf bereits privilegierte Personen.

- Bildungsvorteile haben jene, die zur Stammebelegschaft eines Betriebes gehören.
- Bildungsvorteile haben jene, denen ein Expertenstatus zugeschrieben wird (Prinzip: wer hat, dem wird gegeben werden).
- Bildungsvorteile haben jene Personen, die in einem kapitalkräftigen und expandierenden Unternehmen tätig sind (und jene, die im öffentlichen Dienst angestellt sind).

Von Chancengerechtigkeit oder Chancengleichheit kann keine Rede sein!

2. Durch die Anbindung von innerbetrieblicher Weiterbildung an Investitionsentscheidungen (Bildung als Investition ins Humankapital) wird diese stark konjunkturabhängig und abhängig von einzelbetrieblichen Problemlagen. Bildung unterliegt der relativen Kurzfristigkeit von Marktveränderungen.

3. Individuelle Bildungsansprüche der im Betrieb Tätigen finden nur dann Anerkennung, wenn sie im Interesse des Unternehmenszieles sind und wenn die Vorgesetzten diese stützen. Die Expansion von innerbetrieblicher Weiterbildung erhöht damit auch die Abhängigkeit von jenen, die über die Weiterbildungsteilnehmer und -teilnahme entscheiden.

4. Entsprechend der funktionsbezogenen Einbindung in die betriebswirtschaftlichen Entscheidungen richtet sich die Didaktik der innerbetrieblichen Weiterbildung primär an der ökonomisch-technischen Dienstbarmachung und nicht an den Bedürfnissen und Interessen der beteiligten Subjekte aus.

5. Das überproportionale Ansteigen der sogenannten Anpassungsweiterbildung (in Abgrenzung zur Aufstiegsweiterbildung) hat zur Folge, daß den meisten Betriebsangehörigen jenes »Überschußpotential« vorenthalten wird, das zur Veränderung von Strukturen, von Traditionen und Marktverhältnissen führen könnte. Der Großteil der Arbeiter und Angestellten wird so zum schlichten »Hinterherlaufen« verurteilt.

Dies alles schafft neue Formen und neue Gruppen von Bildungsbenachteiligten. War vor 20 Jahren das katholische Arbeitermädchen aus dem bayerischen Wald die am stärksten Benachteiligte, so ist dies heute die ungelernete weibliche Arbeitskraft aus einem Kleinbetrieb in einer ländlichen Region.

These: Durch die Ausweitung und den Bedeutungszuwachs beruflicher Weiterbildung, speziell betrieblicher Weiterbildung, werden berufliche Karrieren und damit individuelle Lebensmöglichkeiten zunehmend weniger durch öffentliche Instanzen entschieden

Das einseitige Anwachsen des nicht-öffentlichen bzw. nur teilöffentlichen Bildungsbereichs »berufliche Weiterbildung« verschiebt das Kräfteverhältnis zwischen jenen, die Bildungstitel (Abschlüsse) besitzen, und jenen, die Stellen offerieren. Bestand bereits früher ein Ungleichgewicht auf dem Markt der Anbieter von Titeln (Abschlüssen) und den Nachfragen (Unternehmern) nach diesen, so ergibt sich jetzt durch die Weiterbildungsoffensive eine zusätzliche Benachteiligung der Titelinhaber (Arbeitnehmer) und weitere Marktvorteile für die Stellen-

anbieter (Arbeitgeber). Die Zuteilung und die Realisierung von individuellen Rechten, Lebensmöglichkeiten und Lebenschancen wird u.a. vom Bildungssystem und den dort zu erwerbenden Abschlüssen (Titeln) geregelt.

Nicht so sehr die Qualifikation, sondern vielmehr der Titel wird im Kampf um soziale Positionen auf dem Markt (speziell dem Arbeitsmarkt) eingebracht. Für die Subjekte ist der Titel eine wichtige Möglichkeit zur Erlangung von Marktpositionen als Arbeitskraftanbieter. Wenn aber, wie dies vom Bundesministerium mehrfach deutlich gemacht wurde, »die staatliche Anerkennung von beruflichen Weiterbildungsabschlüssen zurückhaltend erfolgen sollte«, dann werden andere diese Titel vergeben. Dies sind dann jene Personen und Institutionen, die auch die Titel nachfragen. In einer Hand fallen so Titelvergabe und -nachfrage zusammen. Vergeben jedoch Unternehmer (z.B. in ihrer betrieblichen Weiterbildung) zunehmend Titel, der Staat oder öffentliche Institutionen aber immer weniger (oder nur mehr die weniger wichtigen), dann wird der Arbeitnehmer doppelt abhängig vom Arbeitgeber: Als Nachfrager nach einer Arbeitsstelle und als Nachfrager nach Bildungstiteln. Die Realisierung von individuellen Rechten, Interessen und Ansprüchen und damit die Verteilung von sozialem Status und Möglichkeiten sozialer Mobilität werden so noch stärker als bisher durch private Macht und privaten Einfluß bestimmt. Die Zuteilungsfunktion für gesellschaftliche Positionen wird gänzlich an die Einzelunternehmer und die Personalabteilungen von Betrieben abgegeben. Immer weniger fallen damit Entscheidungen über gesellschaftlichen Einfluß, Einkommen, Bildung und kulturelle Entwicklung in demokratisch abgesicherter Form. Das Programm des Bildungsgesamtplanes von 1973, »Weiterbildung soll als vierter Bereich des Bildungswesens in verstärktem Maße in die öffentliche Förderung aufgenommen werden«, ist somit ins Gegenteil verkehrt worden.

These: Über die »Qualifizierungsoffensive« wird versucht, dem Konkurrenzprinzip (bzw. Wettbewerbsprinzip) auch im Bildungssystem noch mehr Geltung zu verschaffen. Konkurrenz ersetzt den pädagogischen Gesichtspunkt durch den Aspekt der Verwertung von Qualifikation und Qualifizierten: Sie ist Mittel zur Erfüllung des gesellschaftlichen Bedarfs an Ungleichheit

Zu den am häufigsten genannten und scheinbar am breitesten anerkannten Gründen für die Proklamation einer »Qualifizierungsoffensive« gehört die *Konkurrenzfähigkeit*. Was impliziert das Prinzip (unter den herrschenden und hier nicht zur Diskussion stehenden Bedingungen)? Was sind die sozialen Kosten seiner Realisierung?²

1. Konkurrenz institutionalisiert ein Prinzip, das den Erfolg (einzelner oder weniger) an die Bedingung des Mißerfolges (vieler) anderer knüpft.
2. Bestimmung und Durchsetzung der für die Anwendung des Konkurrenzprinzips vorausgesetzten Erfolgskriterien resultieren (bei Geltung des Demokratieideals günstigstenfalls) wiederum aus Konkurrenzprozessen, in denen die gleichen (soziostrukturellen) Konstitutionsbedingungen für die Ungleichheit der

Erfolgsaussichten wirksam sind wie in jedem Ungleichheit reproduzierenden und rechtfertigenden Wettbewerb.

3. Objektive Bedingung für die Notwendigkeit und die Anerkennung des Konkurrenzprinzips ist die Ungleichwertigkeit erstrebenswerter Güter und Positionen in der sozialen und beruflichen Hierarchie, die durch das Konkurrenzprinzip nicht nur nicht in Frage gestellt, sondern durch Anerkennung des auf sie bezogenen Konkurrenzprinzips legitimiert wird. Diese Ungleichwertigkeit ist aber kein »Naturereignis«, sondern Resultat desselben gesellschaftlichen Handelns, das sich der Konkurrenz bedient, um Privilegierungsdifferenzen zu rechtfertigen.

4. Das Konkurrenzprinzip suggeriert, es gehe um den einzelnen, der mit anderen einzelnen um ein jeweiliges Privileg konkurriert. In Wirklichkeit jedoch ist Konkurrenz nur ein Mittel zum Zweck der Steigerung von Handlungs-Effizienz hinsichtlich von Konkurrenzzielen und Erfolgskriterien, die ihrerseits in Ungleichheit voraussetzender und bezweckender Konkurrenz zustande kommen. Der Beweis dafür liegt in der Austauschbarkeit der Konkurrierenden. Auf Individuen und ihre persönlichen Interessen, Bedürfnisse, Lebensperspektiven kommt es (von Ausnahmen abgesehen) dabei nicht an. Konkurrenz instrumentalisiert.

5. Wer Konkurrenz postuliert, postuliert damit noch keinen Inhalt und keinen Zweck, sondern lediglich ein *Verfahren*, unabhängig von den Zwecken und den Inhalten, hinsichtlich derer dieses Verfahren effektiviert werden soll. Das Prinzip begünstigt oder bezweckt aber nicht nur die Gleichgültigkeit gegenüber dem Inhalt und dem Ziel der Leistungskonkurrenz, sondern auch die Unterwerfung unter eine jeweilige (vom primären Wollen des einzelnen Leistungsträgers zunächst unabhängige) Erwünschtheit der (vorgeschriebenen) Leistung. Und je schärfer die Konkurrenz wird, desto weniger können Konkurrierende sich den Luxus leisten, an den Inhalten ihrer Konkurrenz interessiert zu sein (was sich u.a. im schulischen Leistungswettbewerb nachweisen läßt). Insbesondere unter gegenwärtigen Arbeitsmarktbedingungen begünstigen Geltung und Anwendung des Konkurrenzprinzips die Tatsache, daß zum Verkauf ihrer Arbeitskraft Gezwungene sich für das Ziel und den Inhalt ihrer Arbeit kaum oder gar nicht interessieren »können«. Dieser Sachverhalt findet auch darin Ausdruck, daß kein Produktionszweck zweifelhaft genug sein kann, um nicht noch mit der Behauptung oder auch tatsächlichen Aussicht gerechtfertigt werden zu können, dadurch würden Arbeitsplätze geschaffen.

6. Der durch das Konkurrenzprinzip begründete Zwang (aller), besser sein zu müssen als andere, garantiert nicht auch schon die Optimierung der Erfüllung jenes Sachzwecks, hinsichtlich dessen Konkurrenten rivalisieren. Zweck des Wettbewerbs ist der Sieg, längst nicht immer der als Leistung anerkannte Handlungsinhalt, der zum Instrument der Konkurrenz reduziert ist:

- Der Zwang, einen Zweck nicht nur optimal zu erfüllen, sondern (dabei) außerdem besser sein zu müssen als andere, absorbiert Energien, die der Sachzweckerfüllung verlorengehen können.
- Dieser Zwang kann dazu führen, die Konkurrenz weniger Leistungsstarker aufzusuchen und dadurch den Gegenteileffekt hervorzurufen: daß weniger

- »Leistung« ausreicht (als sonst notwendig und möglich wäre), um im Wettbewerb zu siegen: Man orientiert sich nicht an »der Sache« und an gesetzten Zwecken, sondern an der sozial jeweils geltenden Leistungs-Vergleichsnorm.
- Dieser Zwang hat häufig zur Folge, daß nicht die *eigene* Leistung gesteigert, sondern die Wettbewerbsfähigkeit des Konkurrenten beeinträchtigt wird (unterlassene Hilfe, verstellte Bücher ...). Dies geschieht regelmäßig und systematisch in dem Maße, in dem die Vorteile des Miteinander dem Gegeneinander geopfert werden. Jeder Konkurrent ist »Gegner«, den es zu besiegen oder auszuschalten gilt. Wieviel Lern- und Leistungspotentiale werden vergeudet, wenn Kooperation, Austausch, gegenseitige Hilfe, Miteinander und Füreinander dem Gegeneinander geopfert werden?
 - Die Konkurrenz muß um so schärfer sein, je geringer die Erfolgchancen sind. Das ist nicht nur ab einem bestimmten Punkt demoralisierend, sondern auch die Ursache dafür, daß Scheitern zu einem Massenphänomen wird.
 - Der Zwang, im Wettbewerb zu bestehen, begünstigt solche Zwecksetzungen, Inhalte und Verfahren, die der Durchsetzung im Wettbewerb dienlich sind, und zwar unabhängig von anderen Gesichtspunkten ihrer Bewertung. Diese Unterwerfung unter faktisch geltende Erfolgskriterien kann in manchen Bereichen (vgl. z.B. im Mediensektor: Einschaltquoten, Auflagenhöhen ...) zu verheerenden Einbußen an Rationalität, Niveau, Qualität führen. Ein anderer Effekt kann darin bestehen, daß Inhalte oder Aktivitäten zu Konkurrenz-zwecken instrumentalisiert werden, deren Privilegierung oder gar Monopolisierung sich vorwiegend durch deren Selektionseffektivität rechtfertigen läßt, und zwar ohne Rücksicht auf davon unabhängige Beurteilung der jeweiligen Inhalte oder Aktivitäten.
 - Das Konkurrenzprinzip begünstigt in der Regel Routineleistungen. Schöpferische Einzelleistungen, bei denen es auf die Individualität des Leistungsträgers ankommt, sind wohl nur ausnahmsweise oder »verrechnet« über einen Vergleichsmaßstab (»Marktwert«) Inhalt oder Gegenstand von Konkurrenz. Und in diesem Vergleichsmaßstab oder Marktwert kommt wiederum jene soziale Geltung zum Ausdruck, über deren Zustandekommen in sozialen Entscheidungsprozessen bereits einiges ausgeführt wurde. Eng damit zusammen hängt die Tatsache, daß Konkurrenz keineswegs immer die (inhaltliche) Vielfalt von Leistungen oder Bewertungsgesichtspunkten vergrößert.
 - Ist das Konkurrenzprinzip nicht geeignet, aus einem *Mangel* an personaler und sozialer Kultur, nämlich aus Egoismus, Neid und Rücksichtslosigkeit, eine Tugend zu machen? Welche humane und soziale Qualität ist damit gewonnen, wenn das Bestreben eines Menschen, eine »Sache« möglichst gut zu machen, sich anspruchsvolle Ziele zu setzen und diese Ziele gut und auch effektiv zu erfüllen, mit dem der Sache völlig fremden Zusatzzweck belastet wird, dabei überdies auch noch besser sein zu müssen als andere? Sind Spitzenleistungen wirklich Resultat von Konkurrenz oder nicht doch eher Ergebnis von Engagement?
 - Kennzeichnend für die Problematik sind auch Tatsache, Zweck und (beabsichtigter) Effekt der sehr selektiven Außerkraftsetzung des Konkurrenzprinzips. Dies geschieht beispielsweise in der Diskriminierung von Anspruchs-

denken, die stets an genau diejenigen adressiert wird, die allen Grund hätten, sich auf ihre Ansprüche zu besinnen (denn gleichzeitig wird alles getan, um die Investitionsbereitschaft derer zu stärken, denen nicht einmal im Traume einfele, auf daraus ableitbare Ansprüche zu verzichten). Ein anderes Beispiel ist die gezielte Rede vom »falschen« Ehrgeiz oder vom »falschen« Prestigedenken, wobei weder der Ehrgeiz noch das Prestigedenken, sondern allenfalls die Subjekte falsch sind, die sich erdreisten, ehrgeizig zu sein. In diesen Zusammenhang paßt auch der Fall, in dem die Offenhaltung der Zugänge zu weiterführender Bildung nur um den Preis in Aussicht gestellt wird, daß aus Erfolgen in weiterführender Bildung keine Ansprüche auf entsprechende soziale Plazierung und Honorierung abgeleitet werden.

7. Zu den vielleicht tiefsten Gründen für die Problematik des Konkurrenzprinzips zählt die Tatsache, daß nicht Wahrheit, sondern Geltung zentrales Kriterium für Entscheidungen in Konkurrenzprozessen ist. Geltung hängt von Anerkennung ab. Anerkennung leisten Personen. Diese Personen haben in der gesellschaftlichen Wirklichkeit außerordentlich unterschiedliche Macht und Voraussetzungen, dabei ihre Interessen geltend zu machen. Konkurrenz ist völlig ungeeignet, vorgefundene Privilegienstrukturen und Präferenzsysteme außer Kraft zu setzen. Sie ist darauf beschränkt, diese zu »rationalisieren« und zu effektivieren.

These: Lebenslanges Lernen ist nur mehr lebenslängliches Lernen

Das Konzept lebenslangen Lernens hatte ehemals im Individuum und dessen nie abgeschlossener Subjektwerdung seine zentrale Rechtfertigung. Noch im bildungspolitischen Programm der OECD war das Prinzip »lebenslanges Lernen« getragen von der Idee der Gleichheit von Bildungschancen, der Aufhebung der Trennung von Allgemeinbildung und Berufsbildung und der fortschreitenden Emanzipation der Subjekte.

Heute, wo lebenslanges Lernen wie selbstverständlich von den bildungspolitisch Verantwortlichen proklamiert wird, bedeutet es etwas völlig anderes, ist ins Gegenteil verkehrt.

Lebenslanges Lernen ist zum unausweichlichen Anspruch an die Individuen geworden, die unmittelbar für die Veränderungen in der Arbeitswelt notwendigen subjektiven Voraussetzungen hervor- und einzubringen.

Nicht die Individuen und deren Entwicklungsmöglichkeiten sind die Perspektive, sondern die Veränderungen der Arbeitswelt und die möglichst rasche Anpassung der Individuen an diese. Lebenslanges Lernen wird so zum lebenslänglichen Lernen, zur andauernden Erfahrung von Abhängigkeit und dem rastlosen und ohnmächtigen Bemühen, die eigene Antiquiertheit zu verschleiern. War dies ehemals ein Konzept, das zum Ziel hatte, zu sich selbst zu kommen, so ist heute nur mehr die konträre Erfahrung möglich: immer Abhängiger, immer Schuldner bleiben (das ist der eigentliche Sinn der Unternehmerformel: Qualifizierung wäre eine Bringschuld der Arbeitnehmer).

Lebenslanges Lernen ist heute Zwang geworden. Es ist Reflex auf den Unsicherheit verursachenden Kontinuitätsverlust durch die immer raschere »Entwer-

tung« des ehemals Gelernten; und es ist Reflex auf den Verlust der Berufszuweisungsfunktion von Schule und Ausbildungssystem.

These: Die Qualifizierungsoffensive ist eine Bildungskatastrophe

Opfer der Qualifizierungsoffensive ist jene wichtige Tradition, die im Begriff der »Bildung« festgehalten ist, nämlich Bildung als die Entwicklung der »subjektiven Seinsweise der Kultur« (Nohl).

Qualifizierung ist bestimmt von der Logik der Unterordnung des Besonderen (des Subjektiven) unter das Allgemeine (der Ökonomie). Der Rationalität ökonomisch-technologischer Entwicklung wird das Individuum in seiner Besonderheit geopfert, es wird zum Mittel administrativer Zweckvorgaben. Nicht mehr das Subjekt ist Ausgangspunkt und Ziel pädagogischen Bemühens, sondern der Markt und dessen Notwendigkeiten. »Wettbewerbsfähigkeit erhalten«, »Weiterbildung als Zukunftsinvestition«, »Marktchance erweitern« sind die Perspektiven der Qualifizierungsoffensive, der alles Besondere, alles nicht eindeutig Bestimmbare, letztlich alles Subjektive zum Opfer fällt. Bildung jedoch hat untrennbar mit Personen zu tun, und diesen ist im Grundgesetz der Bundesrepublik freie Entfaltung garantiert.

Wenn, wie im Runderlaß der Bundesanstalt für Arbeit (51/86), im Hinblick auf die »Qualifizierungsoffensive« davon die Rede ist, daß »Bildungsziele und Bildungsinhalte kontinuierlich am Qualifikationsbedarf der Wirtschaft orientiert gestaltet und angepaßt werden«, dann ist dies eine Bildung, die ihren Namen nicht verdient, da sie in die Botmäßigkeit vorgängig gesetzter Integrationsforderungen eingespannt wird. So aber ist »Bildung« nur mehr blinde Anpassung an die vorgefundene Welt, an vorgegebene Rollen und Funktionen, und nicht mehr Entwicklung von Fähigkeiten, die Welt sozial verantwortlich (mit)zuschaffen und dabei die grundlegenden Fragestellungen, was die Menschen sind und was sie sollen, immer mit zu berücksichtigen. »Bildung« als Teil von Kultur und deren Entwicklung, wird ersetzt durch »Qualifikation« als Mittel der Ökonomie und damit letztlich aufgelöst. Dies ist die wirkliche Bildungskatastrophe.

These: Die allseits artikulierte Forderung nach »mehr Allgemeinbildung« betreibt (sieht man den Zusammenhang, in dem sie erhoben wird) stärker die Trennung von Berufsbildung und Allgemeinbildung, als daß sie deren Integration fördern würde

Zeitlich parallel zur Proklamation der Qualifizierungsoffensive ist in ebenso großer Einmütigkeit aller an Qualifizierung Interessierten von einer »Renaissance der Allgemeinbildung« die Rede. Was sind die Gründe für die allenthalben erhobene Forderung nach »mehr Allgemeinbildung«?

1. »Die Notwendigkeit zu dynamischer Anpassung an neue (Produktions-) Verfahren und Arbeitsformen setzt ein solides Bildungsfundament voraus, wie es die vertiefte Allgemeinbildung am zuverlässigsten gewährleistet. Die Renaissance der Allgemeinbildung in der bildungspolitischen Diskussion kommt nicht von ungefähr, sie ist eine entscheidende Antwort auf die technischen Herausforderungen unserer Zeit.« (Wilms)

Gefragt sind insbesondere Flexibilität, Mobilität und »Einsicht« in die Zusammenhänge effektiven Funktionierens neuer Technologien. Ausgangspunkt der Forderung ist also nicht das Subjekt, sondern eine angeblich objektive, sachgesetzliche Anforderung, die freilich nicht aus irgendeiner »Sache«, sondern aus hinter diesen Sachen stehenden Interessen resultiert. Bemerkenswert ist auch der Aktualitätsbezug, der die Überholbarkeit, den Verschleiß des als »Allgemeinbildung« Geforderten nicht nur unterstellt, sondern geradezu erzeugt. Der geltend gemachte Zwang, ständig hinzuzulernen und umzulernen, erzeugt das Prinzip und den Mechanismus permanenter Entwertung bisher erworbener »Bildung«.

2. Der Mensch soll (wieder?) Subjekt gesellschaftlicher, ökonomischer und (produktions-)technischer Entwicklung werden (ähnlich Dorothee Wilms und Hans Maier). Analysiert man den Kontext genau, geht es um das unkritische Subjekt des gesellschaftlich, politisch und ökonomisch jeweils Gesollten.

3. Allgemeinbildung wird u.a. als »Alternative«, als »Freiraum« oder »Reservat« interpretiert. Sie ist geeignet, von jenen Problemen abzulenken, die sich aus der Entwicklung der Produktionszwecke, -verfahren und -mittel ergeben. In einem stark beachteten Beitrag Paul Mikats zur Tagung »Gymnasiale Bildung und Industriegesellschaft« (November 1982) lautet eine der am meisten und am »kritischsten« verwendeten Vokabeln »Gegensteuerung«. »Gegensteuerung« meint nicht die kritische Analyse und Auseinandersetzung mit jener Realität, die zu der Forderung von Gegensteuerung allererst den Anlaß bietet, sondern die Beschäftigung mit etwas anderem als gerade dem, was nach Mikat als naturwissenschaftlich technische und industrielle Zivilisation kritikwürdig erscheint.

4. Eine wichtige Variante der neuen Forderung nach Allgemeinbildung besteht schließlich auch darin, Inhalte, Inhaltskombinationen, Organisationsformen und Prinzipien sogenannter »klassischer« Allgemeinbildung insbesondere für die höhere Allgemeinbildung als unverzichtbar zu erklären, die sich als besonders selektionseffektiv erwiesen haben und geeignet erscheinen, den durch Bildung begründbaren Anspruch auf soziale Privilegierung (für erwünscht wenige!) zu rechtfertigen (vgl. dazu auch die Kritik an der »Überqualifikation«).

Anmerkungen

- 1 Bildung im Betrieb ist schon immer Kapitalverwertung. Dies ist nichts Neues. Mit der Expansion von betrieblicher Weiterbildung verschieben sich aber die Relationen im Bildungsbereich so, daß ein immer größerer Teil von Bildung Teil der Kapitalverwertung wird mit dem Effekt, daß die ökonomische Dienstbarmachung von Bildung zum dominanten Kriterium für Bildung und deren politischer und finanzieller Unterstützung und Förderung wird. Kriterien einzelbetrieblicher Rationalität im Konkurrenzsystem werden so zu Kriterien des gesamten Bildungssystems. Konsequenz ist in dieser Logik ein Leserbriefschreiber in der Süddeutschen Zeitung, der die Privatisierung der Erwachsenenbildung mit dem Argument fordert, daß diese Privatisierung ja bei der Müllabfuhr guten Erfolg gebracht hätte. Von neuem aktuell in diesem Zusammenhang ist der Aufsatz der Projektgruppe Automation und Qualifikation: Bildungsreform vom Standpunkt des Kapitals in: Das Argument 80, 15.Jg. 1973, 13-54
- 2 In diesem Zusammenhang geht es um die Problematik des Prinzips. Eine differenzierte Analyse des mit ihm Bezweckten und Erreichbaren/Unreichbaren muß einer eigenen Untersuchung vorbehalten bleiben — die H. Heid hofft, demnächst vorzulegen.

Theodor Bergmann

Gemeinsame Erklärung von SPD und SED: Friedensschluß zwischen Reformisten und Revolutionären?

Die Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED und die Grundwertekommission der SPD haben in (Ost-)Berlin und Bonn am 27. August 1987 die gemeinsame Erklärung »Der Streit der Ideologen und die gemeinsame Sicherheit« publiziert. Es handelt sich um eine Deklaration zweier politisch-ideologisch gegensätzlicher Parteien, die zwei verschiedenen Staaten, zwei gegensätzlichen Gesellschaftssystemen und politisch-ökonomisch-militärischen Blöcken angehören. Diese zwei Parteien konkurrieren nicht mehr um die geistige und organisatorische Vorherrschaft der gleichen Klientel, nämlich der deutschen Arbeiterbewegung, wie von 1914 bis 1933, danach in abgeschwächter Form im Widerstand bis 1945; Anfang der fünfziger Jahre lief dieser Kampf aus.

Die SPD anerkennt die Fakten

Ist die Erklärung ein Fortschritt? Ja. Denn sie unterstützt die Entspannungspolitik der SU und der DDR und stellt das Gegenteil zu dem Doppelbeschluß dar, den Bundeskanzler Helmut Schmidt 1980-81 in der SPD durchboxte. Es wäre schon erfreulich, wenn die Stimmung des unerbittlichen Antikommunismus damit beendet wäre. Im Prinzip erkennt die SPD, genauer, ihre Grundwertekommission damit die dauernde Existenz der DDR an, wie es schon Willy Brandt mit den Ostverträgen 1970/72 und dem Grundlagenvertrag von 1972/73 getan hat. Faktisch wird nun auch die Vorherrschaft der SED in der Arbeiterklasse der DDR anerkannt; damit werden die früheren Versuche der Erhaltung einer (illegalen) SPD aufgegeben. Aber wie weit wird diese Erklärung tatsächlich von der ganzen Partei einschließlich ihrer Rechten (Schmidt, Renger, »Kanalarbeiter«, Seeheimer Kreis) mitgetragen? Gesine Schwan etwa ist zutiefst betrübt, weil die SPD nunmehr die Legitimität des dortigen Systems anerkenne. Das Dokument »begründet eine prinzipielle Gemeinsamkeit von Sozialdemokraten und Kommunisten gegenüber allen anderen möglichen demokratischen Partnern«. Egon Bahr widerspricht ihr entschieden: Bei der SPD habe der Denkprozeß Zeit gebraucht. Aber die mögliche existentielle Bedrohung der Menschheit zwingt zu militärischer, nicht zu ideologischer Koexistenz (vgl. FAZ, 2.10.1987).

Rückblick auf die Spaltung

Was aber bedeutet die Erklärung für die Werktätigen, die Linke in der BRD? Den Rahmen für eine Beurteilung gibt ein notwendig sehr geraffter historischer Rückblick.

Die Spaltung der politischen Arbeiterbewegung in Revisionisten und Marxisten, in Reformisten und Revolutionäre, in Sozialdemokraten und Kommunisten hat in Deutschland eine lange Geschichte. Die Spaltung begann sich Anfang unseres Jahrhunderts abzuzeichnen und wurde für jedermann sichtbar mit dem Juli 1914: Fast die gesamte reformistische Führung schwenkte voll auf den Kriegs-

kurs der eigenen Bourgeoisie ein. Spartakusbund, USPD und KPD bildeten sich. Während des Revolutionsversuchs 1918-19 stand die SPD-Führung mit den reaktionären Kräften zusammen gegen die noch wenig organisierten Revolutionäre. Viele von diesen bezeichneten das in ihrem Zorn als Verrat an den gemeinsamen Zielen und hofften, die Massen der Werktätigen während des Kampfes oder der Kämpfe auf ihre Seite, die des unverfälschten Sozialismus, ziehen zu können. In ihrem radikalen Hoffen und im Kampf übersahen sie, daß die erfahrenen Reformisten die großen überparteilichen Klassenorganisationen weitgehend organisatorisch beherrschten; auch hatte ihr Versprechen eines »friedlichen HineinwachSENS in den Sozialismus« mehr Attraktion auf die kriegsmüden, ausgehungerten, noch nicht revolutionären Arbeiter als die Revolutionsaufrufe der jungen KPD. Aber die politisch unversöhnliche Spaltung war seit 1914 da, und ein Kompromiß zwischen den beiden Strategien war unmöglich. Der Sieg der russischen Revolutionäre 1917 und die sozialen und personellen Kosten der deutschen Konterrevolution befestigten die Überzeugung der deutschen Kommunisten und die Spaltung der deutschen und internationalen Linken.

Einheitsfronttaktik gegen den Klassenfeind

Nach dem Abklingen der revolutionären Welle in Deutschland und ganz Mitteleuropa wurde den Kommunisten das Kräfteverhältnis innerhalb der Arbeiterbewegung klar; sie erkannten, daß der Reformismus nicht durch die Revolution frontal besiegt, d.h. aus den Köpfen der Werktätigen entfernt und aus seinen organisatorischen Hochburgen (Gewerkschaften, Arbeitersport und -kulturbewegung, Konsumgenossenschaft) vertrieben werden konnte. Umgekehrt: erst wenn der Reformismus ideologisch besiegt, die Mehrheit der Werktätigen für den Kommunismus gewonnen war, war der Weg zur revolutionären Machteroberung in Staat und Gesellschaft frei. Schon Rosa Luxemburg hatte dies erkannt und als einen wesentlichen Unterschied zu Strategie und Taktik der siegreichen Oktoberrevolution formuliert.

Aus dieser Erkenntnis entwickelten deutsche und russische Kommunisten gemeinsam die Einheitsfronttaktik: Im gemeinsamen Kampf aller Werktätigen um die täglichen Probleme und Nahziele sollten die sozialdemokratischen Arbeiterinnen und Arbeiter die begrenzte Reformierbarkeit der bürgerlichen Demokratie erfahren und zugleich die Kommunisten als ebenso gute Kämpfer für Reformen wie auch als bessere, weitsichtigere Führer im Kampf um Endziele erkennen. Voraussetzung für diesen gemeinsamen Tageskampf in Einheitsfront war, daß man das Faktum der reformistischen Dominanz erkannte und durch offizielle Vorschläge an die Führungen von SPD, ADGB, AfA-Bund anerkannte.

Die Leninsche Einheitsfronttaktik geriet jedoch nach erfolgreichen Jahren ab 1924 in den Strudel der internen Kämpfe zwischen Ultralinken, Linken, Versöhnlern und Rechten in der KPD. (Die Ausdrücke waren aus dem Russischen übersetzt!) Die letzten zwei Fraktionen wollten sie fortsetzen und besonders im Kampf gegen den heraufziehenden Faschismus anwenden. Die Linken und Ultralinken ersetzten sie durch die »Einheitsfront von unten«, das Gegenteil

der Einheitsfront, weil sie die Kampfführung durch die KPD als Voraussetzung forderte und damit die reformistische Vorherrschaft zu ignorieren versuchte. Die absurde Sozialfaschismus-Theorie verschärfte die Gegensätze innerhalb der Arbeiterklasse, die gerade in dieser Zeit der Einheitsfront dringender bedurft hätte denn je, um sich der existentiellen Gefahr für alle ihre Richtungen erfolgreich zu erwehren. Unter der Scheinparole »Klasse gegen Klasse« beschimpften nun KPD-Mitglieder ihre Klassengenossen als Sozialfaschisten, während umgekehrt die SPD mit »Kozis, Kommunazis, rotlackierte Nazis« replizierte.

Wunsch nach Zusammenarbeit und Einheit

Nach der kampflosen, demoralisierenden gemeinsamen Niederlage von 1933 trafen sich die zerstrittenen Klassengenossen in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern des Dritten Reiches wieder und rückten in manchen Lagern solidarisch zusammen, leider nicht in allen. Eines der Ergebnisse dieser neuen Erfahrung der passiven Gemeinsamkeit im Leiden war das Buchenwald-Manifest von 1945, das die aktive Gemeinsamkeit der deutschen Linken beschwor, die sich nie mehr auseinanderdividieren lassen wollte. Wie sehr das dem Wunsch vieler Werktätigen entsprach, zeigte sich in den zahlreichen antifaschistischen Aktionsausschüssen, die sofort nach dem Zusammenbruch der faschistischen Herrschaft öffentlich aktiv wurden und u.a. lebenswichtige Verwaltungsaufgaben wahrnahmen.

Das jedoch entsprach nicht den Vorstellungen der Besatzungsmächte in West und Ost. Jede selektierte und brachte ihre Emigranten zurück in ihre Besatzungszone, ließ unliebsame Emigranten vor der Tür und lizenzierte nur ihr genehme politische, gewerkschaftliche und andere Organisationen. Da die KPD vor Beginn des kalten Krieges durchaus bereit war, sich in den drei Westzonen den Besatzerwünschen zu fügen, wurde sie gleichfalls lizenziert sowie in die von den fremden Militärs genehmigten Länderregierungen aufgenommen. Die KPD-Arbeitsminister durften dann die Streiks bremsen und hindern, die sich gegen die Ausbeutung durch deutsche Unternehmer und die Ausplünderung durch die Besatzungsmächte richteten.

Zwei Staaten — zwei Arbeiterbewegungen

Die »führenden« politischen Arbeiterorganisationen entwickelten sich nun völlig unterschiedlich, ja gegensätzlich. In der sowjetischen Besatzungszone, später DDR, erzwang die Sowjetische Militärverwaltung die Vereinigung von SPD und KPD zur SED, was den Widerwillen auch vieler zusammenarbeitsbereiter Sozialdemokraten hervorrief; allmählich verschwand dort die SPD, einschließlich ihrer illegalen Fortsetzungsversuche. Die SED beherrschte die Arbeiterbewegung, zum Teil mit administrativen Mitteln, weniger durch ihre Überzeugungskraft. In den drei Westzonen verfolgte die SPD unter Kurt Schumacher einen scharf antikommunistischen und antisowjetischen Kurs und kam damit den Erwartungen der Besatzungen im Zeichen des beginnenden kalten Krieges sehr entgegen. Die KPD demonitierte sich selbst und vertrieb ihre Anhänger durch ihre freiwillige stalinistische Ausrichtung und Unterwerfung unter alle Anweisungen

aus Ostberlin. Hatte sie 1949 noch 14 Abgeordnete in den 1. Bundestag in Bonn entsandt, war sie bei ihrem Verbot 1956 ohne jeden Massenanhang, zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Seitdem beherrscht die SPD fast unbestritten die westdeutsche Arbeiterbewegung. Das änderte sich auch nicht nach der Wiedenzulassung der nun DKP genannten Partei unter dem Justizminister Gustav Heine-mann (SPD) im Jahre 1968. Stupider Antikommunismus und Antisowjetismus führten Willy Brandt zum Radikalenerlaß und Helmut Schmidt zum Doppelbeschluß; mit diesen beiden »Heldentaten« band sich die SPD selbst Mühlsteine um ihren Hals.

Die SPD integriert sich

Damit war vorerst die Auseinandersetzung zwischen SPD und KPD um den Weg und das Fernziel der Arbeiterbewegung und die geistige Konkurrenz um die Herzen und Hirne der Werktätigen beendet. Die fortdauernde schwere Krise und Ohnmacht der nun nicht mehr gespaltenen westdeutschen Arbeiterbewegung einschließlich der SPD beweist, daß die Krise nicht Folge der Spaltung war und daß Einigkeit allein — ohne revolutionäre Kampfziele — noch keine Stärke bedeutet.

In Godesberg verzichtete die SPD auch formal auf den Sozialismus als Fernziel und fand sich endgültig mit der »westlichen Demokratie« ab, als deren Vertreterin sie sich in der gemeinsamen Erklärung bezeichnet. Damit können wir westdeutschen Marxisten uns nicht zufriedengeben, die wir eine radikale Veränderung unserer Gesellschaft anstreben. Denn wir halten sie für dringend reformbedürftig, aber die herrschende Klasse kaum für reformfähig, eher für restaurationswütig. (In dem Dokument allerdings bescheinigt die SED dem politischen System der BRD die Reformfähigkeit.) Mag die SPD-Führung zufrieden sein, wenn sie gelegentlich Minister stellen darf, sogar in Bonn. Wir wollen die großen strukturellen Mängel unseres Systems und seine politischen Fehlentwicklungen, die Inferiorität der Werktätigen, die faktische politische Herrschaft der ökonomisch Mächtigen, ihren Militarismus und Revanchismus beseitigen und eine sozialistische Demokratie an deren Stelle setzen, würdig einer geistig reifen, demokratisch erfahrenen und verfaßten, technologisch geschulten Arbeiterklasse und ihren Verbündeten.

Je mehr sich im sozialistischen Lager die Reformpolitiken durchsetzen, um so mehr müssen wir wieder unsere Gesellschaft in diesem unserem Lande kritisch durchleuchten; um so eher werden wir auch Gehör für eine sachgerechte, nicht übertreibende Kritik finden. Wir jedenfalls dürfen uns mit der politischen Alleinherrschaft der SPD in der Arbeiterbewegung nicht abfinden, während die SED das tun muß. Die DKP allerdings ist dieser Herausforderung in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht gewachsen.

Frieden — Koexistenz — Revolution

Besonders deutlich wird die internationale Ebene der Gespräche und des Dokumentes bei den Fragen von Abrüstung, Friedenssicherung, Koexistenz. — Selbstverständlich wird jeder revolutionäre Marxist diese Wünsche der soziali-

stischen Länder akzeptieren und unterstützen. Ebenso ist klar, daß es nicht deren Aufgabe sein kann, die Revolution in andere Länder zu tragen, vielmehr nur ihre eigene Revolution gegen äußere Intervention zu verteidigen und den Sozialismus bei sich aufzubauen. Je besser sie das vollbringen, je demokratischer sie den Sozialismus gestalten, um so mehr erleichtern sie den Sozialisten im Kapitalismus ihre politische Arbeit, ohne sie je ersetzen zu können. Im höchsten Fall könnte man erwarten, daß sie sich international bemühen, den Export der Konterrevolution zu verhindern, allerdings ohne sich dabei selbst in Gefahr der militärischen Konfrontation zu begeben. Zwei Fragen stellen sich jedoch:

(1) Können Sozialisten in kapitalistischen Ländern, die militärisch gegen sozialistische Länder rüsten, sich damit begnügen, sowjetische Initiativen durch Reden und Unterschriftensammlung zu unterstützen? — Nein. Vielmehr müssen sie eigene Initiativen entfalten und mit eigenen, spezifischen, passenden Mitteln und Formen die eigenen Regierungen zu kontrollieren und unter Druck zu setzen versuchen. Auch die bisherigen Aktionen der begrüßenswerten Friedensbewegung genügen nicht; Verstetigung, Ausdehnung auf die Betriebe und die Massen der gewerkschaftlich Organisierten, Intensivierung sind notwendig.

(2) Müssen Revolutionäre auf ihren Kampf um soziale Befreiung verzichten, wenn die Supermacht USA als Weltpolizist des Kapitalismus mit nuklearen Waffen und Krieg droht? — Natürlich sind Revolutionen immer in weltpolitische Verhältnisse eingebunden, die von Revolutionären beachtet werden müssen. Die Gefahr eines nuklearen Krieges infolge aggressiver kapitalistischer Weltmachtspolitik muß berücksichtigt werden. Aber der Klassenkampf kann nicht allein wegen des vorrangigen Friedensinteresses der sozialistischen Länder aufgegeben werden. Vielmehr ist kapitalistischen Versuchen der Intervention durch verstärkte Mobilisierung der einheimischen Kräfte der Revolution und der internationalen Solidarität in den kapitalistischen Ländern zu begegnen. Dabei sind nicht nur unterschiedliche Methoden, sondern auch vorübergehende Interessengegensätze zwischen neuen revolutionären Bewegungen und etablierten sozialistischen Staaten durchaus denkbar. Für die BRD ist das ferne Theorie, aber für Kuba 1959 oder Nicaragua heute waren und sind das brennende Probleme. Insoweit ist die Stellungnahme der SED in der Erklärung nur für ihre Seite maßgebend.

Die Linke in der BRD kann sich daher mit dieser gemeinsamen Erklärung nicht begnügen, selbst wenn sie als Fortschritt der SPD und ihres Denkens zu werten ist. Auch die deutsche Arbeiterbewegung ist durch und seit 1945 in zwei völlig verschiedene Arbeiterbewegungen getrennt worden, mit je spezifischen Aufgaben. Gilt es in der DDR, die von der Roten Armee geschaffenen sozialistischen Produktionsverhältnisse zu verteidigen und zu verbessern und den Sozialismus demokratisch zu gestalten, so bleibt in der BRD die historische Aufgabe, die Herrschaft des gefährlichen deutschen Kapitalismus durch eine sozialistische Demokratie zu ersetzen. So verschieden die Aufgaben, so verschieden müssen die Bewegungen, ihre Methoden und Aktionsformen sein. Diese müssen hier in den Bewegungen selbst gefunden, nicht in einem fernen Generalstab erfunden werden. Aber die Formen der politischen Auseinandersetzung zwischen Linken und Rechten in der Arbeiterbewegung, der Kampf um die richtigen Wege im Klassenkampf könnten von den neuen »Grundregeln einer Kultur des politischen Streits« wohl profitieren.

Kongreßberichte

International Impacts of Emerging Information Technologies

Deutsch-Amerikanische Konferenz, veranstaltet von der Vesper Society und dem Leiterkreis der Evangelischen Akademien in Deutschland e.V. Pacific Grove, Kalifornien, 1.-4. Oktober 1987

Am ersten Morgen dieses unwirklichen Ganges in einer anderen Welt, noch den verlorenen Schlaf in den Augen, fällt der Blick auf das Unerwartetste in den Vereinigten Staaten: Glasnost, wenn auch nur auf einem T-Shirt in einem jener zahlreichen Andenkenkioske auf der alten Anlegestelle in Monterey. Und Glasnost war auch einer der Bezugspunkte auf der Konferenz im engagiert vorgetragenen Beitrag »Frieden durch neue Technologie« eines »Technikoptimisten« (Carlson) aus einem Forschungsinstitut in Palo Alto. Die neuen Technologien, so seine These, würden eine weltweite Demokratisierung und horizontale Kommunikationsstrukturen, kurz, die »Weltgesellschaft« ermöglichen. Hierarchisch zentralistische Organisationsformen, wie die der bisherigen Parteiführung in der Sowjetunion, seien auf der Basis der Großen Industrie realistisch gewesen. Die Dezentralisierung der Entscheidungsfindung sei eine notwendige Bedingung für die neuen Technologien — auf dieses Erfordernis antwortete Glasnost. Alte Modelle der Profiterlangung würden ebenso obsolet wie die Verelendung der Massen, denn Wissen und Können müßten so allgemein werden, daß jedes Individuum die Verkörperung des neuen technologischen Wissensstandes sei. Dies sei dann das Ende von Ausbeutung und Krieg, da es jenseits der Menschen nichts mehr zu erobern gebe. Rohstoffe würden weniger wichtig, und Konflikte zwischen Nationen würden in Zukunft ausschließlich auf politischer Ebene stattfinden, nicht mehr auf der ökonomischen. Im Namen dieses Modells rationaler Technologie diskutierte er schwungvoll die Möglichkeiten sämtlicher Nationen, an der Welt der Zukunft teilzunehmen und rief auf um Hilfe für die »sad quarters of the world«, die lateinamerikanischen und afrikanischen Länder, die erst noch Nationen mit vernünftigen Regeln werden müßten, um den Einstieg in die technologische Zukunft zu finden. Noch bevor eine linke Kritik solch emphatischen Optimismus durch Verweise auf die Machtverhältnisse, auf tatsächliche Ausbeutung insbesondere der Dritten durch die multinationalen Konzerne der Ersten Welt und ihre Verschärfung gerade durch die neuen Technologien auf die Ebene der Produktionsverhältnisse verweisen konnte, folgte von westdeutscher Seite ein Beitrag aus dem Unternehmerverband »Elektronik« (Reckel) mit Klagen und Daten zum Preisverfall und Innovationstempo im elektronischen Sektor, zum schlimmen Japanproblem, zu den neuen Marktmächten Taiwan und Korea. Unvermutet findet sich die kritische Teilnehmerin eingeschlossen in ein »wir«, welches gegen die USA um Marktchancen streitet, mit der Sowjetunion Handel treiben möchte und »eine gemeinsame Philosophie« vertritt. Dies ist einer der Sauna-Effekte solcher Konferenzen der Evangelischen Akademien in Westdeutschland, daß sie die unterschiedlichen Standpunkte in der Gesellschaft an einen Tisch zusammenbringen. Staatsvertreter, Unternehmer, Wissenschaftler der verschiedenen Richtungen, Gewerkschafter und eben die zumeist männlichen Vertreter der Kirche diskutieren das Thema der Konferenz in der Illusion einer gesellschaftlichen Machtverteilung, die ihrer Teilnahme an der Tagung entspricht. Die Anordnung verhindert, daß man sich schnell auf die gekannten Oppositionen einschießt. Im Wechselbad der Standpunkte und Positionen heißt es ständig umlernen, eigenartige Bündnisse schließen, und vor allem: Informationen einholen. Daß man vier Tage zusammenlebt, noch dazu in einer so unwirklich schönen Welt wie sie das Konferenzzentrum an der Pazifikküste Kaliforniens bietet, hat eigentümlicherweise nicht das Resultat, daß die Weltprobleme durch den Diskurs der unterschiedlichen praktischen Standpunkte lösbar scheinen. Umgekehrt fand ich eher

das Bewußtsein dafür geschärft, daß die einzelnen Menschen zwar Artikulatoren der Interessenstandpunkte sind, von ihrem guten oder schlechten Willen aber die Strukturprobleme der Weltgesellschaftsordnung nicht abhängen. Die Anwesenheit der Vertreter gesellschaftlicher Interessen hatte zudem den Effekt, daß die Abgehobenheit mancher intellektueller Diskurse wie in einem Lehrstück vorgeführt wurde. So erfuhren wir u.a., daß unter der Oberfläche diplomatischer Rechtsauslegungen längst ein reger Datentransfer (mobile Geschäfte) zwischen Ost und West stattfindet (Bahr); daß die Supermächte die Medienunterstützung in der Dritten Welt als Entpolitisierungsprozeß betreiben und daß im westdeutschen Fernsehen weniger als ein Prozent der Filme aus der Dritten Welt kommen (Heßler); wir bekamen eine Ahnung von der Eliteschulung in den USA durch die Art, wie über Indiens Eliteausbildung berichtet wurde (Rogers), um schließlich die Vorstellungen von Gerechtigkeit, Freiheit und sinnvoller Arbeit, verbunden mit dem Aufruf, die Fähigkeiten des Menschen zu studieren, soweit sie eben nicht von Maschinen übernommen werden können, aus dem Munde eines Siemensdirektors (Günther) zu hören, nachdem in der Sitzung davor die Lage der Arbeiter im Silicon Valley außerordentlich kritisch (Eisenscher) beleuchtet worden war. Interessant war mir auch die Kritik an der Benutzerfreundlichkeit der Technik, die als zunehmende Intransparenz und daher Beförderin magischen Denkens vorgeführt wurde (Cook). Auf diesem Jahrmarkt der Themen und Standpunkte war es fast weniger schwierig, meinen Beitrag zur Funktion des Weiblich-Privaten in der Diskussion um die neue Technologie zu diskutieren, als sich auf die universitären Höhen des ewigen Diskurses (Hilke) aufzuschwingen. Gleichwohl war die Diskussion dieser letzten der sechs Sitzungen der Konferenz wohl die beste, da die Provokation, sich nach den vielen Stunden der Konfrontation mit praktischen Problemen und Interessen auf die Ebene des diskursiven Ringens um Ethik zurückziehen zu sollen, den dringenden Widerspruch nach praktischem Handeln hervorrufen mußte.

Am Ende stellte sich für einige Teilnehmer die Frage nach dem Sinn solcher aufwendigen Konferenzen, in denen im vorliegenden Fall 24 Menschen aus der Bundesrepublik Deutschland über den Atlantik und den nordamerikanischen Kontinent geflogen wurden, um am Pazifik auf etwa ebensoviel US-Teilnehmer zu stoßen. Setzt man die Meßlatte an den Gewinn an theoretischem Wissen, so muß die Antwort eindeutig negativ ausfallen. Die Art des Lernens, die hier organisiert wird, ist eine andere. Die Aufregung, in die die Mischung der Nationen und der gesellschaftlichen Standpunkte die Teilnehmer versetzt, gleicht eher einem Gewitter, welches uns nötigt, unser Verhältnis von Denken und Handeln und unsere Haltung wieder und wieder zu überprüfen. Für diese Art »menschlicher Schulung« war es schließlich schade, daß nicht nur — wie gewöhnlich — fast keine Frauen zu den Teilnehmern gehörten; die Vesper Society war zudem mit ausschließlich weißen Teilnehmern angetreten in einem Land, in dem die Völkervielfalt schon im Konferenzzentrum selbst zum Erscheinungsbild gehört. In einer Konferenz, welche vom Verhältnis zur Dritten Welt handeln will, wäre die Teilnahme der eigenen ethnischen Kulturen sicher ein notwendiges Desiderat gewesen. Schließlich noch eine Beobachtung am Rande: Bei der allgemeinen Vorstellung fühlten sich die männlichen Teilnehmer verpflichtet, ihren jeweiligen Familienstand und die Anzahl der Kinder als wichtige Merkmale ihrer Persönlichkeiten mit anzugeben, während die vier anwesenden weiblichen Teilnehmerinnen, für deren Lebenslauf und berufliche Stellung die Tatsache von Ehemann und Kindern auf jeden Fall bedeutsam war, diesen Umstand allesamt nicht einbrachten.

Frigga Haug (West-Berlin)

Zukunft der Industriegesellschaft

Angst und Hoffnung. Zur Ambivalenz der Moderne. Erste SPÖ-Sommerwerkstätte vom 2. bis 6. September in Steyr (Oberösterreich)

Bewußt wurde der Ort der Veranstaltung nach Steyr verlegt. Sie fand im dortigen Industriemuseum statt, in dem die Ausstellung »Arbeit—Mensch—Maschine« mit ihrem Überblick über die Entwicklung industrieller Arbeit einen geeigneten Rahmen abgab. Aber Steyr ist eine Krisenregion: die mit 8,2 % überdurchschnittliche Arbeitslosenrate (der Durchschnitt liegt bei 4,4 %) wird sich weiter erhöhen. Von den derzeit ca. 6500 Beschäftigten der Steyr-Daimler-Puch-AG sollen über 800 entlassen werden. Steyr ist auch eine Hochburg der Arbeiterbewegung. Die Februarkämpfe 1934 gegen das kleinal-faschistische Dollfuß-Regime nahmen in dieser Region ihren Anfang.

»Vor Ort« also sollten die rund 400 Teilnehmer/innen die drängendsten Fragen der westlichen Industriegesellschaften diskutieren. Fragen der Arbeitslosigkeit und die von der österreichischen SPÖ-ÖVP-Koalition beschlossenen Privatisierungen und Einsparungen im Sozialbereich (und hier v.a. bei Arbeitslosen-Projekten) standen im Mittelpunkt der Podiumsdiskussionen, an denen auch Bundesminister teilnahmen. Der ebenfalls erstrebte rot-grüne Dialog geriet demgegenüber ins Hintertreffen. Die eingeladenen bundesdeutschen Grünen, Jutta Ditfurth und Joschka Fischer, hatten ihre Teilnahme kurzfristig abgesagt.

Peter Glotz entwickelte in seinem Einleitungsreferat eine Strategie, wie »die Linke« wieder mehrheitsfähig werden könne: Sie *müsse* sich dem Fortschrittsgedanken wieder positiv annehmen und das Projekt der Aufklärung fortsetzen. Konkret bedeute das eine positive Haltung zu neuen Technologien, die Förderung innovativen unternehmerischen Handelns und den Abschied von der Idee umfassender staatlicher Lenkung. Wie das Kapital müsse sich auch die Linke internationalisieren, will sie an der Spitze dieser Modernisierungsbewegung stehen. Bei den abendlichen »Stammtischgesprächen« mit der Prominenz räumte Glotz ein, daß zu diesem Modernisierungsprozeß des europäischen Kapitalismus auch die Ausweitung der Arbeitnehmer-Mitbestimmung gehöre.

Die Diskussionspodien der nächsten Tage beschäftigten sich mit folgenden sechs Themenbereichen: »Zweidrittel oder ganz« — die Entwicklung zur Ausgrenzung großer Bevölkerungsteile aus dem Arbeits- und Lebensprozeß; »Schöne neue Welt« — die Möglichkeiten und Gefahren der neuen Kommunikationstechniken und Überwachungssysteme; »Moderne Zeiten« — Sinn und Unsinn der Hochtechnologien; »Verwalten oder Gestalten« — über die Chancen einer Politik, die die anstehenden Arbeitsmarkt- und Umweltprobleme bewältigen will; »Fordismus und Postfordismus« — Tendenzen in der Organisation industrieller Massenproduktion; »Ende oder Wende« — die Bewältigung der Vergangenheit und die »Überwindung« des alten Fortschrittsdenkens in der »Postmoderne«.

Die abschließende Podiumsdiskussion, an der Bundeskanzler Vranitzky (SPÖ), ein Unternehmer, ein Gewerkschafter und Arbeiterkammer-Präsident, ein alternativer Wirtschaftsforscher sowie Willi Hoß von den bundesdeutschen Grünen teilnahmen, verdeutlichte das Dilemma der gesamten Sommerwerkstätte. Da sich auf Grund der aktuellen Krisenprozesse die Diskussion auf die derzeitige Privatisierungs- und Sparpolitik der österreichischen Bundesregierung konzentrierte, nutzten deren Vertreter jede Gelegenheit zur Rechtfertigung. Andererseits wurden nur zaghaft neue Wege des Denkens und der Problemlösung eingeschlagen.

In Österreich existiert eine alte und unhinterfragte Tradition der Sozialpartnerschaft. Die Loyalität mit der SPÖ ist außerordentlich hoch, so daß z.B. die Kritik des Publikums an der SPÖ-Politik oft einen appellativen Charakter annahm. Gegen den isolierten Standpunkt von Willi Hoß, er lehne die gegenwärtige Industriegesellschaft ab, weil sie

die Zukunftsprobleme nicht lösen könne und die Abhängigkeiten der Entwicklungsländer von den Industrienationen festschreibe, meinte Vranitzky, er habe nichts gegen multinationale Konzerne, solange es österreichische seien und von gut denkenden kapitalistischen Managern geführt würden. Der Gewerkschafter wiederum brachte es über eine keynesianische Politik der Nachfragesteigerung, wenn auch unter ökologischen Gesichtspunkten, nicht hinaus. Damit ist die Strategie von Peter Glotz innerhalb der SPÖ mehrheitsfähig.

Dennoch wurden Gegenbewegungen sichtbar. Die Kritik an Partei- und Gesellschaftsstruktur, an mangelnden Beteiligungsmöglichkeiten und personeller Verfälschung wurde auch in Steyr artikuliert. Den organisatorischen Rahmen aber, der nach Ansicht der Kritiker zur Verwirklichung von Alternativen genutzt werden kann, bildet die SPÖ. Die österreichischen Grünen kommen wegen ihrer konservativen Grundtendenz für viele nicht in Frage.

Daß es den Veranstaltern nicht nur darum ging, neue Diskussionen in Gang zu setzen, sondern diese Diskussionen auch an die SPÖ zu binden, wurde abschließend zugegeben. Im nächsten Jahr soll die zweite Sommerwerkstatt veranstaltet werden, wieder in Steyr. Für den ausländischen Teilnehmer ergab sich ein aufschlußreicher Einblick in die Kultur und Politik der österreichischen Arbeiterbewegung, die sich in ungeahnt vielfältiger Weise von der in der BRD unterscheidet. Steffen Rink (Marburg)

Der Beitrag der Wissenschaften zur Konstitution ethnischer Minderheiten

Zentrum für interdisziplinäre Forschung, Bielefeld, 13. bis 16. September 1987

Bei dieser Tagung ging es endlich einmal nicht um die umstandslose Untersuchung von ethnischen Minderheiten (Migranten), sondern um eine kritische Selbstreflexion der Migrantenforschung, in deren institutionell verankertem Teil (zumindest in der Bundesrepublik) Angehörige der ethnischen Mehrheit dominieren. Der mit dieser neuen Fragestellung vorgenommene Perspektivenwechsel nimmt zur Kenntnis, daß nicht die ethnischen Minderheiten das Problem darstellen, sondern die sogenannten Aufnahmegesellschaften. Auch durch die Teilnahme von WissenschaftlerInnen aus Großbritannien, Frankreich, Griechenland, Dänemark, Österreich, Italien, den USA, Australien und der Bundesrepublik hob sich die Tagung positiv von ähnlichen Veranstaltungen hierzulande ab.

Die Veranstalter, Eckhard Dittrich und Frank-Olaf Radtke (Universität Bielefeld) vertraten den Standpunkt, »Ethnizität« sei ein »Paradebeispiel für die 'Durchwissenschaftlichung' von Gesellschaft, bei der wissenschaftliche Konstrukte selbst gesellschaftliche Problemdeutungen und -lösungen erzeugen«. Ein Teil der Diskussion kreiste demgemäß immer wieder darum, ob es denn »Ethnizität« überhaupt »wirklich gäbe«. Micha Brumlik (Heidelberg) gab zu bedenken, daß die Feststellung, etwas sei ein soziales Konstrukt, noch nichts über dessen Realitätsgehalt aussage.

Die angelsächsische Diskussion konzentriert sich weniger auf »Ethnizität« als auf die Begriffe »Rasse« und »Rassenbeziehungen« (race relations). Es kam darüber zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen John Rex (Warwick) und Robert Miles (Glasgow). Miles kritisierte die bisherige marxistische Wissenschaft, weil sie dem Konzept der »Rasse« nichts Eigenes entgegengesetzt habe. Zwar hätten die meisten Marxisten die Existenz verschiedener Rassen bestritten und die Verwendung des Rassenbegriffs in liberalen Theorien kritisiert, hätten ihn jedoch selbst weiterhin als analytische Kategorie verwendet. Auf diese Weise reproduzierten sie ungewollt die Ideologie, es gäbe verschiedene menschliche Rassen. Ähnlich, wenn John Rex von »race-relations« spreche: Rassenbeziehungen setzten die Existenz verschiedener Rassen voraus. (Ein entsprechendes Argument ist aus der BRD-Diskussion bekannt, wo gesagt wird, man

könne hier nicht von Rassismus sprechen, da es sich nicht um Konflikte zwischen verschiedenen Rassen handele.) Miles schlug vor, statt von »Rasse« von Ausgrenzungspraktiken, Rassismus und »racialization« (Konstituierung einer Gruppe als »Rasse«) zu sprechen. So könnten *Prozesse* analysiert werden, und man käme nicht so leicht in Versuchung, »Rasse« als einen fertig vorgegebenen Sachverhalt zu begreifen.

In Frankreich, so berichtete Giles Verbunt (Paris), sieht die theoretische Landschaft völlig anders aus. Dort benutzt man weder den Begriff der »Rasse« noch den der Ethnizität. Letzterer ist in Frankreich mit dem Leben in Stammesgemeinschaft verknüpft. Bezeichnet man eine Gruppe als ethnisch, so bedeutet dies, sie ist »unzivilisiert«. Es gibt den Begriff der verschiedenen Kulturen, mit dem aber vor allem die alteingesessenen Gruppen, wie Katalanen, Bretonen, Basken usw., gemeint sind. Erst in jüngster Zeit sind überhaupt Forschungen zu den Einwanderern aus Nordafrika und zum neuen Rassismus in Gang gebracht worden. Die Schwierigkeit der Situation erläuterte Verbunt am Beispiel einer Kommission, die noch unter der sozialistischen Regierung zum Abbau des Zentralismus eingerichtet wurde. Sie hieß zunächst »Kommission für die französischen Kulturen« und wurde nach heftigem Protest der Einwanderer in »Kommission für die Kulturen in Frankreich« umbenannt. Der Referent, ein in Frankreich lebender Niederländer, wurde dann als Vertreter aller Einwanderergruppen in die Kommission berufen: weil es gegen ihn keine Proteste zum Beispiel vom Vertreter der jüdischen Gemeinschaft gab, der sich gegen die Ernennung eines Arabers gewandt hätte.

Einen zweiten Diskussionsstrang bildete das Verhältnis von »Rasse«, Ethnizität, Klasse und Geschlecht. Für Rex bestand der Unterschied zwischen Klassen- und Rassenunterdrückung darin, daß Klassenunterdrückung ein indirekter struktureller Effekt des Arbeitsmarktes ist, während Rassenunterdrückung direkt und unmittelbar ist. Castles formulierte in Anlehnung an Stuart Hall, daß schwarze Arbeiter die Klassenbeziehungen als »Rassen«- bzw. ethnische Diskriminierung erfahren. Eine andere Perspektive führte Joe R. Feagin (USA) ein, der die Rolle der weißen Arbeiterklasse bei der Ausgrenzung und Diskriminierung schwarzer Arbeiter hervorhob. Sie leisteten »bessere Arbeit« als Staat und Kapital, um schwarze Arbeiter aus dem Arbeitsprozeß herauszuhalten. Beziehungen zum Geschlechterverhältnis wurden lediglich von Stephen Castles (Australien) angesprochen, der den Feminismus als eine wichtige Strömung in Australien hervorhob, die versuche, das Augenmerk z.B. auf die Art und Weise zu lenken, wie Einwandererfrauen im Reproduktionsprozeß als soziale Subjekte konstituiert werden, und wie dies in Zusammenhang oder Gegensatz zur herrschenden geschlechtlichen Arbeitsteilung im Herkunftsland bzw. in Australien stehe.

Die deutsche Diskussion zentriert sich überwiegend um Begriffe wie »kulturelle Identität«, »Kulturschock«, »nationale Identität«, wobei die Frage nach den gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die in der angelsächsischen Diskussion im Zentrum stehen, meist ausgeklammert bleibt. Die deutschen Referenten der Tagung folgten in gewisser Weise dieser Diskussionskultur, wenn auch kritisch: Sie wandten sich gegen die bisherige »kulturdeterministische« Migrationsforschung, blieben aber dem Thema der »Kultur« verhaftet. Hartwig Berger (West-Berlin) förderte eine Migrationsforschung, die »Migration im Kontext der kulturellen Formation, vor allem aber der De-Formation in Mehrheit wie Minderheiten der spätkapitalistischen Gesellschaft untersucht«. Dagegen meinte Gero Lenhardt (West-Berlin), es gäbe keine kulturelle Identität, vielmehr seien Arbeiter, gleich, ob deutscher oder anderer nationaler Herkunft, am Arbeitsplatz nur Arbeiter, Wertproduzenten; so wie SchülerInnen vor allem unter Lehrern, Schulnoten und den Schulstrukturen zu leiden hätten, unabhängig von ihrer nationalen Zugehörigkeit. Franz Hamburger (Mainz) sah in der Forderung nach allgemeiner und gleicher Schulbildung für alle einen Ausweg aus den Defizittheorien der »Kulturschock-

theoretiker«. Brumlik schloß seinen Kurzüberblick über die Geistesgeschichte mit der Frage ab, ob nicht der Verzicht auf eine Universalgeschichte und die Betonung unterschiedlicher Kulturen notwendig auch die Umdeutung der Geschichte auf Naturtatsachen mit sich bringe und so ein Einfallstor für rassistisches Denken sei.

Im deutschen Diskussionszusammenhang fällt es offenbar schwer, Unterschiede nicht-hierarchisch zu denken. So gerät die Kritik am Kulturdeterminismus zur Leugnung kultureller Unterschiede und landet beim Universalismus. Sieht man jedoch genauer hin, entpuppt dieser sich gerade als das Festhalten an einer spezifischen Kultur, nämlich der eigenen mitteleuropäischen, die dann als allgemeingültig gedacht wird. Wenn beispielsweise auf die Frage, wo denn in einem Konzept »gleicher Bildung für alle« das Recht der Einwanderer auf ihre Muttersprache bleibe, geantwortet wird, dies sei eine zweitrangige Frage, die zudem die Gefahr berge, Kinder einer einseitigen nationalen Erziehung (des Herkunftslandes) aussetzen zu wollen, so ist diese Antwort nur dann logisch, wenn die deutsche Regelschule eben nicht als einseitige, sondern als Vermittlerin »allgemein anerkannter Denkweisen« (Hamburger) begriffen wird.

Im letzten Teil der Tagung ging es um die Frage, ob die Minderheiten eine eigene Wissenschaft brauchen. Hier kamen Referenten und eine Referentin zu Wort, die selbst als Minderheiten in einem Land leben: Zwei Slowenen aus Österreich und Tove Skutnabb-Kangas, eine Finnin, die in Dänemark lebt. In beiden Referaten ging es darum, inwieweit die Zugehörigkeit eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin zur ethnischen Minderheit oder Mehrheit einen Einfluß auf ihre wissenschaftlichen Ergebnisse habe. Tove Skutnabb-Kangas stellte ihre eigenen und die Ergebnisse anderer skandinavischer ForscherInnen vor. Wer die Entwicklung feministischer Wissenschaften verfolgt hatte, war nicht erstaunt: ForscherInnen, die den Minderheiten angehörten, könnten im allgemeinen besser mit ihnen kommunizieren, würden andere Fragen stellen und häufig andere, emanzipatorische Zielsetzungen mit ihren Forschungen verfolgen. Die Referentin trat deswegen dafür ein, die Schranken zu beseitigen, die die Mehrheitsgesellschaften und ihre wissenschaftlichen Institutionen den Minderheiten entgegensezten und forderte mehr Forschungsmöglichkeiten für Angehörige der Minderheiten. Kein Beitrag wurde so grundlich mißverstanden wie dieser: Man unterstellte der Referentin z.B., sie habe behauptet, Angehörige der Minderheiten seien per Definition bessere Forscher; man warf ihr vor, die Minderheitenforschung in ein Ghetto sperren und von der normalen akademischen Wissenschaft isolieren zu wollen.

Am Ende schien die Diskussion der vergangenen Tage vergessen, in der es ja darum gegangen war, der sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Kategorien nachzugehen. Man ging schließlich so weit, energisch zu bestreiten, Wissenschaft habe überhaupt etwas mit sozialer Erfahrung zu tun: Sie folge vielmehr universellen Prinzipien und müsse vor allem gute Wissenschaft sein. (Wer wollte letzteres bestreiten? Aber es ist bemerkenswert, daß die Frage der Qualität von Wissenschaft in dem Moment aufkam, als es um die Andersheit der wissenschaftlichen Arbeit von Angehörigen ethnischer Minderheiten ging! Eine weitere Parallele zu Argumentationsfiguren, denen sich die feministische Wissenschaft stellen muß[te].) Zuguterletzt erfuhren wir sogar noch, was es bedeutet, ein Akademiker zu werden: Es bedeutet, die soziale Gruppe, aus der man kommt, zu verlassen — und sich hinfort im Reich der Objektivität zu bewegen. Angesichts dieser lehrreichen Wendung der Tagung wäre es vielleicht sinnvoll, die nächste zu folgendem Thema zu organisieren: »Unter welchen Bedingungen wird Wissenschaft als Sphäre der gesellschaftlichen Praxis entthroneter Universalien konstituiert?« Oder sollte man angesichts soviel »Unverständ-

nisses« zur Schlußfolgerung kommen, daß die gediegenste Selbstreflexion ihr Ziel verfehlt, solange die Reflektierenden nicht ihre eigene Machtposition erkennen und in Frage zu stellen lernen? Und kann das geschehen, ohne daß die subordinierten Gruppen ihre Angelegenheiten auch in der Bundesrepublik selbst in die Hand nehmen?

Nora Rähzel (Hamburg)

20. Romanistentag 1987

18. bis 20. September 1987 in Freiburg

Der Bericht beschränkt sich auf die Sektion 1: *Deutsche Romanisten als Verfolgte des Nationalsozialismus — Romanistik im Exil*. Daneben gab es dreizehn weitere Arbeitsgruppen, u.a. über Georges Bataille, Politische Kultur in Frankreich, Literatur und nationale Identität in Brasilien sowie sprachwissenschaftliche Fragen.

Als in den sechziger Jahren unter dem Druck der Studenten Ringvorlesungen über Wissenschaft und Nazismus organisiert wurden, fehlten die Romanisten. Ihr Fach schien nichts damit zu tun zu haben. Eine Reihe seiner bedeutendsten Vertreter waren Juden (u.a. Erich Auerbach, Ulrich Leo, Leo Spitzer, Helmut Hatzfeld) und von den Nazis vertrieben oder — wie Elise Richter — ermordet worden. Es hat lange gedauert, bis die bundesdeutsche Romanistik dieses »schmerzliche Thema ... , das dringend der Bearbeitung bedarf« (Hans Helmut Christmann im Programmbuch, 21) entdeckt hat.

Der heute 85jährige Sprachwissenschaftler Henry Kahane, der emigrieren mußte und seit 1939 in den USA lebt, berichtete über seine Erfahrungen im Exil. Mich verblüffte, daß in seinem Bericht ausschließlich der Wissenschaftler Kahane vorkam, dessen Schlüsselerlebnis als »diachroner Emigrant« in den USA die Konfrontation mit einer Welt der synchronen Sprachwissenschaft war. In der Diskussion wurde er gefragt, ob ihm je der Gedanke gekommen sei, daß das Interesse für sprachliche Details nicht hätte zurücktreten müssen, um einer Beschäftigung mit politischen Fragen mehr Raum zu geben, um schließlich besser zu begreifen, was damals eigentlich passierte. Seine Antwort: Manche sind sich eben »treu geblieben«, andere nicht. Die Frage nach der Politik in seinem Leben konnte er nicht verstehen.

Auerbach, der — wie andere Romanisten — in Istanbul einen Zufluchtsort gefunden hat, sei, wie H.-J. Neuschäfer hervorhob, nach dem Krieg zum Vorbild einer ganzen Generation von Romanisten geworden. Der Exilsituation habe er jene nicht-akademische Schreibweise seines 1946 erschienenen Hauptwerks *Mimesis* zu verdanken; denn mit der Lehrbefugnis in Istanbul sei der Auftrag verbunden gewesen, ein Lehrbuch für die Studenten zu verfassen. — Unter den in Deutschland gebliebenen Romanisten ist Werner Krauss zweifellos die hervorragendste Gestalt. Als Mitglied der Roten Kapelle wurde er 1943 zum Tode verurteilt, dann aber für unzurechnungsfähig erklärt, wodurch er der Ermordung entging. Seine Aufsätze über Corneille (1936) und Bonald (1937) beweisen, wie J. Schlobach zeigte, daß auch innerhalb der Romanistik, mit den Mitteln der Textinterpretation und der Fragestellung, gegen den Faschismus gearbeitet werden konnte. Manfred Naumann unterstrich, daß es Werner Krauss gelungen ist, die Nischen der Wissenschaft oppositionell zu nutzen und schließlich — soweit ich sehe, als einziger unter den Romanisten — von der »geistigen Résistance« zum unmittelbaren Widerstand zu kommen. Naumann berichtete von der in der DDR in Vorbereitung befindlichen zehnbändigen Werkausgabe, deren erster Band erschienen ist.

Von vornherein galt als ausgemacht, daß es keine »nennenswerte NS-Romanistik gegeben hat«, wie H.R. Jauss den Konsens formulierte. Und tatsächlich macht es ja auch nicht die geringste Mühe, die Nazi-Romanisten dort zu zitieren, wo sie am

absurdesten sind, etwa wenn sie Frankreich zur »Zentrale des internationalen Mädchenhandels« erklärten. Die Zweiteilung in eine verfolgte wissenschaftliche Romanistik einerseits und eine nazistisch ideologische Romanistik andererseits umriß das Feld, in dessen Grenzen sich die Beiträge wie selbstverständlich hielten. Der Sprachwissenschaftler K. Baldinger, der die einleitenden Worte sprechen durfte, formulierte die Grundformel: Wissenschaft und Ideologie verhalten sich wie »Feuer und Wasser«. Der blinde Fleck jener Zweiteilung wurde nicht bemerkt: So blieb die Romanistik in ihrem Normalzustand unsichtbar. Interessant war zu sehen, wie die Grenzen dieses Normalzustandes immer wieder befestigt wurden. Einige Proben: F.-R. Hausmann deutete an, daß die Nazi-Romanisten sich vorzugsweise in didaktischen (und nicht romanistischen) Zeitschriften geäußert hätten. Die deutsche Romanistik sei also »nicht besonders nazihörig« gewesen; mit einem »blauen Auge« sei man davongekommen. Als ein Diskutant auf die Kontinuitäten in den antidemokratischen Einstellungen der deutschen Professorenschaft in der Zeit vor 1933 und danach aufmerksam machte, reagierte der Diskussionsleiter mit den Worten: »Sie greifen sehr weit aus.« Als ein anderer fragte, ob die in Amt und Würden gebliebenen Professoren nicht mehr Möglichkeiten zu solidarischen Aktionen mit entlassenen Kollegen gehabt hätten, griff H.H. Christmann ein, einer der Initiatoren und Leiter der Sektion: Man möge doch bitte keine solchen Urteile fällen, wir selbst könnten heute nicht wissen, wie wir in einer vergleichbaren Situation handeln würden. — Jene beiden Diskussionsbeiträge wurden als Verletzung der informellen Grenzziehung behandelt.

Was war mit den Romanisten, die »nicht besonders nazihörig« waren und die in Deutschland weiterarbeiten, promovieren und sich habilitieren konnten? Man erfuhr darüber allenfalls nebenbei, gewissermaßen bei der Arbeit an der Befestigung der Grenzanlagen. Hausmann berichtete, daß Fritz Schalk bis 1937 in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Romanische Forschungen* Juden schreiben ließ. Zur Diskussion blieb am Ende keine Zeit; nur Christmann als Versammlungsleiter hielt es für nötig, die Unverdächtigkeit Schalks noch zu verdeutlichen: dieser habe bis 1941 Beiträge von Elise Richter gebracht, die später in Theresienstadt ermordet wurde. Und der nachmals mit seinen Forschungen über Diderot und die Aufklärung bekanntgewordene Herbert Dieckmann habe in Schalks Zeitschrift bis 1939 kritische Rezensionen zu Arbeiten Friedrichs und Schalks publizieren können. Indessen war nichts darüber zu erfahren, was Friedrich und Schalk taten, als sie 1933 in Köln den bisherigen Institutsdirektor Leo Spitzer ablösten. Als der Sprachwissenschaftler Rohlfs 1938 in München zum Nachfolger Karl Vosslers ernannt wurde, besuchte er seinen in den Ruhestand versetzten jüdischen Kollegen Leo Jordan. Dieser Besuch wurde als Widerstandsakt gebucht. Derselbe Rohlfs kam 1938 nach Griechenland und interessierte sich dort für nichts brennender als für dorische Reliktwörter, wie Henry Kahane berichtete. Gewiß waren die meisten Romanisten keine »begeisterten« Nazis, aber das heutige Interesse an der Nicht-Begeisterung, das so neu gar nicht ist, verdeckt mehr als es erhellt: Es fehlte die entschiedene Parteinahme, das eindeutige Nein, das tätige Ausfüllen der wissenschaftlichen Nischen. Und es fehlt noch immer.

Die deutsche Romanistik hat nur einen Werner Krauss. Die Aufdeckung der Bewegungsformen ihres Normalzustandes, zu begreifen, wie bei einem Friedrich oder Schalk das Nein mit dem Ja verbunden gewesen ist, bleibt vorerst Desiderat.

Peter Jehle (West-Berlin)

Kongreßankündigung

Wissenschaft: Geschichte — Verantwortung

Interdisziplinäre Arbeitstagung »Wissenschaft: Geschichte und Verantwortung«
Der Bund Demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi) ruft auf und lädt ein zur Teilnahme an der interdisziplinären Arbeitstagung »Wissenschaft: Geschichte und Verantwortung«, die vom 22. bis 23. Januar 1988 an der Westfälischen Wilhelms Universität in Münster/Westf. stattfinden wird.

Auf dieser Tagung wird erörtert, wie die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen — die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, aber auch die Naturwissenschaften und die Medizin — mit (ihrer) Geschichte umgegangen sind, insbesondere auch mit derjenigen der beiden Weltkriege und der des Faschismus.

Wie muß die Wissenschaft verändert werden, damit sie ihre Verantwortung für die gegenwärtigen Probleme wahrnehmen kann? Ausführliches Programm und Anmeldung: BdWi, Pf 543, 355 Marburg. Tel. 06421/21395 (verantw. Gerd Kempker)

Aufruf — Rechtshilfe für vergewaltigte, sexuell mißbrauchte und mißhandelte Frauen und Mädchen e.V.

Nach dem neuen »Opferschutzgesetz«, das angeblich eine Verbesserung des Rechtsschutzes weiblicher Gewaltopfer sein sollte, liegt es nunmehr im Ermessen jedes einzelnen Richters, ob ein Gewaltopfer beim Prozeß eine Anwältin auf Staatskosten bekommt. Das halten wir für unverträglich.

Ziel des Vereins sind Öffentlichkeitsarbeit und Errichtung eines Rechtshilfefonds, um betroffene Frauen und Mädchen finanziell zu unterstützen.

Wir suchen Frauen, die aktiv bei uns mitarbeiten wollen, und Leute, die bereit sind, regelmäßig einen Betrag auf unser Konto zu überweisen (das beste wäre ein Dauerauftrag). Auch für ein- oder mehrmalige Spenden sind wir dankbar.

Kottbusser Damm 72, 100 Berlin 61, Telefon 693 42 17 — Sparkasse der Stadt Berlin West (BLZ 100 500 00) — Konto-Nummer 144 001 5275 Gisela Leppers



Detlev Albers Sozialismus im Westen Erste Annäherungen: Marxismus und Sozialdemokratie

Mit dem Irseer Programm (1986) hat sich die SPD wieder ausdrücklich auf die »Marxsche Geschichts- und Gesellschaftslehre« als eine ihrer wichtigsten »geistigen Wurzeln« berufen. Welchen Beitrag kann ein erneuerter Marxismus für die Theorie und die Praxis der SPD leisten? Detlev Albers, Mitglied der II. Programm-Kommission des SPD-Parteivorstandes, behandelt in seinen Aufsätzen u.a. die Grundsatzdebatte in der SPD sowie deren Herausforderungen und Perspektiven.

260 Seiten, br., DM 22,-

Besprechungen

Philosophie

Gerber, Uwe: Die feministische Eroberung der Theologie. Verlag C.H. Beck, München 1987 (200 S., br., 17,90 DM)

Die feministische Theologie entstand als inner- und außerkirchliche Bewegung in den USA, später in West-Europa. Die zunächst ablehnende Reaktion der etablierten Kirche und Theologie, nicht nur gegen ein selbständiges theologisches Denken der Frauen, sondern auch gegen die parallele Bewegung der Befreiungstheologie, hat sich geändert. Das Buch von Gerber, Professor für Evangelische Theologie in Basel und Darmstadt, zeigt den Versuch, einen Dialog zu führen.

Das Buch setzt sich mit Literatur aus den USA und dem westeuropäischen Sprachraum auseinander. Die Hauptfragen in dieser Literatur sind, wie feministische Theologinnen ihr Verhältnis zur Kirche auffassen, und wie sie ihren Kampf in bezug auf die Auslegung »heiliger« Texte führen. Umkämpft sind sie auch unter den Feministinnen selbst: zwischen den Frauen, die an kirchlichen Dogmen festhalten oder um kirchliche Ämter kämpfen, und denjenigen, die den Bruch mit der Kirche als Voraussetzung für eine feministische Religiosität ansehen oder wie Dorothee Sölle an einer Kirche und Theologie »von unten« arbeiten. In beiden Linien gibt es wiederum ein breites Spektrum von Positionen in bezug auf die Bibelinterpretation. Was bewegt einen Theologen, sich mit diesem Thema zu beschäftigen? Warum scheint es ihm notwendig, »Vorurteile und die Ängste« abzubauen? Daß »die Freiheit eines Christenmenschen, diesmal vornehmlich der Frauen als vorrangiger 'Klientel' der Kirche« (Vorwort) für ihn auf dem Spiel stehen, führt auf die Spur einer Antwort.

Der Autor beginnt mit der Kritik der Theologinnen an der »kirchlichen 'herrschaftlichen' Christologie« (31) und kommt zu dem Ergebnis, daß es »verschiedene christologische Deutungsversuche spezifischer Frauenerfahrungen mit Jesus« (31) sind. Der Bezug auf Jesus ist eine »Art Sammellinse, von wo aus dann das neue Gottes- und Menschenbild ... in Erscheinung treten soll« (31). Jesus bleibt »Freund der Frauen« (11). Wenn Jesus als Frauen-Befreier verstanden wird, was geschieht dann mit Gott-Vater? Gerber referiert die feministische Transformation seines Bildes »vom patriarchalisch halbierten« — sofern er nur mit den sogenannten männlichen Eigenschaften identifiziert wird — »zum ganzheitlichen Gott und Menschen« (33). Gott sei bei manchen Feministinnen durch »feminine« Eigenschaften ergänzt, bei anderen zur Göttin oder »Großen Mutter« umgedeutet oder zur Gottheit, die als eine Art kosmische Energie das Leben entfaltet. Die Arbeit von Frauen an einem tiefenpsychologischen Verständnis von Schöpfung, Sündenfall und Erlösung betrachtet Gerber, in Anlehnung an feministische Kritik, als »Remythologisierung und Psychologisierung« (58). Seine Schlußfolgerung: Man werde »vorsichtiger mit dem Lob des Schöpfers in Theologie, Gottesdienst und Religionsunterricht umgehen müssen. Man wird sich auch nicht mehr auf Schöpfungsordnungen berufen können, die eine Überordnung des Mannes über die Frauen legitimieren sollen.« (79) Er schließt das »Bibel-Renaissance«-Kapitel, indem er den Feministinnen eine »parteiliche« und nicht »kontrollierbare« Bibel-Auslegung (92) oder einen unzulässigen Umgang mit außerbiblichen Quellen vorhält.

Es folgen vier Kapitel über die feministische Reinterpretation von Glauben und Spiritualität, über die neue Kirche als Kirche der Schwesterlichkeit und über das Leben nach dem Tod. Abschließend wird eine Einteilung der Theologinnen versucht, obgleich der Autor betont, daß deren Fragestellungen und Lösungsvorschläge

sich überschneiden. Er schlägt drei Gruppen vor: 1. hermeneutisch-feministische Theologie, 2. kritisch-feministische Theologie in fünf Untergruppen und 3. radikal-feministische Religiosität (186). Unklar bleiben die Zuordnungskriterien: Warum wird z.B. Dorothee Sölle nicht in die »sozial-kritisch feministische Befreiungstheologie«, sondern in die Rubrik »feministisch-politische Theologie der Beziehungen« (beide unter 2) aufgenommen, und betreiben nicht fast alle Autorinnen eine neue Hermeneutik?

Offensichtlich beweist Gerber Toleranz. Dennoch hat die z.T. positive Aufnahme feministischer Kritik ihre Grenzen. Nicht »alles« darf akzeptiert werden. Am Ende jedes Kapitels macht er »Kritische Anfragen«, die Bedenken vor allem gegen die Pluralität der Auslegungen und die Auflösung der Gottes-Figur in menschliche Beziehungen oder phantheistische Glaubenserfahrungen äußern. Der Autor warnt »vor der pantheisierenden Vermischung Gottes/Göttin mit irdischen Dingen und Vorgängen, mit der Natur« (93). In solchen Fällen gebieten »Kirche und Theologie Einhalt« (92). Er macht klar, wer das letzte Wort behält: »Die Synode der Nordelbischen Kirche hat 1985 die Möglichkeit eines exklusiv feministischen Gottes-Bildes als unchristliche Vorstellung abgelehnt.« (53) Die Synode wird auch original zitiert: »Eindeutig ein theologischer Abweg sind Versuche in einigen Werken der feministischen Literatur, besondere Gotteserfahrungen der Frau als Begegnung mit weiblichen Gottheiten zu begreifen und diese in entsprechenden Mythologien und religiösen Motiven auszudrücken. Hier ist die Grenze legitimer christlicher Theologie überschritten, selbst wenn die Absicht besteht, im Bereich ihrer Tradition zu bleiben.« (93) Unter solchen Voraussetzungen wird Gerbers Dialog schwer zu führen sein.

Teresa Orozco (West-Berlin/Guadalajara)

Cavarero, Adriana, u.a.: Diotima. Il pensiero della differenza sessuale. Verlag La Tartaruga, Mailand 1987 (186 S., br., 15.000 Lire)

Diotima heißt die Frau, die in Platons *Gastmahl* Sokrates in die maieutische Philosophie eingeführt hat. Nach ihr nennt sich eine Gruppe von Philosophinnen aus Verona, die diese Aufsatzsammlung vorgelegt hat.

Die Autorinnen arbeiten an einer Philosophie der geschlechtlichen Differenz. Mit der französischen Feministin Luce Irigaray sehen sie in der Asymmetrie von Mann und Frau das Apriori, auf dem sich die Welt aufbaut. Das männliche Denken des Abendlandes habe stets diese Realität verleugnet und eine Philosophie und Wissenschaft vertreten, die den Anspruch auf Objektivität und Universalität stellt. Die sexualisierte Subjektivität wurde in einem scheinbar geschlechtsneutralen, einheitlichen Cogito unterdrückt. Der Mann als »Männlich Sexualisiertes« trage »in sich seine Begrenztheit, und trotzdem ... verabsolutiert er diese, indem er sie zur Universalität erhebt« (44). Dieses Modell in Frage zu stellen, bedeute für die Frauen, sich mit dem Problem der Sprache auseinanderzusetzen. Die Muttersprache sei in Wirklichkeit die Sprache des Vaters: »Unsere Sprache ist für uns eine Fremdsprache, die wir uns nicht als Übersetzung unserer Sprache aneignen« (52) können. Um ihr Fremdsein in der Sprache auszudrücken, werde die Frau gezwungen, jene ihr fremde Sprache zu benützen und auf diese Weise zu verinnerlichen. Dies aber führe zu einer Spaltung in ein inneres sexualisiertes Subjekt, das sich selbst denkt, und ein von der Sprache und dem äußeren Logos beherrschtes Subjekt, in dem man(n) denkt. Darin bestehe die Grunderfahrung des weiblichen Geschlechtsunterschieds. Sie bildet zugleich den Ausgangspunkt, um die Kategorien des Denkens neu zu analysieren, wieder zusammenzusetzen und die Grenze der angeeigneten Sprache zu überschreiten. Dieser Unterschied müsse in einer dualen Logik gefaßt werden, die sowohl das

andere des Männlichen wie das andere des Weiblichen denken kann. Das andere des Weiblichen könne sich nicht finden, weil es als anderes des universalisierten männlichen Diskurses bestimmt wird, in dem sich das andere des Männlichen verliert.

Verblüffend ist der Ausweg aus dem Dilemma, den die Autorinnen vorschlagen. Der Weg der Selbsterkenntnis ist der Weg Diotimas, ist der Weg zu Diotima, d.h. Selbsterkenntnis nicht in sich, nicht durch die Welt, sondern nur durch die andere Frau. In dieser Beziehung entdeckt die Frau die Mutter, nicht die reale, sondern eine symbolische Mutter. Diese konstituiert einen imaginären Raum, der aber wieder von den altbekannten männlichen Projektionen der Weiblichkeit bewohnt wird: dem »Unbewußten, Präsemiotischen, dem dunklen Antrieb des Fleisches, der zur Fruchtbarkeit drängt« (167). Diese Anordnung legt die Frau auf ihre alte Rolle fest. Denn der Weg zur Selbstfindung führt gerade nicht über die Erfahrung der Widersprüche im Alltag, sondern über das Gemeinschaftserlebnis mit anderen Frauen und die Unterstellung unter eine auslegende Autorität: Man muß »das philosophische Denken der Luce Irigaray zum autoritativen Bezugspunkt nehmen« (182). Von dieser Unterstellung unter die Autorität von befugten Auslegerinnen höchster weiblicher Werte führt kein Weg zur gesellschaftlichen Emanzipation der Frau.

Elisa de Costanzo (West-Berlin)

Conrad, Judith, und Ursula Konnertz (Hrsg.): Weiblichkeit in der Moderne. Ansätze feministischer Vernunftkritik. edition diskord, Tübingen 1986 (272 S., br., 28,- DM)

»Homo politicus — femina privata« (75) — so lautet eines der einflußreichsten Theoreme der bürgerlichen Aufklärung, die angetreten war, Wahrheit und Wirklichkeit aus der Vernunft herzuleiten und in der Entwicklung formaler Deduktionsketten Irrationales ausblendete. Das Ausgegrenzte, von den Herausgeberinnen zu pauschal »Sinnlichkeit (Irrationales)« (9) genannt, wurde »dadurch erst hervorgebracht und bestimmt und — nach dem Maß der Vernunft — in den vernünftigen Wirklichkeitszusammenhang reintegriert« (9). Den auf diese Weise entstehenden Funktionszuschreibungen des Weiblichen gehen die Autorinnen des Bandes nach. Dabei sollen die »Manifesten Gehalte der politischen Philosophien« daraufhin überprüft werden, wie sie die ihnen zugrundeliegenden »maskulinistischen Ideologeme« (88) verarbeiten oder verschleiern.

Erfahrungsberichte über Kinderläden (Eva Schmincke/Marianne d'Ailly) scheinen mir allerdings mit dem theoretischen Anspruch nicht mehr vermittelbar, ebensowenig wie einige eher belletristische Beiträge zum weiblichen Schreiben (Jutta Heinrich/Birgit Heiderich/Eva Christina Zeller). mit ihrer »schwindelerregende(n), manchmal problematische(n) Nähe zum Objekt« (8). Insofern reproduziert sich auch hier die Trennung zwischen vernunft- und subjektorientierten Partien, die schon am Ursprung des Konzepts »Weiblichkeit« stand.

Daß sich dieses Konzept selbst aus prähistorischen Fundstücken nicht als »natürlich« ableiten läßt, zeigt Ilse Modelmog in der Analyse von Statuen. Sie begnügt sich nicht damit, die frühen Kulturen als matriarchalische zu kennzeichnen, sondern weist auch nach, daß sich in der Darstellung der Frau ein Weltbild repräsentiert, in dem Erkenntnis mit Erfahrung vermittelt ist, nicht aber mit ihr identisch wird. Geometrische Abstraktion, Darstellung von Periodizität tragen zum Zusammenhang von Sinnlichkeit und Erkenntnis bei. Die modernen Brüche in dieser Identität thematisieren zwei kunsthistorische Beiträge von Sigrid Schade und Theresa Georgen. Die Selbstinszenierungen der Fotokünstlerin Cindy Sherman erweisen sich als ironische Verdoppelung der Posen, die die Unterhaltungsindustrie den Frauen aufzwingt. Aller-

dings ist die »weibliche Strategie« (239) Shermans zu wenig aus dem Material selbst hergeleitet, und es fragt sich (vielleicht auch wegen der zu kleinen und zum Teil wenig kontrastreichen Abbildungen), ob auf diese Weise der überkommene Status der Frau, »Bild« und Projektionsfläche zu sein, wirklich gebrochen werden kann (231). Überzeugender ist die Analyse des Spiegelmotivs im Artikel von Theresa Gorgen: Sie verfolgt an Frauendarstellungen von Tizian bis Magritte, wie in der Spiegelfunktion Selbstdarstellung und Fremdwahrnehmung zueinander ins Verhältnis treten. Die aufklärerische Frage »Wer bin ich?« wird so ersetzt durch die skeptischere »Wer ist dieses Ich, das ich glaube zu sein? (252)«

Um Formen der Repräsentation weiblicher Subjektivität geht es auch im Aufsatz von Astrid Deuber-Mankowsky, der Luce Irigarays »Ethique de la différence sexuelle« zum Anlaß nimmt, Kritik an der Charakterisierung des Weiblichen durch Eigenschaften wie Durchlässigkeit, Offenheit, Nicht-Eindeutigkeit zu üben. Diese Zuschreibungen, herrschend vor allem in der Adaption des diskurstheoretisch orientierten französischen Strukturalismus, wertet sie als abstrakte Negationen männlicher Subjektivität und als schlechte Vorwegnahmen einer weiblichen Ethik, die bei Irigaray in den Ruf nach »weiblichen Göttern« (73) mündet. Der vermeintlichen Avantgardistin Irigaray steht die Traditionalistin Simone de Beauvoir entgegen. U. Konnertz interpretiert ihre Thesen zum »weiblichen Geschlecht« im Kontext ihrer systematisch-philosophischen Fragen nach der Freiheit, dem anderen und dem Verhältnis von Leib und Tod. Eine Überschreitung des beide Partner wechselseitig instrumentalisierenden Anerkennungsschemas scheint allerdings auch der Lebensgefährtin Sartres nur in romanhafter Form zu gelingen. Konnertz schließt daraus, daß eine feministische Ethik nicht durch konkret beschreibbare Eigenschaften herstellbar sei, sondern nur durch einen »Situationsbegriff, der die gesellschaftliche und die individuell besondere Bedingtheit der Existenz im alltäglichen Handeln differenziert aufzeigen kann« (134). Besonders gegenüber den Forderungen E. Lists nach »mehr Lebensgemeinschaft, mehr Freundschaft, Solidarität und Liebe zwischen Frauen« (94) erscheint eine solche situationsbedingt, flexible Ethik überzeugend; erlaubt sie es doch, sich in den Gegensätzen von Emanzipation und Mutterrolle, Selbstbewußtsein und Ausgenutztwerden, die vor allem Ellen Reinke vorführt, zu bewegen, ohne vorschnellen Etikettierungen als »Supermutter« oder »Karrierefrau« zu erliegen.

Das Bewegen in Gegensätzen stellen auch zwei praxisorientierte Beiträge der Rechtsanwältinnen Claudia Burgsmüller und Jutta Bahr-Jendges dar. Bietet der Berliner Gynäkologenprozeß die Gelegenheit, den Zusammenhang zwischen Strafprozeßordnung, Inszenierung von Vergewaltigungsprozessen und Eingriff in die weibliche Intimsphäre en détail nachzuvollziehen, so kreist der Beitrag zum Vaterrecht vor allem um die Frage der rechtlichen Absicherung der Pflicht zur Haushalts- und Familienarbeit für Männer.

Angesichts der Disparatheit der hier versammelten Aufsätze fällt es schwer, im Terminus »feministische Vernunftkritik« mehr als einen Oberbegriff zu sehen, der an der Dichotomie von männlicher Öffentlichkeit und weiblicher Privatheit ansetzt, sie jedoch auf verschiedenen Ebenen analysiert und mit verschiedensten Strategien attackiert. Das Konstrukt »Weiblichkeit« könnte damit zum analytischen Instrument für zahlreiche gesellschaftliche Phänomene werden, nicht aber zum Thema »an sich«. Diese den Geschlechtergegensatz potentiell überwindende Perspektive wird allerdings nicht von allen Autorinnen des Bandes geteilt.

Claudia Albert (West-Berlin/Paris)

Bachmann, Ingeborg: Die kritische Aufnahme der Existenzialphilosophie Martin Heideggers. Hrsg. v. Robert Pichl m. e. Nachwort v. Friedrich Wallner. R. Piper Verlag, München 1985 (199 S., br., 38,- DM)

1950 promovierte Ingeborg Bachmann an der Wiener Universität mit dieser Arbeit, einer Darstellung der »deutschen Kritiken zu Heideggers Existenzialphilosophie« (15). Zu Recht bemerkt das Vorwort, daß »diese Doktorarbeit weder über noch gegen Heidegger geschrieben« (177) ist. Bei der Lektüre falle sofort auf, daß Bachmann Heidegger selten im Original gelesen hat. Daß sie dem aus der Sekundärliteratur gewonnenen Bild der Philosophie Heideggers und seinen Kritikern ratlos gegenüberstand, kann sie nicht verbergen. Statt sich vom analysierten Textmaterial leiten zu lassen, übernimmt sie kritiklos »die Gliederung der Positionen, von denen aus der Angriff auf Heidegger erfolgt, sowie deren Charakterisierung« (15) aus der 1947 erschienenen *Europäischen Philosophie der Gegenwart* von I.M. Bochenski.

Das erste Kapitel stellt Vertreter der »Philosophie der Materie« vor. Darunter ordnet Bachmann den Logischen Positivismus ein (Carnap) und das, was sie — Bochenski folgend — unter Historischem Materialismus (Theodor Hartwig) versteht. Als idealistische Philosophien (II. Kapitel) stellt sie die beiden Schulen des Neukantianismus (Cassirer, Levy, Rickert) und die Kritiken von Paul Hofmann, Wilhelm Grebe, Arnold Gehlen und Julius Kraft vor. Kapitel III befaßt sich mit der Dilthey-Schule und Georg Misch als wichtigstem Vertreter. Dann folgen die »Jüngeren Phänomenologen« (Oskar Becker u.a.) und die Existenzialphilosophie (Dialektische Theologie). Das letzte Kapitel behandelt die deutschen Ontologen und Metaphysiker (Nicolai Hartmann, Hans Driesch) und den Neuthomismus. Große Mühe hat Bachmann darauf verwandt, die wichtigsten frühen Kritiken an Heidegger zu dokumentieren. So wird z.B. die Rezeption von »Kant und das Problem der Metaphysik« ausführlich behandelt, die Diskussion um »Sein und Zeit« von vielen Seiten her beleuchtet und die Wirkung Heideggers auf die Dialektische Theologie skizziert.

Es gelingt Bachmann nicht, einen kritischen Begriff von Philosophie herauszuarbeiten. Sie übernimmt zum Teil Carnaps Begriff einer »wissenschaftlichen Philosophie«, ohne jedoch, wie Carnap, die Philosophie auf die »logische Analyse von Sprache« zu reduzieren, und faßt die Philosophie nur als erkenntnistheoretische Hilfsdisziplin der »Realwissenschaften« auf. Sie schließt sich auch den Neukantianern an, indem sie Philosophie nur als Erkenntnistheorie zu denken vermag. Schließlich teilt sie die Welt in einen erkennbaren und einen nicht-erkennbaren Teil auf und verknüpft diese Aufteilung mit dem Gegensatz rational/irrational. Die erkennbare Welt wird zum Objekt der Wissenschaften, die nicht-erkennbare Welt ist das Leben. Von der »Existenzialphilosophie« übernimmt sie die Begriffe »Existenz«, »Angst«, »Nichts« und artikuliert sie mit Begriffen aus der Lebensphilosophie als »Grunderlebnisse«, die »nach Aussage (drängen)« (129).

Dieses eklektizistische Herangehen hindert Bachmann, die philosophischen Ansätze in ihren historischen Rahmen einzuordnen und nach ihren Resonanzeffekten bzw. Verflechtungen im ideologischen Prozeß der Herrschaftsbildung und Machtstabilisierung zu fragen. Daß viele der Kritiken an Heidegger und selbst einige Heidegger-Texte während des Faschismus geschrieben sind, scheint für sie ohne Bedeutung, selbst wenn sie Oskar Becker und Hans Heyse zitiert, für die »Heideggers Denken nicht ganz den Anforderungen der nationalsozialistischen Ära entsprochen« habe (92). Die Kritik von Günther Anders und Theodor Hartwig, die zeigen, daß zwischen Heidegger und dem Nationalsozialismus ein Zusammenhang bestehe, wird nur kurz erwähnt. Autoren wie Arnold Gehlen werden nicht in Zusammenhang mit dem Faschismus gedacht. Zustimmung referiert die Autorin Gehlens 1933 er-

teilte Absage an Heideggers Philosophie. Gehlen habe entdeckt, daß »Heideggers zugrundeliegende Reflexion« (71) eine ästhetische sei. Dieser Art von Reflexion spricht Gehlen die philosophische Kompetenz ab.

Man muß an dieser Stelle fragen, was eine philologisch-kritische Ausgabe dieser Dissertation rechtfertigt. Der Herausgeber schreibt, sie sei für Literaturwissenschaftler interessant. Zugleich behauptet er, daß sie »im Zuge der zunehmenden 'Wittgenstein-Renaissance'« (7) für den Fachphilosophen relevant sein kann. Im Nachwort versucht Wallner, den »Einfluß des Wiener Kreises« (179) und vor allem Wittgensteins nachzuweisen. Er scheint aus Ingeborg Bachmann eine Schülerin von Wittgenstein machen zu wollen.

Bezeichnend ist, wie Bachmann mit verschiedenen philosophischen Positionen umgeht: Sie läßt sich von einigen Gedanken ohne Rücksicht auf ihre Herkunft beeindrucken, und nimmt sie auf, um ihren eigenen Kunstbegriff herauszuarbeiten. Ihre Originalität liegt eher da, wo sie anfängt, sich von der Philosophie zu distanzieren und ihren Kunstbegriff zu artikulieren. Leider bleibt in der Dissertation dieser Versuch nur keimhaft und zu sehr von existenzial- und lebensphilosophischen Begriffen geprägt.

Martha Zapata (West-Berlin)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Bullivant, Keith (Hrsg.): The Modern German Novel. Oswald Wolff Books/Berg Publishers, Leamington Spa, Hamburg, New York 1987 (314 S., Ln., 24,95 £)

Der aus Beiträgen britischer, US-amerikanischer, australischer und neuseeländischer Germanisten zusammengestellte Sammelband will als Einführung nicht nur für Studierende, sondern auch für ein größeres Publikum dienen. Er vereint Überblicksartikel — zum Roman der DDR, Österreichs und der Schweiz und zu jüngsten Entwicklungen im Roman aller deutschsprachigen Länder — mit 14 Porträts einzelner Romanciers (9 aus der BRD, 3 aus Österreich, je 1 aus der Schweiz und der DDR). Die Auswahl deckt einerseits den im britischen Schul- und Hochschulwesen (Andersch, Böll, Frisch, Grass, Lenz) sowie durch Übersetzungen und durch Besprechung auch der noch nicht übersetzten Neuerscheinungen in der interessierten literarischen Öffentlichkeit (Bernhard, Handke, Strauß, Walser, Wolf) etablierten Kanon deutschsprachiger Literatur seit 1945 ab, versucht andererseits diesen Kanon um im britischen System der Literaturvermittlung unterschätzte Autoren zu erweitern: Bachmann, Johnson, Koeppen, Schmidt. Der Wunsch, das englischsprachige Publikum mit der »richness of the contemporary German novel« bekanntzumachen, mag rechtfertigen, daß das Schwergewicht auf bundesrepublikanische Autoren der älteren Generation gelegt wird, zumal die Überblicksdarstellungen — insbesondere die Malcolm Penders zur Schweiz — Verbindungslinien ziehen von den Repräsentanten der Nachkriegsliteratur im engsten Sinn bis zu den aktuellen Werken auch von Debütanten der achtziger Jahre. Der damit gegebenen Gefahr, eine bloße Namens- und Titelliste vorzulegen, entgeht Dennis Tate in seinem Versuch, vom Problem der Vergangenheitsbewältigung her die Romanentwicklung in der DDR zu beschreiben. Allerdings liefert er gerade so Argumente gegen die Reduzierung des DDR-Romans auf Christa Wolf.

Während die drei Länderartikel die jeweils besonderen Bedingungen der Literaturproduktion scharf betonen, stellt David Roberts die in jüngster Zeit allen deutschsprachigen Literatoren gemeinsamen Züge ins Zentrum, ohne mit seiner um die Pole Dokumentarismus/Sprachkritik einerseits, Autobiographismus andererseits ent-

worfene Typologie zu einer »post-modernist celebration of pluralism« (300) beitragen zu wollen. Dennoch kündigt sich in der Typologie eine methodologische Tendenz an, die die meisten Autorenporträts bestimmt. Sie zeichnen sich insgesamt durch in der angelsächsischen Literaturkritik traditionelle Tugenden aus: Textnähe der Argumentation (Zitate werden deutsch und englisch geboten), präzise Information zur Biographie, offene ästhetische Wertung. Zur Kehrseite haben die Stärken das Zurücktreten des sozialgeschichtlichen, kulturellen oder politischen Kontexts.

Letzteres gilt allerdings nicht für die Artikel über Andersch, Lenz, Handke und Strauß, deren Werk im zeitgeschichtlichen Entstehungs- und Wirkungszusammenhang interpretiert wird. Auffälligerweise teilen die Verfasser, Rhys Williams, Michael Linstead und Moray McGowan, auch nicht die zwischen tiefem Respekt und Ehrfurcht angesiedelte Haltung der meisten Beiträger für ihren jeweiligen Gegenstand. Der polemische Impetus, die auch in der britischen literarischen Öffentlichkeit dominierenden Wertungen der »Klassiker« der fünfziger und achtziger Jahre zu revidieren, zeitigt ein Historisieren, das den Werturteilen die Beliebigkeit nimmt. Moralisierende Vergangenheitsbewältigung der Nachkriegsliteratur und ästhetizistischer Rückzug der Gegenwartsliteratur werden einer auch politischen Kritik unterzogen.

Welche Entdeckungen immer noch zu machen sind, wenn Literaturgeschichte ernst genommen wird, belegt insbesondere der Aufsatz von Rhys Williams über Andersch, der eine Sensation enthält. Williams dokumentiert erstmals den Antragstext, mit dem sich Andersch am 16.2.1943 um die Mitgliedschaft in der Reichsschrifttumskammer bewarb. Williams Andersch-Interpretation zieht die Konsequenz aus seiner Feststellung: »The idealized picture of Andersch as an opponent of the regime under Gestapo surveillance needs some correction.« (60) So wie Williams Anderschs »Antifaschismus« im sich wandelnden Kontext der Nachkriegsentwicklung revidiert, so Moray McGowan den »initially provocative, therefore productive effect« (256) von Botho Strauß' Prosa, die mit einer Infragestellung von »unreflected humanist assumptions« (252) begann und in »reactionary philosophy and conservative aesthetics« (256) endet.

Wenn Beiträge wie diese den gesellschaftlichen Kontext der Romanentwicklung in der BRD reflektieren, dann stellen andere auf eindrucksvolle Weise die »literarische Reihe« in den Mittelpunkt. An Böll und Schmidt zeigen James Hamish Reid und Anthony Phelan, welche Art von Modernität den bundesrepublikanischen Roman der Nachkriegszeit kennzeichnete und nach welchen Regeln sich die restaurierte klassische Moderne ins Postmoderne transformierte. Reid nimmt die Bedeutung des Begriffs Postmoderne auf, die für den US-amerikanischen Roman der frühen sechziger Jahre geprägt wurde und die, wie er nachweist, die thematischen und technischen Eigentümlichkeiten der Böllschen Romanprosa seit der bei der Kritik so durchgefallenen »Entfernung von der Truppe« (1964) trifft. Die ästhetische Autonomie, die dem liberalen moralischen Antifaschismus des Nachkriegsromans entsprach (»while their content included an attack on contemporary West German society, their form implied a modernist aesthetic autonomy which allowed readers to ignore the former« [118]), wurde zunehmend in Frage gestellt durch die Vermischung von Dokument und Fiktion, die Annäherung von Autor und Erzähler und den Austausch mit Mustern der Unterhaltungs- und Trivialliteratur.

Keith Bullivants Sammelband ist geeignet, den Blick auf die westdeutsche Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur durch die Internationalisierung der Perspektive zu schärfen. Typologische Ähnlichkeiten mit literarischen Prozessen in der Weltliteratur dürften nicht zuletzt für die Periodisierung der Literatur seit 1945 von Gewicht

sein. Die im Titel mit dem Adjektiv »German« aufgeworfene Frage der vier deutschsprachigen Literaturen allerdings bleibt letztlich unbeantwortet.

Helmut Peitsch (Swansea)

Bullivant, Keith: Realism Today. Aspects of the Contemporary West German Novel. Oswald Wolff Books/Berg Publishers, Leamington Spa, Hamburg, New York 1987 (257 S., Ln., 24,95 £)

Kein bundesrepublikanischer Verleger hätte wohl 1987 den Titel »Realismus heute« gewählt, um eine umfassende Darstellung des westdeutschen Romans der siebziger und achtziger Jahre auf den Markt zu bringen. Die Distanz des britischen Literaturhistorikers zur hiesigen literarischen Szene, zu deren Schlagworten »Realismus« spätestens seit Mitte der siebziger Jahre nicht mehr gehört, basiert auf ästhetisch-literarischen Normen, die in seiner eigenen nationalliterarischen Tradition verankert sind. Gegen die in der BRD dominierende Kritik behauptet er für die Jahrzehnte seit 1968 eine Blüte des realistischen Romans, die nur mit der in den zwanziger Jahren zu vergleichenden sei (241). Bevor er im zweiten Teil mehr oder weniger ausführlich Beispiele des zeitgenössischen Realismus unter thematischen und technischen Aspekten interpretiert, entwickelt er aus einer sehr prinzipiellen Kritik der spezifisch deutschen Tradition des Antirealismus und aus einer Rekonstruktion der literarischen Debatten der Nachkriegszeit, mit deutlichem Schwerpunkt auf den sechziger Jahren, in Umrissen einen Begriff des zeitgenössischen realistischen Romans.

Bullivant insistiert auf der subjektiven Erfahrbarkeit von gesellschaftlicher Realität und auf deren Erzählbarkeit in der Form von Geschichten. Er grenzt sich, weniger theoretisch als historisch, einerseits von der Reduktion geschichtlicher Wirklichkeit auf Sprache und des Subjekts auf Innerlichkeit ab, andererseits von traditionellen Formen des Realismus, die der Subjektivierung der Realitätserfahrung in der Moderne erzählerisch keine Rechnung tragen. Von dieser Kritik werden die auktorial und/oder linear erzählten, didaktisch angelegten, schematisch typisierenden Romane getroffen, die ein Bild der gesellschaftlichen Totalität entwerfen wollen. Bullivant vertritt als Historiker das Interesse eines Lesers, der weder ausschließlich unterhalten noch nur belehrt werden will, sondern im Roman exemplarische Erfahrungen sucht, die er mit den eigenen vergleichen kann.

Diese mittlere Position erlaubt es Bullivant, die produktiven Impulse der Kritik an der realistischen Tradition für den zeitgenössischen Realismus herauszustellen. Sein offenes Konzept akzentuiert insbesondere die innovativen Folgen der Sprachkritik und des Dokumentarismus, der Wiedergewinnung des Utopischen (in der Literatur der Politisierung) und der Wendung zum Autobiographischen. Scharf trennt er die Neue Subjektivität von der Neuen Innerlichkeit, die einerseits als sehr alt und deutsch, andererseits als österreichischer Import erscheint und insgesamt die literarische Erscheinungsform der Tendenzwende verkörpert. Typen oder Genres des realistischen Romans von heute werden nicht systematisch deduziert, sondern von Prototypen abgeleitet. Als »Klassiker« gelten Bullivant Manfred Frankes »Mordverläufe«, Otto F. Walters »Die Verwirrung« und Uwe Timms »Morenga«. So erschreckend viele Urteile Bullivants, weil nicht in der deutschen Tradition befangen, sind, so problematisch scheint mir der freigiebige Gebrauch von das Einverständnis des Lesers strapazierenden Formeln wie »überzeugend« und »plausibel« einerseits, »schwerfällig«, »wortreich« und »ernsthaft« andererseits. Die Liste der Negativwertungen stimmt auffällig mit jener überein, die 1965 im »Encounter« publiziert wurde, wo deutsche Literatur von Goethe über Thomas Mann und Canetti bis Grass als

»heavy handed« erschien: »wordy, philosophical, humourless, highly abstract, and crammed with details« (4/ 1965, 93). Wie rigide ein auf diesen Kriterien beruhendes Urteil ausfallen kann, belegen Bullivants gerade in ihrer Beiläufigkeit vernichtenden Bemerkungen zu Peter Weiss' »Die Ästhetik des Widerstands«: Weiss' Roman sei nicht nur »abstract« und »lengthy«: »a protracted dialogue by the author with himself about aesthetic questions« (157), sondern sogar »essentially unrealistic«, weil »not concerned with the development of an individual« (147). Schon der Umstand, daß Bullivant sein Urteil ausschließlich auf ein kurzes Zitat von Weiss — aus den »Notizbüchern« — stützt, vollends die als Vorwurf gemeinte Feststellung, der dritte Band führe zu »essentially pessimistic conclusion« (148), tragen nicht dazu bei, Bullivants Behauptung, Weiss' Roman sei »irrelevant for this analysis« (148), »überzeugend« oder »plausibel« zu machen.

Helmut Peitsch (Swansea)

Galitz, Robert: Literarische Basisöffentlichkeit als politische Kraft. Lesegesellschaften des 17. bis 19. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des 18. Jahrhunderts. Verlag Peter Lang, Frankfurt/M., Bern, New York 1986 (332 S., br., 66,- sF)

In der westdeutschen Aufklärungsforschung haben sich in den letzten zwanzig Jahren die geistesgeschichtlich geprägten Definitionen der Epoche zugunsten sozialhistorischer Paradigmen verschoben. Zutage trat dabei ein durch institutionelle, soziale und literarische Verbindungen geflochtenes Ensemble einer Aufklärungsgesellschaft, deren fluidale Formen mit den Schlagworten Freimaurerorden, Lese-, Geheim- und Patriotische Gesellschaften, Ausleihbüchereien, Kaffeehäuser, Bade-reisen, Freundschaftskultur, Briefkommunikation, Theaterwesen und Zeitschriften-expansion nur annähernd umschrieben werden können. Kennzeichnend für dieses Organisations- und Kommunikationsgeflecht der Aufklärungsgesellschaft sind die Formen einer zweiten Kultur — angefangen bei den ephemeren Gattungen der aufklärerischen Literatur bis hin zur peripheren Geselligkeit ihrer Schriftsteller und Freunde. Vermutlich zeichnet sich in diesen Forschungstendenzen eine Umdefinition der Aufklärung ab, in der nicht mehr deren Inhalte, sondern vielmehr deren zwanglose, weil flüssige Umgangsformen unter den Menschen im Mittelpunkt stehen werden.

In diesem Forschungsfeld sind die Ausführungen von Robert Galitz zu den Lesegesellschaften im 18. Jahrhundert zu situieren. Es sind vornehmlich zwei Impulse, die den Autor zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der vielleicht verbreitetsten Institution des geselligen Aufklärungsprozesses im 18. Jahrhundert bewegten: Zum einen sein kulturpolitisches Engagement in der Hamburger Literaturszene und der dortige Streit über den Stellenwert gemeinsamen Lesens und einer daraus erwachsenden Laienschreibbewegung. Die Auseinandersetzungen stellt Galitz (gemeinsam mit Peter Dölling) in einem Nachwort zur »Dilettantismusdebatte«, die sich im Anschluß an den »Hamburger Literatrubel« 1982 entzündet hatte, ausführlich dar. Zum anderen speist sich das Interesse, der Entstehung, Verbreitung und der Literaturpraxis der vor allem in den siebziger bis neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts rasch anwachsenden Zahl der Lesegesellschaften nachzugehen, der biographischen Erfahrung gemeinsamer Lektüre zunächst in einer gymnasialen, später in einer studentischen, sich alternativpolitisch verstehenden Lesegruppe.

Eingeordnet in den Rahmen des biographischen Vorwortes und des kulturpolitischen Nachwortes, erstreckt sich als Versuch der Objektivierung der persönlich-politischen Erfahrungen der ersten Hälfte der achtziger Jahre die historische Darstellung von im wesentlichen fünf Lesevereinigungen der Aufklärungsgesellschaft —

der Deutschen Gesellschaft in Bremen (1748-1793), der Gelehrten Mainzer Lesegesellschaft (1782-1792), der nach deren Vorbild in Hamburg gegründeten Société littéraire (1792) sowie schließlich zweier Lesevereinigungen in Stäfa (1789-1802) und Wädenswil (seit 1790) am Züricher See. Der Verfasser glaubt, in diesen historischen Formen gesellig-aufklärerischen Literaturumgangs, den er sogleich zum »kollektiven Lesen« verzaubert. Vorformen einer »Basisöffentlichkeit« zu entdecken, die es in den heutigen Anstrengungen, durch Lese- und Schreibwerkstätten eine »Volkskultur«, d. h. eine Kultur von unten aufzubauen, zu beerben gälte. Insbesondere insistiert der Autor dabei auf dem Zusammenhang von geselligem Literaturumgang und politischer Praxis, als dessen Idealfall ihm die im Vorfeld der Helvetischen Republik von 1798 angesiedelten Literaturverbände um den Züricher See erscheinen.

Robert Galitz diskreditiert freilich sein Projekt, das die von der Entdeckung einer bürgerlichen Öffentlichkeit getragene Aufbruchphase der Lesegesellschaftsforschung anfangs der siebziger Jahre quasi basisdemokratisch zu übertrumpfen sucht, durch Nachlässigkeiten ärgerlichster Art. Der annoncierte »Gang in die Archive« (59) macht in den meisten Fällen bereits an den jeweiligen Handapparaten wieder halt. Die Darlegungen zu Bremen, Mainz und Hamburg leben gänzlich aus zweiter Hand, selbst Klopstocks Pläne zu einer Gelehrtenrepublik werden »nach«zitiert. Der herausposaunte, »für eine literaturwissenschaftliche Arbeit außerordentliche(n) historische(n) Aufwand« (154) besteht auch für die Darstellung der in der Tat wenig bekannten Lesezirkel in Stäfa und Wädenswil im wesentlichen in der Auswertung zweier heimatkundlicher Druckschriften sowie zweier Dissertationen.

Jedoch sollte die in einem Anhang abgedruckte, kommentierte und mit einschlägigen (leider oftmals kryptischen) Literaturhinweisen versehene, chronologische Liste von etwa 180 Lesegesellschaften als Anregung verstanden werden, die bisher von der Lesegesellschaftsforschung namhaft gemachten Lesevereinigungen in einer ähnlichen, Vollständigkeit anstrebenden Synopse zusammenzufassen, um der weiteren Erforschung der Aufklärungsgesellschaft eine solide statistische und bibliographische Grundlage zu verschaffen. Carsten Zelle (Siegen)

Rosenstrauch, Hazel: Buchhandelmanufaktur und Aufklärung. Die Reformen des Buchhändlers und Verlegers Ph. E. Reich (1717-1787). Sozialgeschichtliche Studie zur Entwicklung des literarischen Markts. Buchhändler-Vereinigung, Frankfurt/M. 1986 (129 S., br., 65,- DM)

Die Untersuchung über den Leipziger Verleger Philipp Erasmus Reich handelt zugleich von der Genese der Aufklärung in Deutschland. In einer Synopse wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher, buchhandels- und kulturgeschichtlicher Fragestellungen wird die Herausbildung neuer sozialer Verkehrsformen im Spannungsfeld von bürgerlicher Öffentlichkeit und literarischem Markt im 18. Jahrhundert beschrieben.

Im ersten Teil wird mit der Darstellung des kulturellen Lebens Leipzigs, der materiellen und ideellen Verkehrsformen einer bürgerlichen Handelsmetropole und Universitätsstadt im Absolutismus nicht nur der Ausgangsrahmen abgesteckt. In seinem sozialen Aufbau, den herrschenden Familien, seiner Architektur und seinen ökonomischen Verhältnissen stellt der städtische Alltag einen Brennpunkt dar, in dem komplexere Strukturen bürgerlicher Öffentlichkeit sichtbar werden, weil sie, wie die Verfasserin zeigen kann, hier ihren institutionellen Ausgangspunkt und eines ihrer wichtigsten Wirkungsfelder haben.

Der zweite Teil stellt den Aufstieg und die Stellung Reichs im Verlagswesen im Kontext der allgemeinen Buchhandelsgechichte des 18. Jahrhunderts dar. Knapp und

kenntnisreich werden die Strukturprobleme des deutschen Verlagswesens, die sich aus der territorialen Zersplitterung und dem Privilegienwesen, der ökonomischen Umbruchsituation im Übergang vom Tausch- zum Geldverkehr, aus der unkontrollierten Praxis des Nachdrucks ergaben, vorgestellt. Vor diesem Hintergrund und im Zusammenhang mit den Modernisierungsbestrebungen des sächsischen Absolutismus werden die »Reichschen Reformen« der sechziger und siebziger Jahre erläutert: der Ausbau Leipzigs zum zentralen Messe- und Buchhandelsplatz Deutschlands; die Gründung der Buchhandelsgesellschaft als Interessenvertretung der Verleger; die Durchsetzung des bürgerlichen Eigentumsprinzips an Verlagswerken auf der Grundlage eines Vertrags zwischen Verleger und Schriftsteller. Eines der wichtigsten und anregendsten Ergebnisse der Untersuchung ist der Nachweis, daß diese Reformen, dem Kontext spätabolutistischer Modernisierung entstammend, die Voraussetzung für den kapitalistischen Buchmarkt in Deutschland bildeten: Cotta und Brockhaus als Fortsetzer von Philipp Erasmus Reich.

Der dritte, umfangreichste Teil beschreibt die Entfaltung bürgerlicher Öffentlichkeit als Vollzug und Ergebnis der Verlagspraxis Reichs. Hazel Rosenstrauch weist nicht nur auf die Bedeutung des Reichschen Verlags hin, der mit Gellert, Wieland, Sulzer, Weiße, Ramler, Zollikofer, Lavater und Zimmermann die »Elite« der aufgeklärten Schriftsteller der sechziger und siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts vertritt. Sie beschreibt und interpretiert das kommunikative Netzwerk der aufgeklärten Öffentlichkeit, die ihre Publizität erst möglich macht: die weitgestreckte, internationale Korrespondenz Reichs mit Handelsagenten, Übersetzern, Buchkünstlern, vor allem aber mit Schriftstellern und Gelehrten, die als »Markthelfer«, Ratgeber, Lektoren, Herausgeber, Übersetzer und Autoren für das Reichsche Imperium tätig waren. Noch verbanden sich hier Freundschaft und Geschäft, Literatur und rationelle Verlagskalkulation. Rosenstrauch zeigt, daß die Durchsetzung der kapitalistischen Prinzipien eines »ehrbaren Buchhandels«, die Versachlichung des Geschäftsverkehrs, die Verrechtlichung des Verhältnisses von Verleger und Autor, das Verlagswesen allererst in die Lage versetzt hat, seine publizistische Aufgabe im Rahmen bürgerlicher Öffentlichkeit wahrzunehmen.

Derartige Überlegungen machen aufmerksam auf einen der zentralen methodischen Ausgangspunkte der Untersuchung: den Öffentlichkeitsbegriff Habermas' und die sich daran in den späten sechziger und den siebziger Jahren anknüpfende Debatte über die historische Widersprüchlichkeit einer auf Warentausch gründenden Literaturkommunikation (vgl. dazu Lutz Winckler, Autor—Markt—Publikum. Zur Geschichte der Literaturproduktion in Deutschland. Argument-Sonderband 138). In dieser Debatte bezieht die Verfasserin Stellung, nicht als Theoretikerin, sondern als Historikerin, die sich auf Theorie versteht. Ihre Untersuchung will den Blick schärfen für historische Zwischen- und Übergangsformen von Markt und Öffentlichkeit. Sie sucht den Begriff der Institutionen selbst zu erweitern: durch den Hinweis auf städtische Verkehrsweisen und den Öffentlichkeitsaspekt geselligen Lebens, auf die Bedeutung von Freundschafts- und Geschäftsbeziehungen für die Genesis des literarischen Markts, auf den Stellenwert der Korrespondenz als institutioneller Vorform versachlichter Geschäftsbeziehungen und literarischer Urteilsbildung. Freunde der Dialektik schließlich werden ihre Freude daran haben, hier nachzulesen, wie im Vollzug ökonomischer Interessen die Ansätze eines autonomen kulturellen Kräftefelds im Deutschland des 18. Jahrhunderts entstanden.

Lutz Winckler (Besançon/Tübingen)

Götze, Karl-Heinz: Wolfgang Koeppen: »Das Treibhaus«. Wilhelm Fink Verlag, München 1985 (152 S., br., 16,80 DM)

Im High noon der westdeutschen Restauration, 1953, ist deren leidenschaftlichste Kritik erschienen — Wolfgang Koeppens Roman »Das Treibhaus«. Damals stieß der Roman, eines der bedeutendsten Werke der westdeutschen Nachkriegsliteratur, bei den meisten Rezensenten sowohl mit seinem aktuellen geschichtlichen Gehalt als auch mit seiner modernen literarischen Form auf Ablehnung.

Karl-Heinz Götze hat im rezeptionsgeschichtlichen Teil seiner Modellanalyse erklärt, warum dieser Text seinerzeit desavouiert wurde. Der Prozeß der umfassenden Restauration, vor allem die Politik der Wiederaufrüstung — gegen die im Roman der pazifistische Abgeordnete Keetenheuve Stellung bezieht — war noch nicht endgültig gewonnen, noch nicht alles war in die alten Verhältnisse eingerückt: also mußte ein Werk, das sich nicht abfinden wollte, das nicht an »einzelnen Mißständen Kritik übte«, »sondern aus Anlaß der Wiederbewaffnung eine Generalabrechnung mit dem politischen und sozialen System der Bundesrepublik Deutschland« hielt, als nicht »realitätsadäquat« und »literarisch mißlungen« abgeurteilt werden. Als alle Entscheidungen gefallen waren und keine reale Alternative mehr zu Wiederbewaffnung, Westintegration und Teilung bestand, stellte sich bei der Neuauflage des Romans Ende der sechziger Jahre das späte Lob der Kritiker ein.

Götze wirft aber auch die Frage auf, warum ein Roman, der »beinahe alle wichtigen Themen späterer Oppositionsbewegungen gegen die westdeutsche Staats- und Gesellschaftsverfassung« angesprochen hatte, von keiner dieser Bewegungen aufgegriffen worden ist. Den Grund sieht er im »Modus *abstrakter Negation*«, insofern die Verhältnisse so kritisiert werden, »daß keinerlei Eingriffsmöglichkeit« aufscheine. An dieser Problematisierung läßt sich exemplarisch verdeutlichen, worum es in Götzes Lektüre-Modell geht: Genau werden die im Roman kritisierten politischen, sozio-ökonomischen und kulturellen Verhältnisse nachgezeichnet, aber das Interesse gilt dabei ebensowohl der literarischen Form dieser Kritik und ihren zeitbedingten und persönlich motivierten Idiosynkrasien. Der Roman wird also »nicht als epischer Bericht über die Entscheidung für die Wiederbewaffnung am Anfang der fünfziger Jahre« gelesen, vielmehr werden Lektüren erprobt, die der politischen *und* der persönlichen Problematik in der Figurenkonstellation und in den Handlungsmustern nachgehen.

Auf das II. Kapitel, in welchem das »Handlungsmuster: Pazifismus contra Wiederaufrüstung« entfaltet wird, folgt das Kapitel mit der Darstellung des Handlungsmusters »Melancholie, Liebe und Tod«, die historische Analyse wird so durch die »Auslotung der Triebstruktur« der Protagonisten des Romans ergänzt. Der Begriff der »Melancholie« weist zudem auf die bei Götze wichtige Reflexion der literarischen Tradition und Vermitteltheit von Bedeutungsstrukturen. In dieser Verbindung von literarischem Formbewußtsein und differenzierter Einsicht in die geschichtlichen Verhältnisse wie in die Triebstruktur des einzelnen Ich kann die Roman-Analyse zu Recht Modellcharakter beanspruchen. Ausgegangen wird meist von der Erhellung der metaphorischen Bedeutungsstruktur des Textes, bei der Götzes theoretisches Wissen produktiv wird, ohne daß es herangetragen scheint. Einsichten der Kritik der Waren-Ästhetik oder der Konstruktion des Absurden werden als sprachlich-ästhetische Funktionen des Roman-Textes lesbar, und Benjamins Allegorie-Begriff, über den sonst in der Literaturwissenschaft eher gerätselt wird, erweist sich in Götzes Lektüre aufschlußreich: die allegorische Bilderflut im »Treibhaus« ziele nicht auf Abstraktionen ab, sie bringe vielmehr die gesellschaftliche »*Abstraktion zur Erscheinung*«. Auch die Auseinandersetzung mit der Frage nach der »Einheit des

Mythos« oder der »mythologische(n) Zersetzung« in Koeppens Roman ist über den konkreten Interpretationszusammenhang hinaus von Interesse, insofern hier eine mythenkritische Position expliziert wird, die »von der möglichen herrschaftsstabilisierenden Kraft der Beschwörung des Mythos« weiß, ihn darum aber nicht meidet, sondern »in ein literarisches Arrangement ein(bindet), das Herrschaftsdenken unterminiert«.

Götzes Lektüre zeigt, wie theoretisches Wissen die ästhetische Wahrnehmung erweitert, dazu verhilft, viel zu sehen und, bei aller Faszination am Text, nicht alles so wie der Autor sehen zu müssen. So wird auch in Erinnerung gerufen, was der Roman-Autor Koeppen nicht gesehen hat oder sehen wollte, die zeitbedingten oder persönlichen Idiosynkrasien etwa in der Angst vor der Masse oder jeder Form von Kollektivität, in der reduzierten Sicht der Arbeiterbewegung oder der gesellschaftlichen Bewegung gegen die Wiederbewaffnung am Beginn der fünfziger Jahre. Trotz dieser blinden Flecken in Koeppens Darstellung der bundesdeutschen Wirklichkeit der Restaurationsphase bleibt beeindruckend, welche Fülle von geschichtlicher Realität in diesen Roman eingegangen ist. Aus Götzes Rekonstruktion der verschiedenen Ebenen und Bereiche der dargestellten Wirklichkeit wird sinnfällig, warum er »Das Treibhaus« nicht einfach als »Zeitkritik« einstuft, sondern als eine »Institutionenkunde sui generis« begreift und als bedeutenden Roman über westdeutsche Politik wie auch »über westdeutschen Alltag« liest.

Hans Höller (Salzburg)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Guggenberger, Bernd: Sein oder Design. Zur Dialektik der Abklärung. Rotbuch Verlag, West-Berlin 1987 (156 S., br., 16,- DM)

In den USA soll es eine neue Freizeitbeschäftigung geben: Kaufhaus-Wandern. Der Blick auf Warenmassen scheint attraktiver als frische Luft und grüne Wiesen. Auch Guggenberger, der sich als »Zeitdiagnostiker« begreift (36), unternimmt eine solche Wanderung. Er führt uns in den »Supermarkt der Lebenswelten« (33), der »Idee und Ideologien« (75), über dessen Eingang der Titel eines Symposiums über »Impression-Managing« hängen könnte: »Le Style, c'est l'Homme« (22). Die waren-ästhetische Durchdringung des Alltags scheint total geworden.

Guggenberger beobachtet scharfsinnig die Szenerie. Vom Fernsehen, das uns in eine »Nation mediaverseuchter Fernvoyeure« verwandelt habe (44), geht es über den »Yuppie« — diesen »Prototyp einer ganzen Generation«, der sich »links und rechts, bei taz und FAZ« finde (31), der den »Weltschmerz-Hypochonder« längst verdrängt und durch die »neue Empfindungslosigkeit« der »Leistungsbereiten und Selbstgewissen« ersetzt habe (79) — zur öffentlichen Nacktheit in städtischen Parks und an Seeufern, die es — wie das Fernsehen — über eine simulierte Nähe nicht hinausbringt. Was ehemals als »Politisierung der Intimität« angetreten ist, sei in dem Maße, wie »der revolutionäre Impuls verblaßte«, im »Ego-Trip der Selbsterfahrung« versandet (37). Die Schlagertexte der Neuen Deutschen Welle wie die Spontisprüche und Zeitungsannoncen, mit denen Guggenberger arbeitet, geben dieser abgebrochenen Politisierung Echo: die öffentliche Entblößungswut, der »demonstrative Gefühlsfrost« der achtziger Jahre (52), »die strukturelle Flüchtigkeit der mit nichts als dem Gewicht des Augenblicks beschwerten 'Beziehung'« (62), die an die Stelle der »Liebe« getreten sei — überall »Spuren des neuen radikalen 'Subjektivismus'« (53). Es ist, als erfahre die Grundformel der bürgerlich-kapitalistischen Verhältnisse — jeder ist sich selbst der Nächste — eine verzweifelte Zustimmung.

Guggenbergers Beobachtungen werden von einer Theorie strukturiert, die aber als solche nicht zum Thema gemacht wird, wenn auch ihr zentraler Begriff im Titel ausgestellt ist: Design. Die These ist, daß wir in einer »Signalkultur« leben, in der das »Sein nicht ohne Sign ... und Dasein nicht ohne Design« auskommt (17). Guggenberger universalisiert die warenästhetischen Mechanismen — die sich von der Produktion des Gebrauchswerts abhebende Produktion des Gebrauchswertversprechens — zu einer Design-Logik, die auszugreifen scheint auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse insgesamt und die Lebensweise der Massen mehr und mehr durchdringt. Die mit der öffentlichen Nacktheit einhergehende »Privilegierung des schönen, jugendlichen Körpers« (45), die von den »Beziehungsvirtuosen« (64) praktizierte Wahrnehmung des andern, die »sich auf Attribute des Designs: modische Kleidung, Körperlichkeit, überlegene Gesprächscoolness«, auf »imaginäre Persönlichkeitssegmente« verengt (63), oder die »Rebellion« der Jugendlichen, die Front machen gegen ihre »alternativ-gläubigen Askeseeltern«, indem sie den »prickelnden Badeschaum« und das »duftende Deo ... geil« finden (81) — stoßen wir nicht überall auf die Logik des Designs, das »bloße Versprechen des Schönen« (18)? Rückt an die Stelle von Lukács' Universalisierung des Warenfetischismus der Design-Fetischismus?

So scharf viele der Beobachtungen Guggenbergers sind, so hilflos macht ihn diese Theorie. Seine totalisierende Sicht treibt ihn zur Wahrnehmung nicht weniger totaler Gegensätze. »Konturen einer neuen Klassenspaltung« zeichnen sich ab, »gegen die jene von Karl Marx ... vergleichsweise 'harmlos' war ..., eine Zerfällung des Gesellschaftskörpers in die wenigen allgegenwärtigen Macher und die graue Masse der 'Angemachten' ..., in die wenigen mächtigen Wirklichkeitsproduzenten und die vielen Konsumenten dieser 'Wirklichkeit aus zweiter Hand'« (119). Hat die »alte« Klassenspaltung, die — wie immer modifizierte — zwischen Kapital und Arbeit, keine Bedeutung mehr, und ist die Frage nach der Gestaltung der Geschlechterverhältnisse damit aufgehoben?

Angesichts einer vermeintlich totalen Beherrschung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch die Design-Logik bleiben keine Eingriffsmöglichkeiten, und so wird der Anspruch auf ihre bewußte Gestaltung gleich ganz preisgegeben. Gegen den »Beziehungsautismus« (63) setzt Guggenberger auf die »Liebe« als die »elementare Kraft der Gesellschaftsbildung« (70). Gegen die fortschreitende »Enteignung der Wahrnehmung«, die den »Anfang vom Ende des Privaten« bedeute und zur »Abschaffung der Autonomie des Subjekts« führe (24), stellt er sich auf den Standpunkt des Privaten (»Kein einzelner ist mehr seines Glückes Schmied« [24]) und reklamiert die wirkliche Autonomie des Subjekts. Gegen die »schrakenlose Mitteilungs- und Entblößungsbereitschaft« (51), die ebenfalls das Private und Persönliche auflöse, setzt er auf die »zivilisierende Kraft von Regeln und Beschränkungen«, auf die »Hygiene des Takts, ... den Sinn der Förmlichkeit, ... die Klugheit von Konventionen« (50). Aber gerade der »Takt« verlangt, daß vom Kapital geschwiegen wird, und noch immer ist es »klug«, sich den Anordnungen der Oberen zu fügen. Guggenbergers Kategorien verwischen den Einschnitt zwischen der Unterordnung unter die Herrschaftsmächte und der bewußten Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Aber sieht er nicht auch deutlich die Risse in dieser Welt aus Alu, Glas und Beton? Werden die »neo-coolen« Simulierer nicht ständig auf die »Realität« gestoßen (28)? Diese brauchen daher vor allem »gute Laune« (29). Daß Guggenberger nur die Notwendigkeit der »guten Laune« (und von »Campari und Kir Royal«) bemerkt, ist symptomatisch für seinen Text und verweist auf dessen strategische Leerstelle: das Geld. Denn der Zugang zum Geld determiniert die »gute Laune«. Der begeisterte

Konsumismus des Yuppie, der seine »Lebenstauglichkeit vor allem in Form von Technikkompetenz« vorführt (80), hat den gegenwärtigen technologischen Umbruch und seine kapitalistische Verwertung zur Grundlage. Die »Design-Logik« und der »radikale Subjektivismus«, die Guggenberger überall am Werk sieht, holen ihre Attraktivität aus dem Sicheinrichtenkönnen in diesen neu entstandenen Segmenten der kapitalistischen Produktionsweise. Müßte der »hemsärlige Egoismus der Erfolgreichen, der Schönen und Starken, der Leistungsbereiten und Selbstgewissen« (79) nicht als der Treibstoff der sich restrukturierenden kapitalistischen Produktionsweise begriffen werden? Was wir also brauchen, sind Begriffe, in denen wir diesen Übergang im Kapitalismus und seine Widersprüche begreifen können, schon um den ihn begleitenden kulturellen Effekten nicht auf den Leim zu gehen.

Guggenberger bewegt sich in seinem Material wie ein Fisch im Wasser. Die Schreibweise zeigt es. Der »Gefühlsfrost« wird zum »Frustschutzmittel« (55), das Fernsehen zum »Realitätspräservativ« (20), Kultur zur »Cooltour« (77). Zu »grundlegenden Tätigkeitsfeldern« rechnet Guggenberger das »sich Kleiden, sich Ernähren, Tennisspielen und im Garten Arbeiten« (24). Vielleicht hat hier der Zeitgeist seinem Diagnostiker ein Schnippchen geschlagen? Daß das Tennisspielen gleich »grundlegend« sein soll wie die Ernährung, ist wohl nur im Boris-Becker-Deutschland möglich. Die Sprachwendigkeit hat ihre eigene, mitunter unbeherrschte Dialektik.

Peter Jehle (West-Berlin)

Bänsch, Dieter (Hrsg.): Die fünfziger Jahre. Beiträge zu Politik und Kultur. Gunter Narr Verlag, Tübingen 1985 (455 S., br., 46,- DM)

Hervorgegangen ist diese Sammelpublikation von rund 20 Aufsätzen aus einer Ringvorlesung der Marburger Uni. Das Spektrum der Beiträger reicht von der heimischen Philosophischen Fakultät über einige Publizisten bis zu Helmut Heißenbüttel, dessen Kurzvita am Ende des Bandes ihn als »Rentner in Borsfleth« kokett beschreibt. Der Rahmen ist historisch, die behandelten Themen sind es zunächst auch. Die fünfziger Jahre, so wird rechtfertigend konstatiert, erscheinen als »eine deutlich herauslösbare, historische Einheit« (14). Diese Dekade deutscher Geschichte kann, je nach Lebensalter, von heute aus ganz unterschiedlich beurteilt werden: Für die *Alten*, die ihr Leben notwendig in Vor- und Nachkriegszeit einteilen, ist es die Zeit des *nicht mehr*: Faschismus, Krieg, Gefangenschaft, Vertreibung, Hunger, Trennung, Angst. Und, was mindestens genauso wichtig ist, die Fünfziger bedeuten die Zeit des wirtschaftlichen und politischen Aufbruchs aus einer *Stunde Null*. Als Gegenstand nostalgischer Retrospektive bei den *Jungen* rangiert die durchgängig amerikanisierte Nierentischkultur der Fünfziger eher unter der Kategorie des *Außer-Gewöhnlichen*, wenn nicht Kuriosen.

Die Anknüpfungspunkte sind nicht weit herzuholen: Die erste Hälfte der Achtziger brachte nicht nur eine Konsolidierung der konservativen Strömungen, wie es gerade in den Fünfzigern als Hauptmerkmal der Parteienentwicklung deutlich war (37-48), sondern auch eine dieser Zeit verpflichtete Warenästhetik. Der Belegzwang einer Differenz von »Kapitalismus« und »sozialer Marktwirtschaft« prägte die wirtschaftlich-politischen Auseinandersetzungen unserer Staatsgründer in den Fünfzigern in ganz ähnlicher Weise wie heute. Sehr rasch führte die Rücknahme »allierter Entflechtungsmaßnahmen« zu einer Konzentration wirtschaftlicher Schlüsselbereiche, deren Administration ihre Karriere nicht erst nach Kriegsende einleiteten (49 bis 60). Die Neuverteilung und -ordnung der Welt fällt zum Gutteil auch in die behandelte Zeit. Die beiden Fronten des Kalten Krieges mit NATO (1949) und Europäischer Wirtschaftsgemeinschaft (1957) hüben sowie dem Warschauer Pakt (1955) und

dem Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (1955) drüben übertrugen sich rasch und — zumindest im Westen — recht unspektakulär auf die beiden deutschen Staaten. Sehr aufschlußreich für die Strategien einer innenpolitischen Stabilisierung der BRD durch die neugeschaffene Verfassung ist der Beitrag von Peter Römer (71-89), besonders seine Ausführungen zur westdeutschen Wiederbewaffnung und Art. 26 GG («die Wiederbewaffnung war ... offensichtlich grundgesetzlich nicht vorgesehen» [78]). Die ins westliche Bündnis integrierte Bundesrepublik habe die UdSSR auf diese Weise entschieden provoziert und damit die Chancen einer friedlichen Koexistenz dauerhaft gefährdet. Die Einbeziehung der BRD in die NATO (1955), die Festschreibung der allgemeinen Wehrpflicht (1956) und die Diskussion um die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen (1957-1967), sind nur noch konsequente Schritte auf dem einmal beschrittenen Weg der BRD in den fünfziger Jahren.

Zwar prägte Kurt Schumacher im Oktober 1949 die Losung vom »Neubau, nicht Wiederaufbau«, doch wird von Ingrid Langer und Wolfgang Klafki gerade für die Fünfziger eine gesellschaftliche Restauration konstatiert. Durch die Kriegsjahre formal zur gesellschaftstragenden Kraft geworden, gelang es den Frauen nach 1945 nur partiell, ihre Gleichberechtigungsforderungen einzuklagen. Mehr noch: Wie in der Weimarer Republik stabilisierte das Wahlverhalten eines immensen Frauenüberhangs die konservative Parteipolitik der »Mehrkindfamilie« und der »Leichtlohngruppen« (108-130). Im Bereich des Bildungswesens knüpfte die neugegründete Republik — trotz lebhafter Schulreformdebatten in den späten Vierzigern — nahezu bruchlos an die Traditionen der Weimarer Republik an (131-162).

Es ist auffällig, wie sehr in den historisch orientierten Beiträgen die These eines *Bruchs* in der Geschichte Deutschlands durch den Faschismus negiert wird. Gesellschaftlich, politisch und wirtschaftlich bedeuten die Fünfziger vor allem eine Stabilisierungsphase, deren Anknüpfungspunkte durchaus auch in der Zeit zwischen 1933 und 1945 liegen konnten. Michael Greven betrachtet auf Grundlage dieser eher positivistischen Untersuchungen die beiden avancierten philosophischen Strömungen der Nachkriegszeit: den Existentialismus Sartres und die Kritische Theorie im Umkreis der Frankfurter Schule. Von der historischen Situation in gleicher Weise gefordert, reflektieren beide Philosophien unterschiedlich das Fehlen eines historischen Subjekts in der »auch nach dem Faschismus prä-faschistischen« europäischen Kulturentwicklung (184-208).

Für den Bereich der Kunst- und Kulturentwicklung — dem zweiten Schwerpunkt des Bandes — erinnert Martin Warnke an den neuen Hang zur Abstraktion in den Fünfzigern als Spiegel einer »abstrakt organisierten Lebenswirklichkeit«. Aufschlußreicher sind Cristian Borngräbers gesammelte Beispiele der radikalen Veränderung im Bereich des Industriedesigns und deren — häufig nur peripheren — Auswirkungen auf die deutsche Wohnkultur. »Das schräge Design der fünfziger Jahre war zwar zeittypisch, jedoch keineswegs repräsentativ für den Massengeschmack dieses Jahrzehnts.« (253) Die durchschnittliche Biederkeit des Quelle-Katalogs inspirierte die Hausfrau jedenfalls weitaus stärker als Nierentisch und Tütenlampe. Musik, Film und Literatur sind unabdingbare Themen von vier weiteren Aufsätzen, unter denen der des Herausgebers über die Bücherwelten Arno Schmidts (326-367) die langjährige Beschäftigung verrät, doch auf das Thema des Bandes bezogen eher als »bei Gelegenheit von ...« geschrieben erscheint. Die beiden letzten Beiträger wenden sich überblickhaft dem traditionalistischen England und dem literarischen Frankreich des Nouveau Roman zu. Die einem solchen Sammelband adäquate Form des Konsums ist selbstverständlich die Lektüre einzelner, vom Titel her ansprechender Beiträge. Dem Leser zunächst empfohlen sei allerdings die angehängte

»Bunte Chronik der Fünfziger« (413-444) von Andreas Altenhoff, die die Ungleichzeitigkeit dieses Jahrzehnts vor aller Detailbetrachtung erkennbar werden läßt.
Günter Berg (Amöneburg/Karlsruhe)

Glaser, Hermann: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 2: Zwischen Grundgesetz und Großer Koalition 1949-1967. Hanser Verlag, München, Wien 1986 (382 S., Ln., 54,- DM)

In diesem zweiten Band erzählt Glaser bundesdeutsche Kulturgeschichte über die Ära Adenauer hinaus bis ins Jahr 1967 auf dieselbe Weise, die den ersten Band über die drei ersten Nachkriegsjahre auszeichnete und die im *Argument 162* (292-94) kritisch referiert worden ist. Wenn allerdings 18 Jahre mit ungefähr derselben Seitenzahl auskommen müssen, die zuvor für drei Jahre aufgewendet wurde, zeigt sich ein erstes Problem. Die Kosten stärkerer Komprimierung tragen einerseits die Knotenpunkte, andererseits einige, leider nicht unwesentliche Kulturbereiche, insbesondere die Literatur, die Presse und die Freizeit. So werden die in einer »Topographie« (17) der kulturellen Entwicklung der BRD doch wohl zentralen, die verschiedensten Sphären der geistigen Produktion, des sozialen und politischen Lebens übergreifenden Probleme der »Entideologisierung« und — überraschender noch — der »Vergangenheitsbewältigung« nur punktuell berührt, keineswegs, wie es dem Konzept der Knotenpunkte im ersten Band entsprochen hätte, verdichtet dargestellt.

Inbesondere angesichts der schon im ersten Band angelegten, dominant gesetzten Rolle des als Gegensatz oder Alternative aufgefaßten Verhältnisses von »Trauerarbeit« und »Wirtschaftswunder« fällt negativ auf, daß der in den fünfziger Jahren geprägte, bis heute wirksame und kontrovers benutzte Begriff Vergangenheitsbewältigung nur in Zitaten und nur viermal, meist in ironischer, polemischer oder distanzierter Verwendung (Grass 183; Mohler 188, 294) auftaucht, ohne daß die damaligen, auch praktischen, Bedeutungen je diskutiert würden. Im Falle der Entideologisierung (erstmalig 96) werden sich aufdrängende Möglichkeiten verschenkt, z.B. anlässlich von Helmut Schmidts enthüllender Darstellung des sozialdemokratisch-liberal-christlich-konservativen Konsenses (188) oder anlässlich der kritisierten Standpunktlosigkeit der »Spiegel«-Schreibe (212), obwohl ansonsten Schelkys Begriff der »skeptischen Generation« starke Beachtung findet. Aber das Verhältnis von christlich-abendländischem Konsens und Pragmatismus kann in Glasers Darstellung nicht kritisch reflektiert werden, weil das von den Mitscherlichs bezogene generelle Deutungsmuster, das die »fünfziger und sechziger Jahre ... mit dem Makel der 'Unfähigkeit zu trauern' behaftet« (318) sieht, eine fatale Nähe zum Gegensatz von »Materialismus« und »Geist« aufweist (vgl. 19, 27, 38, 170, 180). Weil die materiellen Interessen der Massen damit die moralisch verzerrte Gestalt von »obsessiver« »Egozentrik« (11) annehmen, fällt nicht nur die Abgrenzung von konservativer Kulturkritik schwer (bezeichnend das friedliche Nebeneinander der feindlichsten Brüder der Literaturkritik im Namenskatalog [267], oder die Zustimmung zu Friedrich Sieburg [177]); auch die Widersprüche, die Glaser zu Recht z.B. zwischen konservativer Familienpolitik und Sexualisierung der Warenwelt sieht, werden in ein Schema der Dichotomie von »Prosperität« und »Innerlichkeit« (75) gepreßt, das die Funktionalität eines jeweils bestimmten »Geistes« für das von Glaser mit den Konservativen für »Materialismus« Gehaltene nicht zu erkennen erlaubt. Das Muster der Dichotomie ermöglicht ihm jedoch nicht nur eine historische Einschätzung der fünfziger und der sechziger Jahre als »transitorische« Phase, sondern auch scheinbar eindeutige politische Unterscheidungen; diese sind aber hinsichtlich der kulturellen Funktion mancher Phänomene eher zweifelhaft, z.B. wenn Glaser — ohne es zu kommentieren —

feststellt, daß die Verteidigung der Kulturnation in der nonkonformen Publizistik den offiziellen Sonntagsreden der Politiker entsprach (42, 43).

Die Funktionalität verschiedener Formen von »Geistigkeit« geht weder in der Dichotomie von »Trauerarbeit« und »Wirtschaftswunder« noch in der von Kritik und Affirmation (285) auf. Geradezu ein Desaster für die Konstruktion des Buches insgesamt stellt deshalb folgende Bemerkung zur »Trauerarbeit« dar: »Die Unfähigkeit zu trauern — das muß man der These von Alexander und Margarete Mitscherlich entgegenhalten — hatte sich nicht zuletzt deshalb entwickelt, weil man, zumindest in den Bereichen eigener, unmittelbarer Betroffenheit, zu viel zu leiden und zu trauern hatte, also notwendigerweise einer gewissen Abstumpfung verfiel.« (65)

Daß die Funktion des kritischen Intellektuellen und der von ihm und seinesgleichen getragenen Kultur die geheime Kernfrage des Bandes ist, geht aus zwei durchgehenden, obwohl eher beiläufig erscheinenden Zitatketten hervor: die eine gewinnt ihre Einheit durch einen merkwürdig mokanten Ton, die andere durch Entrüstung. Einmal geht es um die Zeitschrift »Das Schönste«, die zwar nicht die unmittelbare Nachfolge der »Neuen Zeitung« (vgl. Bd.1) als beherrschendes Quellenreservoir antritt, aber doch weit an der Spitze der ausgewerteten Publikationen liegt (die fast vollständige Vernachlässigung von »Konkret« [217] setzt den Umgang mit der nicht mehr sozialdemokratischen Publizistik fort). An die Stelle der offenen Bewunderung der liberalen re-education gerät in den Bezugnahmen auf »Das Schönste« allerdings eine gewisse Herablassung, insofern diese Zeitschrift einerseits den trauernden Geist, andererseits die verdrängende Prosperität, also »erfolgreiche Macher und Freunde der schönen Künste« (155) vereinte. Sie bestätigt auf ihre Weise, daß der Intellektuelle der Ära Adenauer »zu einer wichtigen Leitfigur« (163) geworden war, dessen »Welt-offenheit« (163) und kritische Leistung in so unterschiedlichen Formen wie Kabarett (222) oder Frühschoppen (229) durchaus auch massenwirksam werden konnte. An seinem Kronzeugen irritiert Glaser die »aleatorische« (163) Haltung, die er auch als »Rokoko« (111) oder »Schönheitskult« (118) bestimmt und auf dem Theater (246, 247), in Musik (259) wie Bildender Kunst (261, 262) wiederfindet und die Glasers angeblich dichotomische Prinzipien der Stagnation (Materialismus) und der Irritation (Geist) verbindet. Wenn Glaser Herablassung gegenüber »Das Schönste« an den Tag legt, dann zeigt er sich unter der Wirkung einer Kritik an den Intellektuellen, deren Rolle nicht zufällig seit 1961 häufig im Bild des »Hofnarren« gefaßt wurde — immer wieder greift Glaser zur Max Frisch über Brecht zitierenden Formel von der »durchschlagenden Wirkungslosigkeit« (202). Diese Kritik findet sich in einem Enzensberger-Zitat aus dem Jahr 1968, dessen stete Wiederholung wohl Glasers andauernde Betroffenheit dokumentiert. Ein im berühmten »Kursbuch«-Aufsatz publizierter Satz gegen »Alt-Sozialdemokraten, Neo-Liberale, Spät-Jakobiner« (209; vgl. u.a. 279, 305) ist Glasers ambivalentes Lieblingszitat, auf das er letztlich mit Entschiedenheit antwortet: »Das von Enzensberger beim Übergang in das Lager der Aktivisten abgewertete Narrenparadies der Intellektuellen mit seinen schönen Selbsttäuschungen ... war allerdings viel dauerhafter als das Wolkenkuckucksheim der Protestbewegung, die nicht nur den seit 1945 bewirkten demokratischen und republikanischen Fortschritt verachtete, sondern auch die Leistungen des evolutionären Sozialismus wie des für Kunst- und Meinungsfreiheit engagierten Liberalismus mißachtete.« (189)

Gegen die Kritik vom Jahr 1968 her mobilisiert Glaser den Begriff der Diskursfähigkeit, der dann auch letztlich die fünfziger Jahre in einem, wenn nicht goldenen, so doch verklärten Lichte erscheinen läßt: »Ganz gleich, wo man kulturtopographisch stand, das Gemeinsame — und dies war die große, aus der Trümmerzeit nicht nur übernommene, sondern weiter wirkende Errungenschaft — war die Diskurs-

fähigkeit und Diskursfreudigkeit, die über alle Lager und Positionen hinweg praktiziert wurde. Darin vereint waren die unterschiedlichsten Positionen, wobei gerade die Literarität der intellektuellen Szene für die notwendige Offenheit und Beweglichkeit sorgte.« (189) Wie wenig wörtlich das »alle« zu verstehen ist, zeigt die Beschränkung der Friedensbewegung in Glasers Darstellung: Nur Hans Werner Richters »Grünwalder Kreis« wird zugelassen, und auch das nur in einem Satz in Klammern (184). Ostermarsch? Nie gehört. Helmut Peitsch (Swansea)

Kuckhoff, Adam: Fröhlich bestehn. Prosa, Lyrik, Dramatik. Alano Verlag, Aachen 1985 (173 S., br., 29,- DM)

»Gern und für vieles fruchtbar hätte ich weitergelebt, so sinnlich gegenwärtig ist mir gerade heute so mancher Augenblick ... gewesen. Aber der Sinn eines Lebens fließt aus ihm selbst, aus allem was er gewesen ist, wirklich gewesen ist.« Dieses Weiterleben, das fruchtbare, aber war ihm nicht mehr zugestanden; ihm, dem Briefeschreiber Adam Kuckhoff, wenige Stunden vor der Hinrichtung durch das Fallbeil in Berlin-Plötzensee.

Einen Hochverräter nannten ihn die Nazis, einen Nazizegner und Antifaschisten die wenigen Geschichtsbücher, die ihn erwähnen. Peter Weiss hat ihm als Mitglied der »Roten Kapelle« im dritten Band der »Ästhetik des Widerstands« ein bleibendes Denkmal gesetzt: »... nein, für den Expressionismus sei er nie gewesen, hörte er Kuckhoff sagen, für ihn stehe die Kunst mitten in der Wirklichkeit, das Reich der Kunst sei nicht die Seele, sondern die Klarheit der Erkenntnis, die Kunst habe die Aufgabe, die Lebensvorgänge, die von den Wissenschaften nur unvollkommen erfasst werden könnten, in der Gestaltung deutlich zu machen ...« (Ästhetik III, 190f.) Auch er »mitten in der Wirklichkeit«, rastlos — als Dramaturg, Intendant, Zeitschriftenredakteur, Filmemacher, Romancier und Dramatiker, Herausgeber der ersten Volksausgabe der Werke Büchners. Kuckhoff galt vielen zu seiner Zeit als hoffnungsvoller Kopf, als Theatermann und Schriftsteller mit großer Zukunft. Der 1887 in Aachen geborene Fabrikantensohn hatte eine respektable Theaterlaufbahn hinter sich, als er die Probephöhne mit dem geheimen Sender vertauschte: Regieassistent am Düsseldorfer Schauspielhaus unter Louise Dumont und Gustav Lindemann, Spielleiter an Arthur Hellmers »Neuem Theater« in Frankfurt am Main und Intendant des Frankfurter Künstlertheaters, einer progressiven Wanderbühne, der u.a. der später von den Nazis ermordete Hans Otto angehörte; schließlich — am Vorabend des »Dritten Reiches« — als Spielleiter und Dramaturg am Berliner Schauspielhaus am Gendarmenmarkt. Der Faschismus unterbricht nicht nur eine Theaterlaufbahn; er zwingt einen in den Widerstand, der soeben begonnen hatte, frühe literarische Versuche zur Vollendung und an die Öffentlichkeit zu bringen. Immerhin: 1937 erscheint der Roman »Der Deutsche von Bayencourt«, 1941 der »Till Eulenspiegel«. Im Oktober 1942 hätte das Drama mit Bernhard Minetti in der Hauptrolle in Posen uraufgeführt werden sollen. Die Verhaftung am 12. September 1942 macht das Projekt zunichte.

Viele der späteren Pläne hat Kuckhoff nicht mehr ausführen können. Das Wenige, das gelang, ist so gut wie unbekannt geblieben. Eine Auswahl seiner Briefe und Texte, 1970 in der DDR erschienen, ist lange vergriffen. — »Fröhlich bestehn« enthält neben Gedichten und Briefen Prosastücke, das erwähnte Drama und Essays zu Büchner, Lessing, Arbeiterschaft und Film u.a. Es ist die erste bundesdeutsche Publikation dieses wichtigen Autors, der sein Werk aufgab, um sich nicht selbst aufzugeben. Hanno Parmentier (Frankfurt/M.)

Dümling, Albrecht: Laßt euch nicht verführen. Brecht und die Musik. Kindler Verlag, München 1985 (736 S., Ln., 68,- DM)

Selten hat ein primär musikwissenschaftlich orientiertes Buch so unterschiedliche Resonanz in der Kritik erfahren wie dieses. Sie reicht von enthusiastischer Zustimmung (etwa Ulrich Walczuch in der »Neuen Musikzeitung«, Hellmut Kotschenreuther im »Tagesspiegel«) über skeptische Distanz (etwa Carl Dahlhaus in der »Frankfurter Allgemeinen«, die noch kurz zuvor den Band als einen »Buchtip des Jahres« vorgestellt hatte) bis zum heftigen Verriß (Tibor Kneif im Westberliner »Zitty«, in engster Anlehnung übrigens an Argumentationen bei Dahlhaus). Überdeutlich ist dabei, daß nicht allein Konzeption und Darstellungsweise Dümlings der Gegenstand der Rezensionen sind, sondern das Werk und besonders die Person (!) Brechts. Daß so grundsätzliche (im Falle Kneif blindwütige) Brecht-Gegnerschaft möglich ist, zeigt, daß B.B. noch nicht zum Klassiker verkommen ist — zumindest bei seinen Feinden.

Strukturelles Gerüst für die Bewältigung einer Überfülle an Informationen ist bei Dümling eine Brecht-Biographie aus musikalischer Perspektive. Auf der Grundlage erzählter Geschichte (durchaus spannend und vergnüglich) heben sich logisch-systematische Erwägungen ab — etwa über Gattungen, Gattungstheorien, ästhetische und ästhetisch-politische Konzeptionen. Daß kein anderer Dichter des 20. Jahrhunderts einen größeren Einfluß auf das Denken und auf die Produktion von Komponisten — bis in die unmittelbare Gegenwart — gehabt hat, wird nicht allein dokumentiert; Interviews mit Hans Werner Henze, Friedrich Cerha und Nicolaus A. Huber belegen ungebrochen lebendige — auch kritische — Auseinandersetzungen mit dem Werk und den theoretisch/praktischen Vorgaben Brechts.

Geringfügige Korrekturen von Einzelpunkten des Buches sind angebracht; für die Spezialisten unter den Rezensenten durchaus motivierend. Peter Jona Korn, im kalifornischen Exil Eisler-Schüler, jetzt Konservatoriumsdirektor in München, modifiziert in der »Welt« — einleuchtend — Momente der Darstellung der Exil-Phase. Politische Gegnerschaft und gleichzeitige Bewunderung für Brecht und Eisler erscheinen hier in angenehmer Vermischung. Der Weill-Kenner und -Biograph Hellmut Kotschenreuther entdeckt im »Tagesspiegel« kleinere Irrtümer in den Weill-Abschnitten. Fred van der Kooij in der schweizerischen »Dissonanz« moniert (und versteht zugleich) die deutliche Bevorzugung Eislers (allein »dem Stückeschreiber künstlerisch und intellektuell gewachsen«) in der Darstellungsweise Dümlings. Kritisch angemerkt werden — bei grundsätzlicher Anerkennung der Qualitäten des Buches — Probleme in der analytischen Durchdringung der Materialfülle.

An diesem Punkt setzt auch Carl Dahlhaus, bei dem Dümling mit einer Arbeit über Schönberg und George promovierte, in der FAZ an. Gewiß, Dahlhaus pointiert einseitig, wenn er Brechts Entwurf eines Musiktheaters nur als »bestimmte Negation« Wagners begreift. Und Brechts recht großzügige Umgehungsweise mit sogenanntem »geistigen Eigentum« anderer verführt Dahlhaus zu einer homonymen Gleichsetzung erheblich divergierender »Ausbeutungs«-Begriffe; das bringt einen hübschen, aber böartigen Effekt (Brecht, »ein Genie der Ausbeutung ..., die er theoretisch bekämpfte«). Stärker als van der Kooij konstatiert Dahlhaus einen »Mangel an Reflexion, an dem Dümlings Buch krankt«. Für Dahlhaus bleibt es »rätselhaft, daß ein Autor, der Publizist und nicht Archivar ist, jedem detaillierten theoretischen und ästhetischen Diskurs aus dem Wege geht«. »Er reproduziert vergangene Perspektiven wie Fakten, statt sie als Perspektiven kenntlich zu machen.« Dem ist (zumindest für Teile des Buches) zuzustimmen; es betrifft nicht die DDR-Kapitel und die unmittelbare Gegenwart. Wo aber der »Mangel an Reflexion« direkt belegt

werden soll, leuchtet die Argumentation Dahlhaus nicht immer ein — etwa in der Beurteilung der Zwölfontechnik, die bei Eisler durchaus anders eingesetzt wird als bei seinem Lehrer Arnold Schönberg.

Daß sich der Autor von der Gewalt des »Faktischen« tendenziell »verführen« ließ, ändert nichts am Rang der Darstellung. Mit »Laßt euch nicht verführen« ist ein Standardwerk der Brecht-Biographik und zugleich der Musik- und Theatergeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts gelungen. Hartmut Fladt (West-Berlin)

Kühn, Hellmut: Musikgeschichte. Band 1: Klassische und romantische Musik 1750 bis 1880. Quadriga Verlag, Weinheim, West-Berlin 1986 (424 S., Ln., 68,- DM)

Kühn möchte in seiner auf vier Bände angelegten Musikgeschichte vor allem den Musikliebhabern entgegenkommen, für die musikwissenschaftliche Detailuntersuchungen zu speziell, romanhafte Musikerbiographien dagegen zu oberflächlich sind. Dennoch bleiben Ausgangspunkt der Darstellung immer die Komponisten als »Kronzeugen einer Zeit und geniale Vermittler der Zeittendenzen mit der Entwicklung der Kunst« (6). Der naheliegenden Gefahr romantisierender Darstellung des einsamen Genius im Kampf mit der Inspiration entgeht Kühn jedoch, indem er die Vermittlung zwischen musikalischer Produktion und ihrer Rezeption und Theoretisierung auf vielfältigen Ebenen sichtbar macht, sei es in der Entwicklung vom Hofmusikus zum unabhängigen Komponisten (179ff.), in der Geschichte des Konzerts, sei es aber auch im Nachweis des konkreten gesellschaftlichen Gehalts neu entstehender Gattungen und Formen wie etwa dem Instrumentalkonzert oder dem Streichquartett. Auch Informationen und Anekdoten, die normalerweise ihren Platz eher am Rande der Musikgeschichte haben, vermag Kühn als Indizien des sich wandelnden gesellschaftlichen Status von Musik zu interpretieren. Das prunkvolle Begräbnis Beethovens etwa, mit offizieller Einladung, 20000 Besuchern und einer Trauerrede von Grillparzer wird zur Selbstfeier eines Bürgertums, das in Beethoven weniger den Kämpfer gegen musikalische Konvention und Verflachung feierte als den durch eigenen Willen zum Erfolg gelangten Einzelkämpfer. Das »per aspera ad astra« der 5. Sinfonie konnte so zum klarsten Ausdruck bürgerlichen Leistungs- und Erfolgsdenkens werden und gleichzeitig zur Projektionsfläche für die Rolle der Musik als Mittlerin zwischen dem Göttlichen und dem Irdischen.

Im Aufweis solcher Brüche und Kontinuitäten liegt einer der großen Vorzüge des Bandes, und Kühn verfolgt sie über den deutschen Sprachraum hinaus auch in Italien und Frankreich. Literarisierung von Musik und Darstellung psychischer Vorgänge entwickelt er im Vergleich zwischen den Musikdramen von Berlioz und Wagner, die Auseinandersetzung zwischen bürgerlicher Haus- und mondäner Salonmusik am Unterschied der Klavierkompositionen von Schumann und Chopin. Verdi und Wagner rücken unter dem Aspekt der Dramatisierung der Oper einerseits näher zusammen, während sie sich in der Gestaltung der Gefühle ihrer Protagonisten scharf unterscheiden.

Kühn läßt seinen Durchgang durch die klassische und romantische Musik mit dem Jahre 1880 enden. So einleuchtend diese Zäsur mit dem Ende der Innovationskraft der mitteleuropäischen tonalen Musik begründet ist, so sehr wird von ihr aus im Rückblick der Beginn mit dem Jahre 1750 fragwürdig, um so mehr als Kühn die gesamte Spanne von 900 bis 1750 unter dem Titel »Alte Musik« in einem gesonderten Band behandeln will. Selbst wenn gerade der Blick auf die Alte Musik sich in den letzten zwanzig Jahren stark verändert hat, so übergeht eine solche Einteilung die Zwitterposition Bachs und mehr noch die seiner Söhne. Sie tauchen, im vorliegenden Band verstreut, ständig als Bezugsgrößen auf, doch wird ihre spezifische Be-

deutung für die klassische und romantische Epoche nicht einsichtig. — Der Band ist mit zahlreichen Illustrationen, Selbstzeugnissen und Zitaten aus der (belletristischen) Literatur anspruchsvoll ausgestattet. Um so bedauerlicher sind die schlechte Qualität einiger Reproduktionen (94, 95, 208) und die bei französischen Eigennamen sehr oft falsch gesetzten Akzente (41, 167, 412). Es sei dem Leser auch nicht vorenthalten, daß Berlioz die Posaunen von Jericho durch »Dutzende von Trompeten und Pausen« (257) darstellte!
 Claudia Albert (Paris)

Friedrich, Götz: Musiktheater. Ansichten — Einsichten. Propyläen-Verlag, Frankfurt/M., West-Berlin 1986 (392 S., Ln., 58,- DM)

Die Aufsatzsammlung des Regisseurs Friedrich beginnt mit einem Beitrag über das »Singen auf der Bühne«. Wer also den Regisseur, auch den der Opernbühne, als allein zuständig erachtet für die räumliche Organisation der Bühnenhandlung, dafür, die geistigen Beziehungen der Akteure szenisch sinnfällig zu machen, kann hier dazulernen. Dabei scheinen doch »Oper« und »Singen« eins. Sie sind es auch in jenem überwiegenden Teil des Opernbetriebs, der das landläufige, konsumistische Interesse am »schönen Klang«, genauer: der »schönen Stimme«, befriedigt. Dieser Opernbetrieb ist es, dessen Renaissance und hegemonistischen Zugriff auf das Operngeschehen nicht nur der Bundesrepublik jüngst die Illustrierte »Stern« als erschreckende Tendenz bloßlegte; ein Betrieb, in dem das Singen, das »schön-wohl lautende« und perfektionistische zumal, alles, die dramatische Handlung aber nur schmückendes Beiwerk, Dekor ist.

»Das Musiktheater unterscheidet sich vom Sprechtheater durch die Tatsache, daß gesungen wird, und von der Oper durch die Fragestellung, warum gesungen wird.« (16) Der Beitrag, dem diese pointiert-verschmitzte Bemerkung entstammt, datiert von 1957, und schon aus der »Klassizität« dieses bemerkenswert klaren Hinweises wird deutlich, daß es sich — wie durchschlagend die Hinwendung von der Sing-Oper zum Musiktheater in der Realität auch immer gewesen sein mag — bei der aktuellen Rückkehr zum Wohlklang um eine Wende handelt. Da sind wir schon weiter gewesen; und wer das Privileg hatte, jene mittlerweile als säkularer Glücksfall zu Recht gefeierte Musiktheaterzusammenarbeit zwischen einem Dirigenten — Michael Gielen — und einer Regisseuse — Ruth Berghaus — an der Frankfurter Oper mitzuerleben, weiß, wovon die Rede ist.

Es geht in Friedrichs weitreichender Bemerkung ja nicht nur um »die Fragestellung, ob der gesangliche Ausdruck mit Notwendigkeit aus dem Vorgang [auf der Bühne; Anm.d.Verf.] erwächst« (ebd.). Es geht in dieser Idee eines Musiktheaters, wie Walter Felsenstein — der Lehrer Götz Friedrichs — sie entwickelte, um nicht weniger als um die »Humanisierung des Bühnengesangs«, ... die wichtigste Bedingung dafür, daß Musiktheater Bestandteil und Instrument der gesellschaftlichen Humanisierung würde« (362). Erst aus jener Gesellschaflichkeit der Töne, dem Begreifen also, warum sie notwendig gesungen werden müssen, kann auch wirklicher Schönklang erwachsen — aus der Einheit also von handelnder und singender Person. Daraus ergibt sich zwingend, daß die Handlung im Musiktheater nicht allein aus der Abfolge szenischer Bewegungen abzulesen ist. Die Handlung ist auch in der Partitur eines Werkes niedergelegt. »Die Entschlüsselung der Handlung aus den Partituren und die Entdeckung der Charaktere, wie sie unmißverständlich und unverwechselbar gerade durch die subjektiv geprägte Schreibweise eines Komponisten vorgezeichnet worden sind, gebiert und formt die Singweise.« (25) Ist aber das opernhafte Singen mehr als die akrobatisch-gelungene Wiedergabe eines diffizilen Notentextes, und ist auch im Singen auf der Bühne erkennbar, daß »der Motor jeder einzelnen Handlung

die bestimmte Absicht der Figur, ihr individuelles und soziales Interesse oder auch der Versuch ist, mit Erlebtem fertig zu werden, es zu ordnen, um neu handeln zu können« (29), dann nähert sich *die Oper als Musiktheater* dem Punkt, »als Kunst eine spezifische Form der Erkenntnis und Aneignung der Wirklichkeit« (27) zu sein. »Die in ihr wirkenden Gesetze sind andere als in der Wirklichkeit, aber ihr entnommen« (ebd.). »Aktivierung des hörenden Zuschauers« (34) ist das hoch, fast fern scheinende Ziel solcher musikalischer Unterweisung, die sich des Wohllauts deshalb längst nicht schämen muß. Daß das beharrliche Nachspüren des Regisseurs und aller Beteiligten nach der Antwort auf die Frage, warum hier gesungen werden muß und warum hier *so* gesungen werden muß, wie es der Notentext verlangt, höchstes sinnliches Vergnügen evozieren kann, gehört zu den erfreulichsten Tugenden eines realistischen Musiktheaters. Wobei das Adjektiv »realistisch« nichts anderes besagt »als die Überzeugung, daß Musiktheater etwas mit der Wirklichkeit zu tun hat und verständlich in sie wirken muß, ein kostbares Instrument humaner Selbstverwirklichung, vielen zugänglich, von manchen genutzt« (364).

Der Band enthält zahllose Analysen und Regiekonzepte aus der Opernliteratur von Monteverdi bis in die neueste Zeit, die illustrieren, wie solch realistisches Musiktheater zu praktizieren ist. Das treffendste Beispiel, an dem abzulesen ist, wie es kommen kann, daß eine singen muß, »wo das Singen, das Singen-Müssen, als gesteigerte menschliche Äußerung nicht nur so realistisch als möglich eingesetzt, sondern dazu auch sozial und geradezu medizinisch begründet wird«, ist die Arie der Mimi im ersten Akt von Puccinis »La Bohème«. Diese Annäherung an das Singen auf der Bühne bei Götz Friedrich lesend nachzuvollziehen (32ff.), ist allein schon die Beschäftigung mit dem Band wert. Hanno Parmentier (Frankfurt/M.)

Soziologie

Touraine, Alain, Michel Wieviorka und François Dubet: Le mouvement ouvrier. Fayard, Paris 1984 (432 S., br., 98 FF)

Touraine, Wieviorka und Dubet untersuchen die Arbeiterbewegung im Rahmen eines Ansatzes, bei dem empirische Forschung und soziologische Gegenwartsdiagnose verbunden werden. Ihre Zentralfrage richtet sich auf die Perspektiven der Arbeiterbewegung als politisches Projekt, d.h. als umfassender Zukunftsentwurf, der eine Handlungsperspektive einschließt. Die Studie bezieht sich zwar in erster Linie auf die französische Arbeiterbewegung; der Bezug auf strukturelle Probleme des westlichen Industrialismus und Kapitalismus und häufige Verweise auf andere Länder zielen zugleich darauf, die aktuelle Entwicklung der französischen Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung in einen paradigmatischen Zusammenhang zu stellen.

Die empirische Basis der Studie bilden eine Reihe von qualitativen Einzelfallstudien aus der Eisen- und Stahlindustrie, der chemischen Industrie, dem Schienenverkehr sowie Interviews mit Technikern und Informatikern. Befragt wurden dabei (jeweils gewerkschaftlich aktive) ungelernete Arbeiter (*manoeuvres*), betrieblich angelegerte Arbeiter (*ouvriers spécialisés*) und Facharbeiter (*ouvriers professionnels*) sowie Managementvertreter aus den beiden erstgenannten Branchen. Das empirische Forschungsinstrument besteht aus Fragen und Hypothesen, welche die Autoren aus vorangegangenen Untersuchungen zur Entwicklung der Industriearbeit (*évolution technique*), zum Arbeiterbewußtsein und über neuere soziale Bewegungen gewonnen haben. Das Konzept unterliegt dabei zugleich einer Diskussionsdynamik

durch die Erfahrungen und Deutungen der Teilnehmer aus den jeweiligen Branchen, Qualifikationsgruppen und Regionen. Die Autoren stellen ihr eigenes Forschungsinstrumentarium zur Diskussion und ermöglichen kritische und abweichende Stellungnahmen von seiten der Befragten.

Die Zentralkategorie der Studie bildet — wie bereits in vorangegangenen Studien (z.B. A. Touraine, *La conscience ouvrière*, Paris 1966) — das Arbeiterbewußtsein. Die Autoren unterscheiden dabei in einer von der deutschen Begriffstradition abweichenden Bedeutung die drei Elemente der *défense communautaire*, des *syndicalisme du marché* und des *utopisme ouvrier*. Die zuerst genannte Komponente des Arbeiterbewußtseins bezieht sich auf soziokulturelle Strukturen des Arbeitermilieus (z.B. im Wohnbereich, in den Umgangsformen oder in der Arbeitssituation), der *syndicalisme du marché* entspricht in etwa dem Reproduktionsinteresse (in seinen vielfältigen Schattierungen und Abstufungen am Arbeitsmarkt oder im Betrieb); der *utopisme ouvrier* schließlich bezieht sich auf vorgeifende und verallgemeinerungsfähige normative Entwürfe eines besseren Lebens in Auseinandersetzung mit der erfahrenen Wirklichkeit. Das Arbeiterbewußtsein gilt den Autoren als Klassenbewußtsein, wenn sich aus dem Zusammenhang von *défense communautaire*, *syndicalisme du marché* und *utopisme ouvrier* Konturen einer alternativen Gesellschaftsvorstellung ergeben. Als stabiler und klassenkonstituierender Erfahrungshintergrund gilt dabei der strukturelle Gegensatz zwischen unternehmerischer Verfügungsgewalt und Autonomie- und Geltungsansprüchen der Arbeiter in der unmittelbaren Produktion.

Die unterschiedlichen industriellen Milieus und Statusdifferenzen der Arbeiterklasse am Arbeitsmarkt und im Betrieb werden als Ausdruck und Entwicklungsformen einer historischen Dynamik verstanden. Diese industrielle Entwicklungsdynamik hat ihren Kern in der *évolution du travail*. Hierunter wird im wesentlichen die Auflösung der traditionellen Berufs- und Gewerbestrukturen durch die industrielle Massenproduktion, den Taylorismus sowie neuerdings durch neue Produktionstechniken verstanden. Mit dem Übergang vom beruflichen (*système professionnel*) zum technischen (*système technique*) System der Arbeit seien zugleich verstärkte Binnendifferenzierungen der Arbeiterklasse durch betriebliche Politik oder regionale Sonderentwicklungen verbunden. Die Autoren entgehen mit der Öffnung ihres Begriffs von Arbeiterbewußtsein für kulturelle Lebenswelten und normative Geltungsansprüche und Zukunftsprojektionen der Gefahr ökonomistischer Verengungen und technologischer Verkürzungen. Umgekehrt behalten sie unter Rückbezug des Bewußtseins auf industrielle Milieus und objektive qualifikations-, betriebs- oder arbeitsmarktbezogene Linien der Differenzierung immer noch den strukturellen Bedingungs-zusammenhang der Arbeiterexistenz im Blick. Allerdings verbürgt diese Bindung des Arbeiterbewußtseins an die materiellen Produktions- und Lebensverhältnisse nicht automatisch ein (im Blick auf Forderungsinhalte, Verallgemeinerungsfähigkeit, Zukunftsbezug etc.) politisch vorwärtsweisendes Bewußtsein. Dies wird vor allem bei der Diskussion der industriellen Dynamik deutlich.

Die industrielle Dynamik — und besonders in diesem Punkt scheint die Untersuchung über Frankreich hinaus verallgemeinerbar zu sein — nimmt im Übergang zu den achtziger Jahren eine neue Qualität an. Als wichtigste Momente dieser Umbruchsituation nennen die Autoren die ökonomische Strukturkrise in der Eisen- und Stahlindustrie — hier wird die *communauté ouvrière* als regionaler Lebenszusammenhang dauerhaft zerstört — sowie den technischen Strukturwandel mit den vermuteten Konsequenzen der Erosion traditioneller industrieller Facharbeit und der Entstehung und Ausbreitung eines fachlich-industriellen Professionalismus ohne Verbindung zur traditionellen *conscience ouvrière*. Als dritte Gruppe von Verände-

rungsfaktoren schließlich sehen die Autoren das Aufkommen der neuen sozialen Bewegungen, deren Akteure (Frauen, Ökologen, Atomenergie-Gegner sowie Emigranten aus Ländern der Dritten Welt) und Forderungen nur noch zum Teil auf die Konfliktkonstellationen des *lieu central* in der Produktionssphäre beziehbar seien.

Im Zusammenhang dieser Umbrüche und neuen gesellschaftlichen Strukturprobleme wird als zentrale These eine zunehmende Ablösung des gewerkschaftlichen Handelns (*action syndicale*) von der Arbeiterbewegung und den tragenden Bedingungen der *conscience ouvrière* diagnostiziert. Diese — vor allem vor dem Hintergrund der deutschen Entwicklung zunächst schwer verständliche — These besagt soviel, daß die betriebliche Arbeitswirklichkeit als *lieu central* des traditionellen Arbeiterbewußtseins von drei Seiten her ausgehöhlt wird. Einmal wird der traditionelle Grundkonflikt zwischen Herrschaftsanspruch der Unternehmer und Autonomiestreben der Arbeiter — etwa im Falle der Krisenbranchen/-regionen — zunehmend mediatisiert durch übergreifende politische Entwicklungen. Zum anderen verweist die betriebliche Herrschafts- und Ungleichheitsproblematik — etwa im ethnischen und geschlechtlichen Bereich — auf soziokulturelle Tiefenschichten, die sich nicht unmittelbar auf ökonomische Verfügungs- und Konkurrenzbeziehungen reduzieren lassen. Schließlich (und hier weicht die Aussage deutlich ab von der deutschen Diskussion) ist auch im Blick auf zukünftige technische Entwicklungen nicht mit nennenswerten Formen der Reprofessionalisierung der Industriearbeit zu rechnen. Die Malletsche Erwartung einer neuen Arbeiterklasse wird als durch die neue Entwicklung widerlegt angesehen.

Im Zusammenhang mit der zunehmenden Entkoppelung von gewerkschaftlichem Handeln und Arbeiterbewegung sehen die Autoren eine Reihe von Handlungsdilemmata, die in den Gruppendiskussionen ausführlich zur Sprache kommen und die in der Politik der beiden Richtungsgewerkschaften C.G.T. und C.F.D.T. eine jeweils unterschiedliche Ausprägung annehmen. Im Falle der C.G.T. — jeweils anhand der Aussagen der befragten *militants* — liefert die Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus noch eine Interpretation gesellschaftlicher Widersprüche und ein Modell des kollektiven Handelns, wo Modernismus (Bejahung der industriellen Produktivkräfte) und Kapitalismuskritik (unter besonderer Betonung von Gleichheitsforderungen und Nationalismus) eine widersprüchliche Verbindung eingegangen sind. Eine zunehmende Dogmatisierung des Politischen und eine Ideologisierung des Alltagshandelns seien hier die wichtigsten Konsequenzen der politischen Mediatisierung der Arbeiterbewegung.

Die *militants*, die der C.F.D.T. angehören, stehen der industriellen Modernisierung teilweise kritisch gegenüber. Anders als im Falle der C.G.T. sind hier die vielfältigen Konflikterfahrungen und Handlungsentwürfe nicht bezogen auf ein geschlossenes Gesellschaftsmodell. Kritik, Emanzipationsansprüche und Zukunftsentwürfe (z.B. von Frauen, Arbeitern aus der Dritten Welt etc.) behalten ihren Eigensinn. Die Konkurrenz von Frauen gegenüber männlichen Beschäftigten; Gefühle der Solidarität gegenüber der Dritten Welt oder Konzeptionen einer alternativen Technik stehen dabei oft sperrig nebeneinander. Die gewerkschaftliche Politik behält hier Kontakt zur sozialen Dynamik der Arbeiterbewegung und bringt auch utopisch-vorgreifende Elemente der *conscience ouvrière* zur Sprache, aber dies geschieht um den Preis der Geschlossenheit und der Gewichtung und Ausbalancierung von heterogenen Mitgliederinteressen. Zieht die C.G.T. ihr Mobilisierungspotential u.a. aus der programmatischen Geschlossenheit und der organisatorischen Stoßkraft ihrer Politik, so lebt die *politique syndicale* der C.F.D.T. von ihrer nach wie vor engen Verbindung zur *culture ouvrière*. Beide Gewerkschaften sind dabei offensichtlich in

ihrer betrieblichen Präsenz wegen der ökonomischen Krise stark geschwächt worden, während (und dies vor allem in hochmodernisierten Sektoren wie der Atomindustrie oder dem Flugzeugbau) die Forces Quvrières mit ihrem unpolitischen Konzept einer monetären Verteilungspolitik eher einen Mitgliederzuwachs verzeichnen konnten.

Es macht die Stärke der Untersuchung von Touraine, Wieviorka und Dubet aus, daß die drei Realdimensionen der historischen Strukturentwicklung von Branchen und Regionen, der soziokulturellen Artikulation von abhängig Beschäftigten und der gewerkschaftlichen Politikinhalt aufeinander bezogen werden. Dem deutschen Leser bleibt nach der Lektüre die Erkenntnis, daß die historische Dynamik sozialer und kultureller Ansprüche und Forderungen unabdingbar die Voraussetzung darstellt für gewerkschaftliches Handeln, daß die Realisierung der Forderungen im betrieblichen Alltag jedoch zugleich die Präsenz der gewerkschaftlichen Interessenvertretung und effiziente Formen der Institutionalisierung dieser Interessenvertretung erfordert. Die interessanteste — und in ihrer politischen Bedeutung weit über die französische Arbeiterbewegung hinausreichende — Schlußfolgerung erscheint mir die, daß nicht allein traditionelle gewerkschaftliche Ziele von Gleichheit und Freiheit, sondern auch historisch neuartige Forderungen wie z.B. nach Umweltschutz und gesellschaftlich sinnvollen Produkten ihren zentralen Kern in der materiellen Produktion haben. Nach Touraine, Wieviorka und Dubet konstituiert allerdings der lieu central absehbar nicht mehr ein einheitsstiftendes Terrain, welches die drei prinzipiell verschiedenartigen Konfliktzonen der Beschäftigungssicherung, der offensiven Abstützung beruflicher Autonomie und der Artikulierung neuartiger kultureller Ansprüche wie z.B. nach gesellschaftlich sinnvollen Produkten zu integrieren erlaubte.

Niels Beckenbach (Kassel)

Bergdoll, Karin, u.a.: Mischarbeit und elektronische Textverarbeitung. Erprobung in einer Kommunalverwaltung. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1987 (320 S., br., 48,- DM)

Berichtet wird über ein Projekt, das im Rahmen des Programms »Humanisierung des Arbeitslebens« in den Jahren 1978 bis 1982 in der Verwaltung der Hansestadt Lübeck durchgeführt wurde. Die Zielstellung des Projekts ist spannend: Die Arbeit der (fast ausschließlich weiblichen) Schreibkräfte der Stadtverwaltung, ihre aufs Schreiben reduzierte Tätigkeit, hoch belastend, gering bewertet und ohne Perspektive, sollte mit Hilfe elektronischer Textsysteme in dreifacher Weise entwickelt werden:

— Arbeit an elektronischen Textsystemen ist nicht einfach erweiterte Schreibmaschinearbeit, sondern eine neue Tätigkeit mit neuen, auf system-, programm- und organisationstechnische Funktionen bezogenen Anforderungen, für Schreibkräfte also verbunden mit einem Sprung in der Qualifikationsentwicklung.

— Der Produktivitätsgewinn auf Grund des Einsatzes solcher Textsysteme sollte so genutzt werden, daß die Schreibkräfte die beim Schreiben eingesparte Zeit mit Verwaltungstätigkeiten auffüllen, in Absprache mit den Sachbearbeitern, wobei gesichert sein sollte, daß dies nicht zu Lasten der Sachbearbeiter geht, diese vielmehr Zeit für neue bzw. sonst nicht zu bewältigende Arbeiten gewinnen, und daß qualifizierte und zusammenhängende Verwaltungstätigkeiten von den Schreibkräften übernommen werden. (Auch für einige der übernommenen Verwaltungstätigkeiten sollten die Textsysteme eingesetzt werden.)

— Diese Entwicklung (Umgestaltung der Arbeitsplätze und -tätigkeiten, Beschaffung und Implementierung der Technik etc.) sollte so weitgehend wie möglich von den Schreibkräften (und den Sachbearbeitern) mitbestimmt werden.

Daß eine solche Zielstellung mit Erfolg verwirklicht wird, ist auch im Rahmen eines Humanisierungsprojekts nicht selbstverständlich. Zwar ermöglicht das Programm »Humanisierung des Arbeitslebens« finanziell und organisatorisch einen geschützten Raum für Vorhaben dieser Art: Die bei Maschinisierungs- und Reorganisationsmaßnahmen übliche Hektik läßt sich ein Stück weit ermäßigen; Lernprozesse sind kein zufälliges Ergebnis, sondern werden bewußt angestrebt; ein experimentierendes Vorgehen, auch Umwege, ja Fehler gelten nicht bloß als zu vermeidende Kosten, sondern werden als produktive Erfahrungen zugelassen und genutzt. Dennoch: ein geschützter Raum ist kein luftleerer Raum. Auch Humanisierungsprojekte bewegen sich in realen Arbeitsverhältnissen, mit jeweils eigenen Interessen- und Handlungskonstellationen, Machtbeziehungen und Arbeitskulturen, und nicht außerhalb ökonomischer Rahmenbedingungen, woraus spezifische Konfliktfelder resultieren. In diesem Zusammenhang sind drei Verdienste des Lübecker Humanisierungsprojekts hervorhebenswert:

1. Das Projekt war erfolgreich. Es hat seine Zielstellung verwirklicht, nicht im Sinne einer linearen, sondern vielfältig gebrochenen Entwicklung, die geprägt war von Spannungen, Widersprüchen und Krisen, für die die Beteiligten immer wieder neue Bewegungsformen produktiver Auflösung finden mußten. Einerseits die (arbeitsökonomische) Begrenzung des Projektfeldes auf die Schreibdienste zweier Ämter; andererseits die umfassende Bearbeitung dieses Projektfeldes, weit umfassender als bei betrieblichen Umgestaltungsmaßnahmen sonst: Da war nicht nur Maschinerie auszuwählen und die Arbeitsorganisation zu verändern, einschließlich des räumlichen Umfeldes und der Büromöblierung, einschließlich der notwendigen Voraussetzungen von der Gesundheitsuntersuchung bis zur Schulung; es waren eingefahrene Denk- und Organisationsweisen umzustülpen, Kooperationsprozesse zu beleben und neu herzustellen, Lernprozesse in Permanenz zu bewirken, damit all dies so weit wie möglich von denen aktiv vorangetrieben wurde, die sonst weitgehend passive Manövriermasse in solchen Umgestaltungen sind. Für die Beschäftigten bedeutet das zuallererst die Erfahrung und Bewältigung neuartiger Paradoxien: Als einen Bestandteil des Humanisierungsprojekts betreiben sie den Abbau von Belastungen in der Arbeit, zugleich kommen hohe und ungewohnte Anforderungen auf sie zu, die zu Mehrbelastungen bzw. Belastungsverschiebungen führen. Ein Beispiel: »Üblicher Weise liegt die Beweislast bei der Einführung technischer Neuerungen bei der hierfür zuständigen Fachabteilung bzw. beim Hersteller. Klappt bei der Einführung irgendetwas nicht, so haben die Bediener ... keinerlei Verpflichtungen über die pflegliche Behandlung der Geräte hinaus. Die Logik eines Humanisierungsprojekts führt dazu, daß die Beschäftigten eine Teilfunktion der Leitung übernehmen, nämlich für das Funktionieren eines Arbeitsmittels zu sorgen — eine sehr zwiespältige Wirkung der Mitbestimmung.« (119f.) (Ähnliche Paradoxien ergeben sich für die beteiligten Sozialwissenschaftler, die die gewohnte analytische Distanz preisgeben haben, wie die Beschäftigten ihren Wissenshorizont universalisieren und bereit sein müssen, zeitweilig zu so etwas wie Motoren des Projektfortgangs zu werden.)

2. Die Schranken von Humanisierungsprojekten werden deutlich: Sie sind zeitlich befristet und arbeiten in Teilbereichen größerer Organisationseinheiten. Damit stellt sich das Problem des Lebendighaltens der Projektergebnisse über das Projektende hinaus und der Übertragung des Gelernten auf die übrige Verwaltung. Wie können die Beschäftigten den selbst produzierten Mobilisierungsschub erhalten und womöglich erweitern? Wie läßt sich das Neue und Ungewohnte nicht nur punktuell und partiell herstellen, sondern zur Normalität des Alltags machen? Hier wirken enorme

Beharrungskräfte entgegen. Einen Eindruck davon erhält man etwa aus der (im Anhang abgedruckten) Stellungnahme der Lübecker Verwaltung: die für die Verallgemeinerung der Projektergebnisse »zuständigen Mitarbeiter des gehobenen Dienstes sind in der Regel nicht in der Lage, die notwendigen Schlußfolgerungen zu ziehen, um die Grundgedanken des Konzeptes aus dem Bericht herauszudestillieren und sinngemäß in ihre eigene Arbeit zu übertragen« (292). Der Personalrat hat diesen Satz zu Recht als Armutszeugnis gewertet und als Alibi, »daß die Ergebnisse des Modellversuches nicht auf andere vergleichbare Bereiche übertragen werden« (299). Eine Vereinbarung zur Absicherung und Erweiterung der Projektergebnisse hat die Stadtverwaltung abgelehnt. Das Projekt hat die formale Verwaltungshierarchie nicht geändert, aber es hat das Selbstbewußtsein der Schreibkräfte gestärkt und ihre Handlungsbereitschaft erhöht. (Wie sehr auch das Tarifrecht als Schranke für Projekte dieser Art wirkt, wird sehr präzise analysiert.)

3. Der Projektbericht ist durchzogen von ausgezeichneten Beobachtungen zur Arbeitskultur in Verwaltungen. Ein Beispiel: Die Schreibkräfte haben beim Einarbeiten in die elektronischen Textsysteme Schwierigkeiten mit den schriftlichen Anleitungen nicht nur wegen deren Unverständlichkeit. Sie »befürchten, beim Buchlesen 'ertappt' zu werden«. Es war »für sie zumindest zum damaligen Zeitpunkt noch unvorstellbar, das Lesen als Bestandteil ihrer Arbeit voll zu akzeptieren. Außerdem signalisierte 'Lesen' für die Außenstehenden, daß die Schreibkräfte den Apparat offensichtlich nicht voll beherrschten, während 'Herumfummeln' am System für Nicht-Eingeweihte kaum vom normalen Arbeitsprozeß zu unterscheiden war.« (115)

Daß der Bericht über das Lübecker Humanisierungsprojekt beinahe fünf Jahre nach seinem Abschluß erst erscheint, tut seinen Qualitäten keinen Abbruch, ist aber dennoch mißlich: Ich hätte mir — wenn dies schon nicht zu vermeiden war — eine kleine Nacherhebung gewünscht, was aus dem Projekt in der Lübecker Verwaltung geworden ist. Die Autoren hätten dies — wie eine Rückfrage ergab — selber gerne getan. Aber der Projektträger hat es — mit merkwürdigem Desinteresse gegenüber dem Schicksal seiner Unternehmungen — nicht finanziert. Gleichwohl: ich habe aus diesem Bericht sehr viel gelernt.

Werner van Treeck (Kassel)

Funke, Axel, Dirk Hartung, Beate Kraus und Reinhard Nuthmann: Karrieren außer der Reihe. Bildungswege und Berufserfolg von Stipendiaten der gewerkschaftlichen Studienförderung. Bund-Verlag, Köln 1986 (291 S., br., 29,80 DM)

Die Hans-Böckler-Stiftung (früher Stiftung Mitbestimmung) des DGB als Elite- bzw. Begabtenförderungswerk muß nachweisen, daß sie ihrem sozialen Anspruch gerecht wird. Denn Eliteförderung sowie die Verbindung von privater Studienförderung und Leistung sind Teile eines konservativen Konzeptes. Die Stiftung beauftragte daher das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin, alle in der Zeit von 1954 bis Ende 1980 geförderten 4264 Personen über soziale Herkunft, berufliche Vorbildung, Studium, Berufseinstieg sowie berufliche Entwicklung zu befragen. Die Anschriften von 1000 Altstipendiaten konnten nicht mehr ermittelt werden. Von 3275 angeschriebenen Personen antworteten 2217 (52 % der Grundgesamtheit). Die Rücklaufquote betrug 68 %. Die Erhebung fand 1982 statt.

Zunächst betonen die Autoren, daß der Frauenanteil unter den Befragten zu klein sei. In den ersten zehn Jahren der Stiftung (1954 bis 1965) förderte die Stiftung zudem im wesentlichen »höhere Töchter« mit Abitur. Dies änderte sich jedoch in den siebziger Jahren zugunsten von Frauen aus Arbeiterfamilien. In einem Nachwort verspricht die Stiftung Besserung.

Rund 35 % der befragten Stipendiaten stammten aus einem Arbeiterhaushalt.

Dreiviertel kamen nicht über das gymnasiale Abitur, sondern über Sonderwege zur Hochschule. Sie waren fast alle vor dem Studium berufstätig und hatten in der Regel eine abgeschlossene Berufsausbildung (im Vergleich: nur 16 % der deutschen Studenten haben eine berufliche Vorerfahrung). Fast 90 % von ihnen arbeiteten vor ihrem Studium aktiv in einer Gewerkschaft.

An Fachhochschulen wurden von den Stipendiaten in erster Linie ingenieurwissenschaftliche Fächer gewählt, an der Hochschule für Wirtschaft und Politik (HWP) in Hamburg die wirtschaftswissenschaftliche Fachrichtung und an Hochschulen das Lehrerstudium (Gewerbelehrer) bzw. Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Medizin und Jura wählten nur sehr wenige. Während des Studiums wurden der Verlust des Kontakts zu Kollegen, Freunden und Bekannten, der mangelnde Praxisbezug sowie unzureichende finanzielle Absicherung beklagt. Die Betreuung durch die Stiftung bewirkte zum Teil einen Ausgleich. Knapp 1/4 der Befragten wechselten im Laufe des Studiums das Fach. Nur 3 % brachen ihr Studium ab (5 % nach 1970).

17 % der Befragten hatte beim Übergang vom Studium zum Beruf Probleme. 1/4 von ihnen ging in den gewerkschaftlichen Arbeitsbereich (darunter 50 % der HWP-Absolventen). 91 % sind erwerbstätig (78 % der befragten Frauen). 2,6 % sind arbeitslos (Übergangsarbeitslosigkeit). Das höchste Niveau der Vollbeschäftigung liegt im ingenieurwissenschaftlichen Bereich. Dort haben 93 % Dauerstellen, während es im sprach- und kulturwissenschaftlichen Bereich nur 76 % sind. Das Hochschulstudium war in der Regel eine Grundlage für den zweiten beruflichen Erfolg. Stipendiaten, die in der Privatwirtschaft oder im privaten Dienstleistungsbereich arbeiten, sind etwas weniger gewerkschaftlich organisiert (60 %) als diejenigen, die in der Gewerkschaft, Gemeinwirtschaft oder in Verbänden arbeiten (70 %). Die Untersuchung belegt, daß die Stiftung ihrem sozialen Anspruch gerecht wird.

Eberhard Göbel (West-Berlin)

Grubauer, Franz, u.a.: Arbeiterjugendliche heute — Vom Mythos zur Realität. Leske und Budrich, Opladen 1987 (160 S., br., 15,- DM)

Als qualitative Untersuchung über Arbeiterjugendliche in der Großindustrie angelegt, macht die Studie einsichtig, daß von *der* Arbeiterjugend nicht die Rede sein kann: Die Identifikation mit und Distanzierungen zu vorherrschenden Deutungen von Arbeit, Moralvorstellungen und Rechtsnormen verdeutlichen, daß nicht nur die Spannweite subjektiver Bewertungen der Lohnarbeit groß ist, sondern auch die individuellen Orientierungen hinsichtlich Arbeit, Moral und Recht keineswegs konsistent sind: »Was wir nicht haben finden können, sind etwa solche Eindeutigkeiten wie: positive Identifikation mit Leistung, sozial-partnerschaftliche Einstellung, nur gute Arbeitserfahrungen ... und ähnliches.« (35) Die Stärke der Studie liegt im Aufweis der differenzierten Wirklichkeitsinterpretationen der Befragten. Am Interviewmaterial wird deutlich gemacht, daß eine ausgeprägte Distanz zur berufsförmigen Arbeitstätigkeit mit einer hohen subjektiven Bedeutung von konkret-nützlicher Arbeit einhergehen kann. Neben der »Distanz zur Berufsarbeit ohne Distanzierung von Arbeit« (15ff.) sind es die Formeln »Gewerkschaftliche Orientierung ohne Orientierung an den Gewerkschaften« (40ff.), Moral im Spannungsfeld von Kalkulation und Sinnhaftigkeit (40ff.) sowie die Ambivalenzen im Verhältnis zu Rechtsstaatlichkeit und Gewalttätigkeit (65ff.), in denen die Resultate der »Annäherungsversuche an die Wirklichkeit« dargestellt werden. Die Auswertung erfolgt zudem unter den Gesichtspunkten geschlechtsspezifischer Differenzen und Besonderheiten der regional-kulturellen Milieus.

Albert Scherr (Landau)

Ruppert, Wolfgang (Hrsg.): Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum »Wirtschaftswunder«. C.H. Beck Verlag, München 1986 (510 S., Ln., 78,- DM)

Der Band »will erzählen, um an anschaulichen und authentischen Beispielen die Nähe zur Lebenssituation der Betroffenen zu erreichen, ohne aber darüber die gebotene wissenschaftliche Exaktheit und Einordnung zu vernachlässigen« (17). Wesentliches Mittel dieser Herangehensweise ist die »Visualisierung« proletarischer Lebensverhältnisse, die sinnlich-wahnehmbare Einsichten in den proletarischen Reproduktionszusammenhang ermöglicht und damit Betroffenheit herstellt. Durch die Vernetzung lebensalltäglicher »Aggregatzustände« wird die Entwicklung der deutschen Arbeiterkultur zwischen 1840 und 1960 — im Selbstverständnis der Unvollständigkeit — nachgezeichnet, wobei der Leser etwa folgende Periodisierung der Entwicklung deutscher Arbeiterkultur ausmachen kann: die Konstituierung des Proletariats zwischen 1840 und 1860, die Herausbildung politischer Organisationen und eigenständiger kultureller »Überlebensformen« von 1860 bis 1895, die Konsolidierung der Arbeiterbewegung zwischen 1895 und 1918, die »prärevolutionäre« Periode zwischen 1918 und 1933, die Zerschlagung der Arbeiterbewegung und Zerstörung traditioneller — im Selbstverständnis antihegemonialer — Arbeiterkultur zwischen 1933 und 1945 und schließlich die Durchsetzung »konsumtiver Integrationsmuster« nach 1945. Selbstredend findet sich diese Periodisierung nicht als schematische Struktur in den Beiträgen der immerhin 30 Mitarbeiter wieder, beschränken sich viele Beiträge auf eben diejenigen Zeitabschnitte, innerhalb derer das zu behandelnde Phänomen gewissermaßen »in Reinform« zutage getreten ist. Mit »Die Arbeiter« liegt ein Lesebuch der Arbeiterkultur vor, welches durch »dynamische Verweise« zwischen den einzelnen Fragestellungen zum »Herumlesen« animiert.

Der erste Teil (»Das Leben ist nicht von der Arbeit zu trennen«) behandelt die sozialdemographische Struktur der Arbeiterschaft, Veränderungen der beruflichen Schichtung, Mobilität und Qualifikation sowie den Strukturwandel zwischen den Wirtschaftssektoren im Verlaufe der Industrialisierung. Den Autoren geht es um Art, Zeitpunkt und Dynamik der Herausbildung der Lohnarbeiter als sozialer Klasse.

Im zweiten Kapitel (»Alltägliche Existenz«) befassen sich die Autoren mit familialen Organisations- und Versorgungsformen und arbeiten insbesondere die Instabilität proletarischer Wohnverhältnisse, die Entwicklung der Absicherung gegen soziale Mängellagen und die allmähliche Verbesserung des Lebenshaltungsniveaus, dies am Beispiel der Arbeiternahrung, heraus. Neben der Veranschaulichung alltäglicher Existenznöte auf Grund geringen Einkommens, mangelnden Vermögens und Freizeit betonen die Autoren den Aspekt der Übernahme genuin bürgerlicher Lebens- und Verhaltensmuster in Sexualität und dinglicher Lebenswelt (»Eigner Herd ist Goldes wert«). Am Beispiel der ersten deutschen Arbeiterkolonie und ihrer Architektur wird die Problematik des Verfalls proletarischer Öffentlichkeit durch die zunehmende ökonomische Absicherung und lebensweltliche Individualisierung skizziert.

Der dritte Abschnitt (»Utopien, Ziele und konkrete Schritte«) beinhaltet ökonomische Gegenentwürfe wider das »Privateigentum an Produktionsmitteln«, wobei nicht nur die »Sozialutopien« Bebels, Dietzgens und Marxens als motivationsleitende Zielstellungen verortet werden, sondern gerade die *Praxis* des Streiks als zentrales Moment der Widerständigkeit und Antizipation menschlicherer Lebensverhältnisse, so die Autoren, das proletarische Selbstwertgefühl entwickelt hat. Die »kollektiven Mythen« ritualisierter proletarischer Kollektivität, etwa die Feiern zum 1. Mai, seien jedoch durch die Entwicklung der bürgerlichen Demokratie und materiellen Teilhabe zersetzt worden.

Im vierten Teil (»Orte und Organisationsformen«) schälen die Autoren Aspekte eigenständiger, teilweise antihegemonialer Arbeiterkultur heraus wie etwa die Freidenker, die Naturfreundebewegung, das Arbeitertheater, den Arbeiterfilm, die Arbeiterfotografie, die Motorisierung der Arbeiterklasse, die Arbeiter-Radio-Bewegung, den Arbeitersport, die Arbeiterbildung, das Arbeiterwirthaus u.v.a. Hervorzuheben ist die Darstellung der Konsumgenossenschaften, die, weit über das Niveau der Arbeiterproduktionsgenossenschaften hinausgehend, als »Gesellschaften zur Verteilung von Lebensbedürfnissen« sowohl politisch-ökonomische Gegenmacht verkörperten als auch das sozialkulturelle Milieu zumindest bis zum Ersten Weltkrieg wesentlich mit beeinflussten. Bloß angerissen wird die Geschichte der Arbeiterpresse von 1876 (Ersterscheinen des »Vorwärts«) über die »Arbeiter-Illustrierte-Zeitung« (Münzenberg) der Weimarer Republik bis zum Niedergang der sozialdemokratischen Presse nach 1945.

Der fünfte und letzte Abschnitt enthält Ausführungen zur »politischen und gewerkschaftlichen Selbstorganisation« in Form kurzer Abrisse zur Entwicklung (historisch) relevanter antihegemonialer Kräfte. Die Sozialdemokratie (»Revolutionäre ohne Revolution«) wird auf ihrem Weg zur Staatspartei verfolgt, die KPD/DKP auf ihrem Weg in die politisch-praktische Einflußlosigkeit. Abschließend findet sich (»Frau und Arbeiter haben gemein, Unterdrückte zu sein«) ein instruktiver Beitrag zur Wirkungsgeschichte der proletarischen Frauenbewegung.

Ob es vermessen ist, den Autoren die weitgehend *deskriptive* Herangehensweise vorzuhalten, mag der Leser selbst abwägen. In jedem Falle bietet »Die Arbeiter« die Möglichkeit, sich Geschichte in ihrer Ungleichzeitigkeit und Widersprüchlichkeit zu erarbeiten.

Nikolaus Dimmel (Salzburg)

Maase, Kaspar: Leben einzeln und frei wie ein Baum und brüderlich wie ein Wald ... Wandel der Arbeiterkultur und Zukunft der Lebensweise. Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt/M. 1985 (262 S., br., 12,80 DM)

»Zukunft — warum denn?« war der Titel eines Kabarett-Programms. Im vorliegenden Buch soll eine ernsthafte Antwort auf Zukunftsfragen gegeben werden. Das Themenspektrum reicht von der Geschichte der Arbeiterkultur zu Beginn des Kapitalismus in Deutschland über die Lebensweise heutiger Lohnarbeiter zu Krise wie Perspektiven der Lebensweise. Als kulturelles Prinzip gilt die »solidarische Selbstvergesellschaftung« (9 u.ö.). Materialgrundlage war Kaspar Maases umfangreiche Studie zur »Lebensweise der Lohnarbeiter in der Freizeit« (Informationsbericht Nr. 38 des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen).

Kapital produziert Kultur, die Arbeiterklasse wendet sie in ihrem Interesse, schafft sich eine Gegenwelt von der Volksbühne bis zur klassenbewußten Arbeiterfamilie. Das gilt Maase zufolge auch noch in den zwanziger Jahren, trotz technischer Veränderungen und politischer Spaltung der Arbeiterbewegung. Erst der Faschismus brachte einen tiefgreifenden Einschnitt: Forcierung von Massenmedien, private Motorisierung, Förderung des Eigenheimbaus usw. Und hieran konnte in der Bundesrepublik nach 1945 bis 1949 leicht angeknüpft werden. Weichenstellungen für die Freizeit als Privat- und Konsumzeit waren Eigenheimbau, Urlaubsreisen, Autos. Später kam das Fernsehen hinzu. Werktagfreizeit für Lohnarbeiterfamilien bedeutet in der Regel Intensivierung des Lebensgefühls mittels ablenkender Medienangebote und durch Alkoholkonsum. Dennoch gibt es Felder der Selbsttätigkeit: Hobbies, Vereine, Gewerkschaften. Aber auch sie sind bedroht durch eine Krise der Lebensweise: Arbeitslosigkeit, sinnlose Berufsarbeit, Umweltzerstörung sind deren Signale. Die Sozialstruktur polarisiert und differenziert sich. Obgleich Maase Schwächen der

Arbeiterbewegung einräumt, scheint ihm doch der Königsweg angesichts dieser Situation, »möglichst große Teile der Intelligenz auf im weitesten Sinne gewerkschaftliche Positionen zu bringen« (202). Perspektiven der Lebensweise zeigen sich unter den Voraussetzungen gesellschaftlichen Eigentums, demokratischer Planung und politischer Mitbestimmung. »Totale Spontaneität und Ungebundenheit wären für Menschen unserer Kulturtradition nicht produktiv« (231). Produktiv würden hingegen die neuen Kommunikations- und Informationstechnologien. Sie »erschließen ungeheure Möglichkeiten des Zugriffs von einzelnen und Gruppen auf den gesellschaftlichen Reichtum« (236).

Eine solche Position hat Wilhelm Steinmüller sozialökonomisch naiv und technologisch defizitär genannt. Auch sind Zweifel an Maases Geschichtsbild angebracht: Warum siegte der Nationalsozialismus, wenn die kulturelle Hegemonie der Arbeiterbewegung ungebrochen war? Warum förderten die Nazis nicht so sehr das Fernsehen, sondern den Film? Reicht die kulturelle Vorgeschichte der Bundesrepublik nicht viel weiter zurück?

Trotzdem ist das Buch aus drei Gründen empfehlenswert: 1. Es ist verständlich geschrieben. 2. Eine Fülle von Material aus verschiedenen Disziplinen wird vorgeführt. 3. Es ist eine Dokumentation spezifischer Borniertheit in der Arbeiterbewegung, die über DKP-Positionen weit hinausgeht. Dem Buch liegt die Annahme zugrunde, daß der Rest der Gesellschaft sich auf die Höhen gewerkschaftlichen Bewußtseins zu begeben habe. Gerade umgekehrt dürfte das tatsächliche Problem liegen: Die Gewerkschaften sehen sich mit neuen Spaltungslinien innerhalb der Lohnabhängigen konfrontiert, darunter der zwischen Erwerbs-/Wachstumsinteressen und »Lebens«-Interessen von Risikogruppen (Frauen, Ausländer, Jugendliche, Alte, Behinderte). Lernfähigkeit der Arbeiterbewegung ist dringend geboten, wenn die deutschen Gewerkschaften nicht dem Weg der US-Gewerkschaften in die Bedeutungslosigkeit folgen wollen.

Volker Gransow (Berkeley/USA)

Erziehungswissenschaft

Zimmer, Gerhard: Selbstorganisation des Lernens. Kritik der modernen Arbeits-erziehung. Verlag Peter Lang, Frankfurt/M., Bern, New York 1987 (403 S., br., 74,- sFr)

Zimmer legt mit seinem Buch die umfangreiche Auswertung einer Untersuchung an integrierten Gesamtschulen in Berlin vor, wo er der Entwicklung der »Lernkultur« der Schüler im Fach Arbeitslehre nachgegangen ist. An neun Gesamtschulen hat er Schüler der Jahrgänge 7 bis 10 beim Lernen beobachtet, hat die Durchführung von Projekten verfolgt, sich in Fachräumen und Werkstätten umgesehen und Gespräche mit Lehrern und andern Experten für Arbeitslehre geführt, um Entwicklungsperspektiven des Lernens in den Widersprüchen der Lernhandlungen aufzuspüren. Er war dabei von der Erwartung geleitet, in einem fortschrittlichen Unterrichtsbereich, der Lernen mit produzierender Tätigkeit in gewissem Maße verbindet, innerhalb einer progressiven Schulform am ehesten Ansätze neuen Lernens entdecken und die Bedingungen für eine Veränderung des Lernens analysieren zu können. Es geht ihm weder um die Ermittlung von Durchschnittswerten noch um Trendextrapolationen.

Gegenstand der Untersuchung sind die »Lernformen«, das widerspruchsvolle Arrangement der Lernhandlungen der Schüler. Sein Auswertungsverfahren kennzeichnet Zimmer als Rekonstruktion der Logik der Lernhandlungen in ihrer Wider-

sprüchlichkeit (152). Damit soll die Analyse in praktischer Perspektive einem ein- greifenden Handeln dienen, das, unmittelbar an den Widersprüchen ansetzend, die Selbstentwicklung der Lernenden verstärkt (385). Der Verfasser will sozialtechno- logische Denkweisen radikal überwinden. Anstelle der Schüler soll die »Lernkultur« zum Gegenstand der pädagogischen Tätigkeit werden. Allerdings wird die pädagogische Tätigkeit nur am Rande berührt; denn der Verfasser will sich dem schulischen Lernen unter der Schülerperspektive nähern, freilich nicht in distanzloser Identifikation mit dem Schülerstandpunkt. In diesem Vorhaben sind unvermeidliche Wider- sprüche angelegt. Unabhängig davon gibt Zimmer der pädagogischen Diskussion einen wichtigen Anstoß, wenn er auf Beachtung der Differenz zwischen Lernen und Lehren, ihrer tätigkeitsleitenden Interessen oder Motive nicht zuletzt in der For- schung drängt. Sein eigener Versuch in dieser Richtung ist in vieler Hinsicht gerade für Pädagogen lesenswert.

An Einzelergebnissen finde ich wichtig: die an der Vorbereitung der Betriebsprak- tika herausgearbeitete strukturelle Schwierigkeit des Fragenstellens und der pädago- gischen Hilfe dazu, den Hinweis auf die fragwürdigen schulischen Maßstäbe für sprachliche Ausdrucksfähigkeit und auf die mit technisch-praktischen Aufgaben ver- bundenen Erfordernisse symbolischer Darstellung, die Darstellung der Formen des Widerstands der Schüler, die auch zu Formen der Selbstfesselung werden können (340ff.), den Hinweis auf fragwürdige Lehrersanktionen u.a.m. Besondere Auf- merksamkeit in der pädagogischen Diskussion verdienen die Argumente gegen die heute propagierte Restaurierung der Klassengemeinschaften (202) und die Hinweise auf die positiven Effekte der oft geschmähten schulischen Zeitstruktur und Fächer- trennung (260ff.).

Dagegen bleibt der Verfasser mit der Entgegensetzung von schüler- und lehreror- ganisiertem Lernen selbst zu sehr in einer gesellschaftlich spezifischen Denkform und Antinomie befangen. Ihm entgeht nicht ganz die »in dieser einfachen dichotomi- schen Unterscheidung liegende analytische Schwierigkeit« (287), er hält sie jedoch für unumgänglich. Lernen als spezialisierte Aneignungstätigkeit im Gegensatz zur Aneignung als universalem Moment von Tätigkeiten wird nicht hinsichtlich seiner besonderen Voraussetzungen bestimmt. Wider bessere Einsicht möchte Zimmer die Angewiesenheit der Lernenden auf die Kooperation der Lehrenden bestreiten und nähert sich oft antipädagogischen Positionen. Im Ergebnis gelangt er freilich zu einer durchaus richtungsweisenden pädagogischen Position, wie man sie ähnlich bei A.S. Makarenko findet. Mehr Vertrautheit mit der pädagogischen Tradition wäre hier hilfreich gewesen. Den analytischen Absichten des Verfassers wäre im übrigen das tätigkeitstheoretische Konzept dienlicher gewesen als der Ansatz der Kritischen Psychologie. Die für ihn bedeutsame Polymotiviertheit der Lerntätigkeit (273) hätte sich damit besser begrifflich fassen lassen. Wenn sich auch solche und noch andere Rückfragen an das theoretische Konzept aufdrängen, so handelt es sich doch um eine sehr interessante und diskussionswürdige Veröffentlichung, die im übrigen gut lesbar ist, weil bei aller Gründlichkeit unpräzise geschrieben.

Georg Auernheimer (Marburg)

Rumpf, Horst: Mit fremdem Blick. Stücke gegen die Verbiederung der Welt. Beltz, Weinheim, Basel 1986 (220 S., br., 26,80 DM)

In der Schule wird »bewährtes Wissen« vermittelt und dabei gelernt, Erfahrungen, die sich nicht in diesen Wissenskanon einordnen lassen, zu negieren, zu verdrängen oder zu entproblematizieren. Das »bewährte Wissen« ist sehr umfangreich. Die Schule präsentiert es daher als »Fertigwissen«, gestützt durch eine Didaktik, die

darauf aus ist, Widersprüchlichkeiten, Fragwürdiges möglichst rasch und restlos aufzulösen, denn die Beschäftigung mit Widersprüchen kostet Zeit, und die ist nicht vorhanden, es gibt ja so viel zu lernen.

Gegen eine solche »Beschleunigungsdidaktik«, gegen »Lernschnellwege«, gegen »didaktische Fitneß« schreibt Rumpf an. In zehn Kapiteln — Tagebuchnotizen bis Essays — wendet er sich gegen die »Verbiederung der Welt«. »Verbiederung«, der Ausdruck ist Günther Anders' »Die Antiquiertheit des Menschen« entnommen und meint eine Entwicklung, die »uns fremde Menschen, Dinge, Ereignisse und Situationen so liefert, als wären sie Vertrautes« (18). In der Schule, in den Medien und im Kulturbereich sind, so Rumpf, »didaktische Präparatoren« damit beschäftigt, Schülern, Leserinnen, Touristen usw. das Fragen abzugewöhnen, Ungewißheiten auszutreiben, das Fremde zu ent-fremden, es seiner Fremdheit zu entledigen (20). In der Schule fragen nicht die Lernenden, sondern die Lehrenden. Fragen gelten als Ausdruck (kindlichen) Nichtwissens. Der »Antwortgeber« ist Lernziel, der »Bescheidwiser« gesellschaftliche Leitfigur. Rumpf zeigt an vielfältigen unterschiedlichen Alltagsbeispielen, daß und wie Schule (und andere Institutionen) Fremdes und Ungeläutes »vertilgt«. Er plädiert für nachdenkliche Aufmerksamkeit, für Fragen und Zweifel im Umgang mit Dingen, sozialen Erfahrungen und Geschichte. Er schildert schulische und außerschulische Erfahrungen, wie ein solcher Umgang mit der Realität aussehen kann, wie sich unser Denken von einer Wurstmaschine unterscheiden kann, »die alles gleichmäßig in eine handlungsfähige Ware verwandelt« (Dewey, zit. 205). Ich habe das Buch mit Genuß und Gewinn gelesen.

Norbert Franck (West-Berlin)

Rauschenberger, Hans (Hrsg.): Unterricht als Zivilisationsform. Zugänge zu unerledigten Themen der Didaktik. Athenäum-Verlag und Österreichischer Bundesverlag, Königstein/Ts., Wien 1985 (228 S., br., 38,- DM)

Einem Sammelband in einer Rezension gerecht zu werden, ist nie leicht. Besonders schwierig erscheint das aber bei diesem Band mit Beiträgen von Frankfurter und Kasseler Erziehungswissenschaftlern, weil die im Buchtitel angekündigte Thematik die Beiträge nur lose zusammenhält, nur einige Autoren überhaupt auf diese Thematik ausdrücklich eingehen und die Zugänge zu den unerledigten Themen der Didaktik sehr unterschiedlich sind. Die meisten lösen aber das Versprechen ein, neue Zugänge zu eröffnen.

Diederich, der einen »Problemaufriß« zum Schulunterricht liefert, geht der interessanten Annahme nach, daß »nicht in dem dauernd gleichen, sondern in dem dauernd wechselnden Einfluß des Schulunterrichts auf die Schüler seine zivilisierende Wirkung zu vermuten« sei (26). Er greift auf das Erklärungsmodell des heimlichen Lehrplans zurück und vermutet, daß von den Schülern vor allem Flexibilität erwartet wird einschließlich der Fähigkeit, mal mehr, mal weniger Flexibilität zu zeigen, sich also in jedem Fall auf die Erwartungen der Lehrer einzustellen (43). Wichtig und anregend ist auch die Erkenntnis, daß die Schulentwicklung »nicht nur durch öffentliche Auseinandersetzungen und politische oder juristische Entscheidungen auf höchster Ebene beeinflußt« wird (31). Der Beitrag ist streckenweise etwas langatmig, weil sich der positivistisch orientierte Verfasser auf Grund seiner Scheu vor theoretischer Modellierung den Problemen sehr umständlich nähert. Seiner Einsicht in den Systemcharakter schulischer Vermittlungsprozesse, der die Isolation von Variablen problematisch macht, ist die Einsicht in den gesellschaftlichen Systemzusammenhang von Schule noch nicht gefolgt.

Der Beitrag von Rumpf vermittelt den Lesern, die frühere Veröffentlichungen des

Autors kennen, keine neuen Anregungen. Die Einsichten seines kulturkritischen Raisonnements über Schule sind immer schon, weil undialektisch, begrenzt gewesen. Inzwischen hat es aber auch seinen anregenden Charakter verloren und erscheint zur Attitüde erstarrt. Die zivilisatorische Verlustrechnung, die Rumpf der Schule gegenüber aufmacht (Isolierung des Lernens, Parzellierung), wird nur für einen kurzen Moment durch die Einsicht gemildert, »daß die Menschen eine gewisse Unabhängigkeit vom Druck der Situationen lernen« (61). Was Rumpf vermißt und wünscht, ist »Präsenz« des Lernens oder »Einwurzelung«. Die Nähe zu konservativen Vorstellungen ist hier kaum zu übersehen.

Gegenüber den vorausgegangenen Beiträgen bringt Lingelbach die historische Dimension in der Frage nach der Zivilisationsform Unterricht zu Bewußtsein und rückt die gesellschaftliche Funktion von Schule in ihrer historischen Konkretion etwa am Beispiel des herbartianistischen Unterrichts ins Blickfeld. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der Erziehung durch Unterricht und nach dessen erzieherischen Voraussetzungen. Der Verfasser führt dabei — was sehr beachtenswert ist — den Nachweis, daß gerade schülerorientierter Unterricht nicht auf planmäßige erzieherische Anstrengungen verzichten kann. Der Gedanke, daß die »Entwicklung selbstdisziplinierter Kooperationsbeziehungen« eigene Aufmerksamkeit verlangt und daß sich eine »demokratische Unterrichtskultur« nicht einfach durch die Nutzung von Spielräumen einstellt, ist geeignet, die pädagogische Diskussion voranzutreiben.

Messner arbeitet in seinem Beitrag an drei Beispielen Bestimmungsmomente eigenständigen Lernens heraus. Dieser Versuch ist deshalb aufschlußreich, weil er, ohne ausdrücklich bildungstheoretisch zu argumentieren, bei dem anlangt, was traditionell im Bildungsbegriff intendiert gewesen ist. Messner betont auch den notwendigen Bezug zu einer sinnvollen gesellschaftlichen Praxis und den Ausgriff auf technische, ökonomische und politische Zusammenhänge gegenüber der Gefahr des Privatismus und eines Spontaneitäts- und Kreativitätskults bei der Propagierung eigenständigen Lernens. — Beachtung verdient der Beitrag von Heipke, der sich nicht mit den Antworten der Didaktik auf die Frage nach den Inhalten von Unterricht zufrieden gibt und die bohrende Frage stellt, wie Inhalte sich im Unterricht konstituieren. Diese Frage steht im Horizont der allgemeineren Frage nach der Bedingung lernender Aneignung als Verlebendigung von Unterrichtsgegenständen. Heipke erläutert die Bedeutung der Symbole als bestimmt-unbestimmte »Verschlüsselungen lebensgeschichtlicher Grunderfahrungen« und macht sensibel für die sprachlichen Zugänge der Schüler. Bedauerlich ist, daß seine Leontjew-Rezeption verkürzt ist, weil gerade die von Leontjew herausgearbeitete Dialektik von persönlichem Sinn und objektiver Bedeutung geeignet gewesen wäre, Heipke in seiner Problemdefinition weiterzuhelfen. Daß er sich seinem Problem existentialphilosophisch in Heideggerscher Schreibweise nähert, erleichtert nicht gerade den Zugang zu seinen Überlegungen.

In dem abschließenden Beitrag von Rauschenberger werden drei für die heutige Didaktik maßgebende Gesichtspunkte hinterfragt: der Primat der Inhalte, der Fetischismus der Lernziele und der Lernorganisation. Der Verfasser weist u.a. auf die soziale Vermitteltheit des Bildungsprozesses hin und auf die über den Lernzielbestimmungen allzuleicht vergessene Sinnfindungsproblematik. Ihm geht es darum, einer durch undialektische Betrachtung begünstigten Verdinglichungstendenz entgegenzutreten und zu zeigen, »wie eng das didaktische Denken mit einer verbreiteten trivialen Alltagsphilosophie verwoben ist« (216). Georg Auernheimer (Marburg)

Türcke, Christoph: Vermittlung als Gott. Metaphysische Grillen und theologische Mücken didaktisierter Wissenschaft. Dietrich zu Klampen Verlag, Lüneburg 1986 (138 S., br., 18,- DM)

Die Tatsache, daß es in den letzten Jahrzehnten die Didaktik war und ist, die für die Erziehungswissenschaft ebensowohl zum Angelpunkt ihrer Entwicklung wie zur endlosen Verlegenheit wurde, ist allgemein bekannt. Wollte man hier Ordnung schaffen, bliebe es bestenfalls bei der analytischen Sichtung des Materials, wie beispielhaft und mit langer Wirkung in Blankertz' »Theorien und Modelle der Didaktik« (die auf dem Vorbehalt fester Kriterien insistierte); der Lage angemessener sind gleichgültig referierende Bestandsaufnahmen wie das »Curriculum-Handbuch« (hrsg. von Frey und Achtenhagen). Hochschuldidaktik schloß sich an herkömmliche Gegenstandsvorstellungen an; schließlich wird Wissenschaft überhaupt und insgesamt, wie etwa bei von Hentig »Magier oder Magister?«, unter dem Anspruch didaktischer Fragestellungen zur Diskussion gestellt.

Man muß dies erwähnen, wenn man angemessen auf Absicht und Bedeutung des Buches hinweisen will. Eingangs analysiert Türcke Haupttendenzen der Didaktik, so die geisteswissenschaftliche (Klafki), die lern-psychologische (H. Roth), die Curriculumforschung und -revision (Robinson) und deckt die zugrundeliegende dunkle Voraussetzung auf: »Der didaktische Gegenstand, das scheinbar Konkreteste am Lernprozeß, ist an sich Nichts — eine metaphysische Fiktion, die aus der Verwechslung der Begriffe Substanz und Relation entspringt.« (25) Als das aller Didaktik innewohnende Grundproblem benennt er das der Vermittlung: Eines der Probleme, die in der Tat die Entwicklung der Gesellschaft beherrschen und ihren Ausdruck bis zum Ausbruch des Industriekapitalismus in den Auseinandersetzungen der abendländischen Philosophie und Theologie gefunden haben.

Die Genesis der Problematik zeigt Türcke am Übergang des dem Mythos verhafteten Denkens in das philosophische Selbstbewußtsein auf, als Frage danach, wie Zugang zu Dauerhaftem und Beständigem, zur Erkenntnis von Gesetzmäßigem zu gewinnen, wie die Teilnahme des einzelnen am Allgemeinen oder, didaktisch, der Übergang vom Nichtwissen zum Wissen zu denken sei. Die Entwicklung wird am Gang der hellenischen Philosophie, namentlich an der Bearbeitung des Verhältnisses von Idee und Wirklichkeit bei Platon und von Form und Stoff bei Aristoteles aufgewiesen. Eine neue Dimension und Stufe — aber wiederum von fundamentaler Bedeutung — erhält das Problem durch die christliche Theologie in den Auseinandersetzungen um die Trinitätsfrage und die Lösungen, wie sie schließlich von Augustin vorgeschlagen werden. Bei diesem stellt Türcke auch die unmittelbar didaktisch relevante Beziehung des Vermittlungsproblems dar. Freigelegt wird, daß Vermittlung von Geist und Natur immer schon vorausgesetzt ist, wenn irgend Gültiges soll gedacht werden können, daß aber die Frage, wie Vermittlung zu denken wäre, unvermeidlich auf ein Drittes verweist, in das die Vermittlung fallen müßte, obwohl es auf keine Weise zu denken ist. Das Paradoxum des »dritten Menschen« (Aristoteles, 31) sieht Türcke in der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, also auf der historischen Ebene unserer Epoche, fortwirken. Hier erfährt das Problem seine höchste Zuspitzung: philosophisch erscheint es als »absolute Vermittlung« über den »geniale(n) Gewaltstreich der Hegelschen Religionsphilosophie« (102). Türcke interpretiert die Hegelsche Fassung als Einholung der metaphysischen Aporie durch die gesellschaftliche Wirklichkeit: »Auf dem höchsten Stand des gesellschaftlichen Fortschritts tritt somit ein Gott das Regiment an, der alle seine Vorgänger übertrifft — an göttlicher Wirklichkeit, weil er sich als das den Gesellschaftsprozeß bestimmende Prinzip tatsächlich beweisen läßt, und an Ungöttlichkeit, weil sich ebenso beweisen

läßt, daß er von Menschen gemacht ist.« (112) Da, wo Gott als »Motor des kapitalistischen Produktionsverhältnisses« (114) entschlüsselt ist, tritt das Vermittlungsproblem in neuer Gestalt auf. Diese exemplifiziert Türcke an der evolutionistischen Theorie des Genesis des Geistes, wie sie von G.H. Mead entwickelt wird und in die Grundlegung des symbolischen Interaktionismus eingeht. Dieser hat nach Türcke die »Denkfigur des dritten Menschen ... gesellschaftsfähig gemacht«; in der Didaktik, als »moderne Wissenschaft der Wissenschaften ... institutionalisierter Interaktionismus«, tendiere jene Denkfigur zu universeller Geltung, die jeden geistigen Inhalt zur Nichtigkeit verurteile (127ff.). Wie sich Didaktik mit Einsicht in die zur realen Gewalt gewordene metaphysische Aporie bestimmen ließe, hat Türcke schon bei Augustin angedeutet (92f.); mit wenigen Strichen skizziert er die Alternative im Hinweis auf Comenius (131ff.).

Er schließt damit eine Arbeit ab, die die Konstitution eines gegenwärtigen pädagogischen Kardinalproblems in der Philosophie und der Geschichte der abendländischen Gesellschaft lokalisiert. Wichtig ist diese Rückführung aber nicht nur, weil sie die Sterilität einer Pädagogik aufdeckt, die die Infragestellung ihrer »einheimischen Begriffe« schon deshalb unterläßt, weil Herbart behauptet hat, es gebe sie. Wichtig ist sie auch, weil sie das Nachdenken über pädagogische Fragen auf ihre verdunkelten Implikationen und Voraussetzungen stößt. Denn obgleich Türcke durchweg philosophische, theologische und didaktische Theoreme untersucht und durchweg philosophisch argumentiert, bleibt der Text von Anfang bis Ende transparent für den Zusammenhang, den die Inhalte des Denkens mit der Geschichte der Produktion und ihrer Verhältnisse und mit der Geschichte der Herrschaft haben. Präzision der Formulierung und Straffheit in Darstellung und Argumentation drücken bündige Gedankenführung aus; fragt man sich gelegentlich, ob Vertiefungen nicht andere Deutungsmöglichkeiten erschließen könnten, so läßt sich solcher Impuls auch als Anregung verstehen, selber den Faden der Untersuchung mit der von Türcke aufgewiesenen Perspektive aufzunehmen. Die polemische Schärfe des Ausdrucks ist selten geworden; sie verbindet klares Denken und Leidenschaft: Paradigma gelingender Vermittlung.

Gernot Koneffke (Darmstadt)

Mueller, H. Dieter: Berufswahlfreiheit und Kultur. Grundlegung einer kulturtheoretisch orientierten Berufswahlforschung. Profil-Verlag, München 1986 (325 S., br., 42,- DM)

Umfassende arbeitsgesellschaftliche Wandlungsprozesse haben Auswirkungen auf die beruflich-soziale Integration Jugendlicher und die Gestaltung des beruflichen Lebenslaufs. Neue soziale Antworten sind auch für einen zentralen Aufgabenbereich der Arbeitslehre erforderlich: Dem der Berufswahlvorbereitung bzw. Berufsorientierung. Mueller will die bisher vorherrschende rationalistisch-ökonomische und administrativ-technokratische Problem- und Handlungsperspektive bei der gesellschaftlichen Organisation der Berufswahlfreiheit überwinden und das soziale Problem der Berufswahl für eine kulturtheoretisch orientierte Forschungsarbeit sowie eine soziokulturelle Neuorganisation erschließen. Er zielt insgesamt auf eine Kultivierung der Berufswahlrealität. Berufswahlfreiheit wird »als eine soziokulturelle Gestaltungs- und Organisationsaufgabe im normativ-politischen Sinne und Problem der Lebensgestaltung bzw. als gesellschaftliches Integrationsproblem verstanden« (18).

Mueller gliedert seine Arbeit in fünf Kapitel und einen abschließenden Ausblick, in dem er, auf dem Hintergrund neuester relevanter Literatur, über die Zukunft der Berufswahlfreiheit nachdenkt. Er äußert sich zunächst zur Notwendigkeit einer Neu-

interpretation der Berufswahlproblematik, zeigt die Defizite in der gegenwärtigen Berufswahlrealität auf und begründet seine Intention eines integrierten Forschungskonzeptes. Sodann entwickelt er seinen kulturtheoretischen Interpretationsansatz und ein Konzept für die Integrationsaufgabe des Wissens- und Erkenntnisprozesses des Berufswahlphänomens und der künftigen Forschungsarbeit. Vor diesem Hintergrund wird ein Bezugsrahmen entwickelt und werden bisherige Berufswahlforschungsergebnisse kulturtheoretisch eingeordnet. Vor dem abschließenden Ausblick, welchen Beitrag eine kulturtheoretisch orientierte Berufswahlforschung für die Zukunft der Berufswahlfreiheit bzw. die Kultivierung der Berufswahlrealität leisten könnte, wird die kulturelle Bedeutung der Berufswahlfreiheit in ihrer historisch-konkreten Institutionalisierung und Organisationspraxis analysiert.

Als Ergebnis seiner Untersuchung stellt Mueller u.a. heraus, »daß die Berufswahlrealität ein soziokulturelles Organisationsdefizit aufweist und eine weitgehende Entkultivierung des beruflich-sozialen Integrationsprozesses besteht« (265). Der Berufswahlprozeß ist nur seinem Anschein nach demokratisch, faktisch ist er auf Steuerung und Beeinflussung zugeschnitten; die sozialen Institutionen stellen keine die Selbstbestimmung bei der Berufswahl fördernden und integrierenden Einrichtungen dar. »Berufswahl ... bildet vielmehr ein von sozialen Sinnbezügen und demokratischen Partizipationschancen weitgehend entblößtes Ritual, das der Individualisierung der Berufswahlproblematik Vorschub leistet.« (266)

Eine grundlegende Voraussetzung für eine Neuorganisation der Berufswahlfreiheit besteht nach Ansicht Muellers in einer Enttabuisierung und Korrektur der überkommenen beruflich-sozialen Leitbilder, Problemdefinitionen und Organisationsformen. Darunter läßt sich u.a. einordnen, daß künftig die erste Berufswahl eine Orientierungs- und Erprobungsphase mit Korrekturmöglichkeiten sein sollte und der Entwicklung grundlegender Kompetenzen zur Gestaltung des beruflichen Lebensweges dienen müßte. Berufswahlprozesse, die über die Erstberufswahl hinausweisen, seien in umfassende soziale Sinnzusammenhänge einzubinden und sollten auch die Frage nach der Gestaltung des Verhältnisses von Arbeiten und Leben beinhalten. Die politische Leitmaxime bildet dann nicht mehr die beruflich-soziale, sondern die *kulturelle* Integration. Als zentrales Medium einer Neuorientierung und Neuorganisation stellt Mueller die »Berufskonstitution« bzw. die »Berufsschneidung« heraus. Hierunter versteht er die Institutionen, Interessengruppen, Prozesse und Mechanismen, die darüber entscheiden, welche Arbeitsfähigkeiten zu einem Beruf kombiniert und auf welcher Hierarchieebene dieser angesiedelt wird: »Denn Berufe sind nicht lediglich technisch-ökonomische Sachnotwendigkeiten, sondern sozial gestaltet und gestaltbar.« (270)

Der Beitrag der kulturtheoretisch orientierten interdisziplinären Berufswahlforschung will hierzu ein aufklärender und orientierender sein. Mueller geht der Frage nach, an welchem Ziel sich die Berufswahlvorbereitung künftig orientieren sollte, um für den einzelnen und die Gesellschaft sinnvoll zu werden. Er leistet mit seinem Buch einen interessanten und engagierten Beitrag zur Diskussion über die Zukunft der Berufswahlfreiheit.

Uwe Wascher (Gießen)

Karg, Hans Hartmut: Arbeitslehre heute. Grundlagen — Methode — Praxis. Prögel-Verlag, München 1986 (204 S., br., 30,80 DM)

Eine Buchwerbung soll kurz und knapp informieren. Der Verlag sollte jedoch den Werbetext genau recherchieren, um nicht den Fehler zu begehen, von einem Novum zu sprechen, das keines ist. Praktische Hilfen zur Fortbildungs- und Institutionenerkundung, die vom Verlag als Novum angekündigt werden, sind jedoch schon in dem

von Beinke herausgegebenen Band »Betriebserkundungen« enthalten. — Karg beschäftigt sich mit den Grundlagen des Faches Arbeitslehre, mit der Bedeutung und dem Wandel der Arbeit sowie mit abbilddidaktischen ökonomischen Teilaspekten. Es folgt eine Bearbeitung der Verfahren mit Realbegegnungen: Betriebserkundungen, Betriebs- und Sozialpraktika, Fortbildungs- und Institutionenerkundungen. Ein umfangreiches Kapitel widmet er der methodischen Seite des Arbeitslehre-Unterrichts, in dem er auch idealtypische Unterrichtsmodelle anbietet. Das abschließende Kapitel behandelt die Kooperation zwischen Schule und Wirtschaft.

Der Quellen- und Literatur-Anhang nimmt 80 Nennungen auf; der Name des Autors allein ist 23 mal verzeichnet. In den Literaturhinweisen fehlen mit ganz wenigen Ausnahmen die Namen der Fachdidaktiker und Arbeitslehre-Experten, die in den letzten zehn Jahren die Entwicklung dieses Faches bundesweit geprägt haben. Das bleibt natürlich nicht ohne Auswirkungen auf die Inhalte des als Unterrichtsunterstützung gedachten Buches.

Kargs Ausführungen zum Theorie-Praxis-Problem (8), zur Fall-Methode (174ff.), zur Serienfertigung (180ff.), zum Rollenspiel (186), zum Prinzip der Selbsttätigkeit (190f.) und zu den Möglichkeiten der »didaktischen Wunderdroge« Betriebspraktikum und der Rolle des Lehrers als Betreuer dieses Instrumentariums unterscheiden sich in vielen Belangen von den konsensuellen, aber auch kontroversen Diskussionen in der Praxis und an den Hochschulen bzw. zwischen diesen beiden. Es ist falsch, wenn er z.B. sagt, daß Schüler während der Planungsüberlegungen für ein Projekt feststellen, »daß hier dieselben Überlegungen angestellt werden müssen, die auch der Betrieb anstellt« (182). Hier werden Betriebsarbeit und Schularbeit gleichgesetzt bzw. die Möglichkeiten einer Methode bleiben unverständlich. Es ist, gelinde gesagt, Wunschdenken, aus der Aufarbeitung eines Betriebspraktikums »eine lebenslange Motivationsbasis und Berufszufriedenheit« (197) für die Schüler herzuleiten. Für das Betriebspraktikum gilt auch heute noch die inzwischen zehn Jahre alte Einschätzung von Beinke: »Es zeigt sich, daß Praktika auch hinsichtlich der Vermittlung von Informationen über die Berufs- und Arbeitswelt nicht alle die Funktionen zu übernehmen vermögen, die ihnen zugemutet werden. Eine Reihe von Kenntnissen sind eben nicht aus der unmittelbaren Anschauung und dem eigenen praktischen Tun zu erwerben ...« Wenn Karg davon spricht, daß sich das Theorie-Praxis-Problem für den im Unterrichtsalltag bewährten Lehrer als Scheinproblem herausstellt (8), dann trifft das auf keinen Fall für viele Schulstandorte in Hessen, dem Land mit der progressivsten Arbeitslehre-Konzeption (seit 1978), zu. Hier treibt der Praktizismus in fachdidaktischen Konzeptionen und Unterrichtsveranstaltungen arg sein Unwesen; die Bezeichnung »Arbeitslehre« ist häufig Etikettenschwindel, es wird vielmehr vielerorts weiterhin gewerkelt. Es ist ja nun auch gar nicht so einfach, einzusehen, daß fachpraktische Grundfertigkeiten nicht als eine Form von Vorratslernen interpretiert werden sollten, sondern ausschließlich als didaktischer Anreiz bzw. als methodische Übung unter Reduzierungs- oder Relativierungsaspekten der betrieblichen Realität, um die Planung schulischer Unterrichtsprojekte anzuregen, anzureichern und zu realisieren, dienen können.

Es ist falsch, wenn Karg dem sicher kritisierbaren Rollenspiel nur zugesteht, »den personengebundenen Rahmen« abzustecken und »mit dem schauspielerischen und argumentativen Talent der Dialogspieler« zu stehen und zu fallen (186). Für Rollenspiele schlägt er z.B. solche Themen vor wie: »Was würde ich mir erzählen, wenn ich mein eigener Berufsberater wäre?« oder »Ich werde arbeitslos« (186). Er nennt als Ziel des letzten Themas: »Durch das Spiel Mut machen, sein Leben sinnvoll und erfüllend einzurichten und sich weiter um einen Arbeitsplatz zu bemühen« (ebd.). Das

ist didaktische Anmaßung oder Naivität, aber offenbar mit einer »Volkstümlichen Arbeitslehre« — so wird man das nennen müssen, was der Autor in seinem Buch anbietet — zu vereinbaren. Mit der originären Aufgabenstellung des Unterrichtsfaches Arbeitslehre jedoch, auf die Arbeitswelt in der modernen Industriegesellschaft vorzubereiten, hat das wenig zu tun.
Uwe Wascher (Gießen)

Geschichte

Christ, Karl (Hrsg.): Sparta. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1986 (503 S., Ln., 104,- DM)

Der vor allem durch Bibliographien und Einführungen in die römische Geschichte bekanntgewordene Althistoriker Christ hat diesen Sammelband von 15 Studien über Sparta zusammengestellt und mit einer detaillierten und prägnanten Einleitung mit dem Titel »Spartaforschung und Spartabild« versehen. Das didaktische Geschick und die für einen deutschen Althistoriker ungewöhnlichen wissenschaftsgeschichtlichen Interessen des Herausgebers machen diesen Sammelband zu einem brauchbaren Nachschlagewerk über die Geschichte Spartas und die Spartahistoriographie des 20. Jahrhunderts. Das Namen- und Stichwortregister erleichtert dem Leser die systematische Textarbeit, und eine nach Sachgruppen geordnete, umfangreiche Auswahlbibliographie erfaßt neuere und ältere Arbeiten, die für den Gang der Forschung grundlegend waren (vgl. 471).

Die wissenschaftshistorische Einleitung des Herausgebers beginnt mit der europäischen Rezeption des von Platon, Xenophon und Plutarch überlieferten Spartabildes seit der Renaissance. Die Rekonstruktion der deutschen Forschungsgeschichte wird ausdrücklich hervorgehoben. Die wissenschafts- und ideologiekritischen Urteile bezüglich der Forschung in der NS-Zeit sind von dankenswerter Klarheit (vgl. auch Christ, *Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft*, 1982). Eine Zeittafel markanter europäischer Publikationen vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum neuesten deutschsprachigen Einführungswerk (Clauss, 1983) rundet den Forschungsüberblick ab. Dieser Einführung folgen die 15 literarischen und wissenschaftlichen Studien über Sparta. Außer F. Schillers moralischem Kommentar zu Lykurg von 1790 und K.O. Müllers volkskundlichen, wohlwollend nationalistischen Schilderungen des Dorismus von 1844 sind alle anderen Studien im 20. Jahrhundert publiziert worden. Die fremdsprachigen Aufsätze von Ehrenberg, Forrest, Starr, Andrewes, Oliva, Finley und Cartledge wurden z.T. eigens für diesen Band übersetzt. Die Beiträge von Bringmann, Welwei und Cartledge sind mit relativ neuen Nachträgen versehen.

Christ moniert in seiner Einführung den Hang der Historiographen, einzelnen Entstehungsphasen der lakedämonischen Gesellschaft mit Hilfe ideologischer bzw. ideeller Zusatzannahmen Kohärenz zu verleihen. Diese Neigungen sind in der Regel nicht allein auf die herrschende Ideologie der betreffenden Epoche der Historiker zurückzuführen, wie Christ auch mit Blick auf die deutsche Forschungsgeschichte feststellt (3). Vielmehr verleiten den Althistoriker seine gewöhnlich obstinate Abneigung gegenüber wissenschaftstheoretischen Reflexionen, die dürftige Quellenlage der archaischen Zeit und die Voreingenommenheit antiker Autoren des 5. und 4. Jahrhundert bezüglich des frühen Sparta zu vorschnellen voraussetzungsreichen Interpretationen und Erklärungen. Diese methodischen Probleme betreffen im Unterschied zur klassischen Zeit alle Sachverhalte der okzidentalen Antike der archaischen Zeit (800-500 v.Chr.). Finley und Starr äußern sich als einzige in ihren Auf-

sätzen systematisch-kritisch zu diesen methodischen Problemen. »Ich fürchte«, schreibt Starr, »wir laufen manchmal Gefahr, als Historiker hellenistische Legenden weiterzuverbreiten« (266). In der Sparthistoriographie wie auch in den vorgestellten Studien werden die gesellschaftlichen Vorgänge am Ende des 7. und zu Beginn des 6. Jahrhunderts besonders kontrovers diskutiert. Die Rhetra (die früheste griechische Staatsurkunde) des Lykurg gilt auch heute noch in der Forschung weithin als *nexus rerum* dieser Vorgänge. Die meisten Autoren dieses Sammelbandes ignorieren aber die schon Ende des 19. Jahrhundert von Eduard Meyer angemeldeten Zweifel an der herausragenden Bedeutung der Rhetra für die Konstituierung der politischen und sozialen Ordnung Spartas. Bei dem Streit um die Historizität und die Bedeutung der Rhetra — (vgl. den informativen Aufsatz von Forrest zu den Datierungsproblemen der Rhetra) — geht es erstens darum, ob in politischer Hinsicht die zentralen Institutionen Doppelkönigtum, Gerousia, Ephorat und Volksversammlung eher mit nomistischen oder mit kratistischen Begriffen verstanden werden sollen. Begriffsgeschichtliche Belege bezeugen die Geltung nomistischer Begriffe für die Zeit der Rhetra; zweitens, ob sich in sozialgeschichtlicher Hinsicht eine Gruppe der Lakedämonier als Herrschaftssubjekt von den anderen abhob. Philologische Analysen der Rhetra müssen diese Frage offenlassen. Ihre Beantwortung hängt mangels Quellen völlig von der Plausibilität der Annahmen über den Grad der Sonderentwicklung Spartas, der Strenge der Quellenkritik und der Wahl bewährter soziologischer Fragestellungen hinsichtlich der archaischen Zeit ab.

Nilsson beschreibt in seiner kulturen- und epochenvergleichenden Studie die primitiven spartanischen Lebensformen, die sich zur Zeit der Lykurgischen Rhetra gewandelt hätten. Er suggeriert die Notwendigkeit der Lykurgischen Reformen quasi als den Veränderungen anderer primitiver Gesellschaften analogen Entwicklungsschritt. Ehrenberg unterstellt in seinem Kulturvergleich eine völlige Analogie zwischen der Sozialstruktur des vorhomerischen Sparta und der Wehrverfassung der Gemeinfreien frühgermanischer Stämme (158). Die Gleichheit der Gemeinfreien habe sich im 9. und 8. Jahrhundert zu einer oligarchischen Ordnung zuungunsten armer Gemeinfreier und der Unfreien aufgelöst (179). Die Rhetra dokumentiert insofern für Ehrenberg den Abschluß der Entwicklung zur Oligarchie und sei nur auf eine sich als Herrschicht herausbildenden und abschließenden Stand der Spartiaten (Vollbürger) bezogen (vgl. auch Müller, 100f.). Demgegenüber betont sein exponierter Widersacher Berve die feudale Geschlechtergemeinschaft, die vor der Rhetra geherrscht und sich erst durch die Forderung nach Gleichheit, Neuaufteilung des Landes und Bildung eines Hoplitenheeres zu einem »Gesetzesstaat« (205) aufgelöst habe. Die Rhetra sei ein Ausdruck des Kräftegleichgewichts zwischen Damos und Adel (200ff.). Cartledge schränkt diese Gleichheit auf die militärische Einheitlichkeit der Hoplitenausrüstung und -ausbildung ein (425). Die Hopliten hätten sich deutlich von der leichtbewaffneten Infanterie der armen Bauern unterschieden (417). Bringmann versteht die Rhetra nicht als End-, sondern als Ausgangspunkt sozialer Konflikte bzw. der Interorgankontrolle von Königtum und Volksversammlung (363). Die Gerousia, die er wegen des Wahlmodus als Volksrat bezeichnet (dazu kritisch Welwei, 432, und Andrewes, 300), sei durch die Rhetra erst geschaffen worden (368). Der Adelsstand habe sich aufgelöst zugunsten des Bürgerstandes der Gleichen (381, dazu kritisch Oliva, 320). Beide Aufsätze Bringmanns enthalten eigenwillige Begriffsdefinitionen, etwa des Begriffs »Demokratia« (460f.), und sachgeschichtlich vertraut der Autor fahrlässig der antiken Überlieferung; z.B. in seiner Klassifizierung der Hoplitenpoliteia als Vor- und Frühform der Demokratie (448).

Die für die Forschungsfragen zumeist einschlägigen Beiträge dieses Sammel-

bandes vermitteln sehr heterogene z.T. sich widersprechende Eindrücke von den Phasen der lakedämonischen Gesellschaft. Der Herausgeber stellt in seiner Einleitung fest: »Die Spezialforschung hatte es ziemlich schwer, die mit Lykurg verbundenen Vorstellungen kritisch zu reduzieren, ein angemessenes Bild der Kultur des archaischen Sparta durchzusetzen.« (2) Dieses Urteil trifft auch auf die gegenwärtige Forschung zu. Eine gesamtgesellschaftliche Darstellung, die systematisch soziologisch bzw. sozialgeschichtlich angeleitet wäre, ist bis heute ein Desiderat geblieben.

Frank Konersmann (Bielefeld)

Schultz, Uwe (Hrsg.): Mit dem Zehnten fing es an. Eine Kulturgeschichte der Steuer. Verlag C.H. Beck, München 1986 (297 S., 22 Abb., Ln., 48,- DM)

»Eine Kulturgeschichte der Steuer« liefern zu wollen, wie der Untertitel ankündigt, ist schon ein hoher Anspruch für ein Buch von nicht einmal 300 Seiten, in dem 21 Autoren mit ebensoviele Beiträgen einen Bogen spannen von den dunklen Ursprüngen der Steuer im Kultopfer bis zur post-sozialliberalen Bundesrepublik. Und doch, einigen Autoren gelingt es, die Steuer »als Symptom für den Zustand einer Epoche« (Vorwort, 10) zu entwickeln, nämlich die jeweils vorherrschenden oder neu eingeführten Abgabenformen in ihrem Zusammenhang mit den Formen gesellschaftlicher Herrschaft darzustellen: so etwa Christian Meier über die Anfänge der Steuerpolitik in der griechischen Antike, Elsbet Orth über »Königsschatz und Kataster« im fränkischen Reich und Peter-Christian Witt, der am Beispiel des Bismarck-Reichs die aktuell gebliebene Bemäntelung von Machtinteressen durch das Vorschreiben von gesellschaftspolitisch scheinbar neutralen steuertechnischen Fragen demonstriert.

Die meisten Beiträge gehen aber über das bloß Finanzgeschichtliche nicht hinaus und erschöpfen sich in einer mit bunten Bröckchen feuilletonistisch aufbereiteten Herzerzählung von Jahreszahlen und Herrschernamen. Da ist es schon viel, wenn Hannes Möhring in seinem Aufsatz über die Finanzierung der Kreuzzüge wenigstens einen knappen, zu weiterführender Lektüre anregenden Hinweis gibt auf den Zusammenhang zwischen der allmählichen Zentralisierung der Verwaltung der Kreuzsteuer im Vatikan und dem Aufstieg der italienischen Bankiers (95f.).

Das Kapitel über die Bundesrepublik schließlich dient selber nur der Bemäntelung: Es wurde einem Staatssekretär a.D. (Karl Hettlage) übertragen, der jede über das Administrative hinausweisende Fragestellung sorgfältig vermeidet. Ein versehentlichlicher Mißgriff war das kaum, immerhin wird das Schlußwort dem CDU-Politiker Häfele eingeräumt, der es denn auch prompt zu einer hölzernen Apologie der rechtsliberalen Steuerreform nutzt.

Selbst ohne solche Ärgernisse bliebe die Konzeption des Buches fragwürdig; zu sehr merkt man ihm an, daß die Beiträge ursprünglich für eine Hörfunkreihe zusammengestellt wurden, und was für Feierabendsendungen in wöchentlichem Abstand taugen mag, ergibt noch kein lesbares Buch. Eines freilich weiß man nach der Lektüre, ob Tributum, Türkensteuer oder Weimarer Finanzreform, jede neue Steuer hatte den Zweck, die finanziellen Mittel entweder für einen Krieg oder für die Bewältigung von Kriegsfolgen bereitzustellen.

Herbert Albrecht (Marburg)

Luthardt, Wolfgang: Sozialdemokratische Verfassungstheorie in der Weimarer Republik. Westdeutscher Verlag, Opladen 1986 (194 S., br., 32,- DM)

Mit der russischen Revolution von 1917 entstand die moderne Sozialdemokratie. Die Trennung von den die Priorität der Revolution preisenden Leninisten führte zur ebenso entschiedenen sozialdemokratischen Überzeugung von der Priorität der Demokratie für Weg und Ziel des Sozialismus. Damit stellt sich freilich das Dilemma,

daß die bestehenden bürgerlichen Gesellschaften politische Demokratie mit sozial-ökonomischem Kapitalismus verbanden.

Wie ließ sich diese Demokratie mit dem politisch zu autoritären Formen neigenden Kapitalismus kombinieren, wie sollte man aus ihr einen demokratischen Sozialismus entwickeln? Diesen Fragen hatte sich die damalige Sozialdemokratie zu stellen — und sie konnte beide letztlich nicht positiv beantworten: Autoritäres Präsidialsystem und nazistischer Aufschwung zerstörten die Demokratie und mithin auch die Möglichkeit eines demokratischen Sozialismus. Vor diesem Hintergrund entfaltete sich die Tragödie der deutschen sozialdemokratischen Verfassungstheorie in der Weimarer Republik. Wolfgang Luthardt gelingt es, dieses Trauerspiel plastisch vorzuführen. Wie im Märchen von Hase und Igel kann Carl Schmitt, der rechtskonservative Feind der parlamentarischen Demokratie, seinen sozialdemokratischen Gegnern immer wieder ein »Ich bin schon da« zurufen — bis zu seiner Ankunft im Gefolge der Nazis 1933.

Luthardt führt zunächst in monographischer Form sozialdemokratische Autoren vor: Hans Kelsen (der zu Recht in diesen Kreis aufgenommen wurde), Hermann Heller und Hugo Sinzheimer folgen die damals »jüngeren« Theoretiker Franz Neumann, Ernst Fraenkel und Otto Kirchheimer. Drei Strukturelemente sozialdemokratischer Politiktheorie schält der Verfasser heraus: Erstens das Theorem vom relativen Gleichgewicht der Klassenkräfte, zweitens die Verteidigung der Republik, drittens den Grundduktus dieses Politikmodells in der trinitarischen Formel »Kompromiss-Konsens-Transformation«. Dem folgt eine systematische Untersuchung der faktischen Hemmnisse für die Realisierung solcher Überlegungen und ihrer Spiegelung in der sozialdemokratischen politischen Theorie. Max Weber verpflichtete Illusionen über das »Berufsbeamtentum« scheiterten an der Realität von Bürokratie, Reichswehr und Justiz, die in der letzten Phase der Weimarer Republik den autoritären Exekutivstaat trugen. Otto Kirchheimer, offensichtlich Luthardts Favorit, wies vergeblich auf die Wandlung der SPD vom Subjekt zum Objekt politischer Gestaltung hin, auf die Entscheidungsschwäche der SPD, auf die Staatsfixiertheit der Gewerkschaften.

Wie der Autor zutreffend feststellt, hat »innerhalb der sozialdemokratischen Partei nach 1945 keine systematische und historisch-politische Aufarbeitung der eigenen staats-, verfassungs- und rechtstheoretischen und -politischen Traditionen, wie sie in den Analysen sozialdemokratischer Autoren während der Weimarer Zeit zum Ausdruck gekommen sind«, stattgefunden (3). Eine solche Aufarbeitung könnte nicht nur der SPD heute nützlich sein, sondern der Entwicklung einer konsistenten links-alternativen Verfassungstheorie und -praxis überhaupt. Trotz gewisser Lücken (etwa Paul Levi betreffend) ist mit diesem Buch dazu ein ausgezeichnete Beitrag geleistet worden.

Volker Gransow (Berkeley/USA)

Walter, Franz: Nationale Romantik und revolutionärer Mythos. Politik und Lebensweisen im frühen Weimarer Jungsozialismus. Verlag Europäische Perspektiven, West-Berlin 1986 (280 S., br., 34,- DM)

Bereits 1983 veröffentlichte Franz Walter eine ausführliche Studie über die Jungsozialisten, die sich allerdings auf die Zeit von 1925 bis zu deren Auflösung im Jahre 1931 beschränkte. Mit der jetzt vorgelegten Arbeit vervollständigt er seine Untersuchungen, indem er nun auch die Entstehung der jungsozialistischen Bewegung 1919 und deren weitere Entwicklung in seine Betrachtungen einbezieht. Dabei will der Verfasser keineswegs nur organisations-, ideen- und sozialgeschichtliche Abläufe beschreiben; vielmehr schien es ihm »von Gewinn, ... die in letzter Zeit immer

häufiger verwandte Generations-Prägungs-Hypothese auf ihre Brauchbarkeit hin zu überprüfen« (3). Und weil er feststellen kann, daß die erste Jungsozialistengeneration, geboren um die Jahrhundertwende und geprägt durch das Erlebnis des Ersten Weltkrieges, anderen Moden anhing und anderes vom Leben und von der Zukunft erwartete als die im Krieg Geborenen, kommt er zu dem Schluß, daß »der Wandel von politischen Einstellungen und kulturellen Ausdrucksformen ... eng mit dem Wechsel von Generationen zusammen(hängt)« (200). Das klingt plausibel, und die Wirklichkeit scheint dies immer wieder zu bestätigen: Haben wir nicht selbst miterlebt, wie auf die konsumverachtenden 68er die konsumfetischisierenden Popper und Yuppies folgten? Derartige Beobachtungen vordergründiger Veränderungen sollten allerdings Analysen nicht ersetzen, sondern anregen. Bei Walter ist das leider nicht der Fall. Er übersieht, daß der — naturgegebene — Generationenwechsel für sich kein Erklärungsansatz für wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Wandel sein kann, sondern daß es die meß- und beschreibbaren Veränderungen des real existierenden Kapitalismus sind, die zurückwirken auf die Lebenssituation und damit auch auf die Attitüden des Proletariats als ganzem und seiner Segmente. Dementsprechend bleiben Walters kenntnisreiche, intelligente und verständnisvolle Ausführungen über die »Wandlungen des Lebensgefühls in der mehrheitssozialdemokratischen Jugend« (12) merkwürdig unverknüpft mit den — nur pflichtschuldig aufgenommenen? — Abschnitten über die sozioökonomischen Rahmenbedingungen der damaligen Zeit.

Bei einer Gesamtbewertung des Buches kann die erwähnte analytische Fehlleistung jedoch in den Hintergrund treten, zumal sie nur an wenigen Stellen deutlich zutage tritt. Alles in allem ist Walters Studie nämlich durchaus lesenswert. Er versteht es, die vielschichtigen Anstöße für die Hinwendung junger Linker zur jungsozialistischen Bewegung und den lebensweltlichen Hintergrund der Jusos in den verschiedenen Regionen sorgfältig auszubreiten. Dabei entwirrt er auch die komplizierten Beziehungsgeflechte, in denen das einzelne Mitglied, die Fraktionen und die Organisation als ganze sich bewegten. Nicht nur mit Hilfe schriftlicher Quellen, sondern auch durch Befragungen ehemals Aktiver entsteht so ein differenziertes Porträt einer quantitativ eher bedeutungslosen Gruppierung innerhalb der Weimarer SPD, deren politischer Einfluß auf die Partei aber hier und dort — Walter demonstriert dies ausführlich an der Breslauer Sozialdemokratie (132-168) — erstaunlich groß war.

Eingehend widmet sich Walter nicht nur den wechselnden politischen Trends der Weimarer Jusos, die zum Teil religiös oder sogar völkisch-nationalistisch inspiriert waren (vor allem im sog. »Hofgeismarkreis«), sondern auch den diversen Schulungsstätten und Lehrern (u.a. Ernst Niekisch), an und von denen »linke« (Hannoveraner) und »rechte« (Hofgeismarer) Jungsozialisten ausgebildet wurden. Zu Recht besonders berücksichtigt wird in diesem Zusammenhang die »Walkemühle« des Jugendbündlers Leonard Nelson, dessen Kadenschmiede — was Walter nicht ausdrücklich erwähnt — einige höhere SPD-Funktionäre der fünfziger und sechziger Jahre entstammten. Den Abschluß bildet eine Darstellung der Arbeiterjugendkultur der späten zwanziger, beginnenden dreißiger Jahre, wobei Walter das Schwergewicht auf die organisierte Jugend (vor allem auf die Jusos) legt. Dabei arbeitet er anschaulich »den lebensweltlichen Gegensatz zwischen den 'Front'- und 'Nachkriegsjugendlichen'« (179) heraus, der sich u.a. in einem Hang der Jüngeren zu materiellen Gütern und hierarchischer Ordnung, aber auch in einer entschiedener klassenkämpferischen Haltung manifestierte.

Stefan Bajohr (Düsseldorf)

Willms, Günther: Geträumte Republik. Jugend zwischen Kaiserreich und Macht-ergreifung. Verlag Herder, Freiburg 1985 (224 S., br., 9,90 DM)

Der Wert von Autobiographien für die historische Forschung ist ziemlich umstritten — nicht nur Zuverlässigkeit und Authentizität, auch ihre Repräsentativität und Verallgemeinerbarkeit müssen jeweils geprüft werden. Allerdings können sie wissenschaftlichen Studien nicht bloß eine leichtere Lesbarkeit voraushaben, manchmal vermitteln sie auch überraschende Einsichten, bieten treffende Milieustudien und Material für verallgemeinernde Erkenntnisse. Die Kindheits- und Jugenderinnerungen des langjährigen Karlsruher Bundesrichters Günther Willms können solche Erwartungen aber nur enttäuschen. Was Willms über seine Kindheit und Jugend in der Weimarer Republik aufgezeichnet hat, sind weitgehend private Erlebnisse, Familiengeschichten und Ortsbeschreibungen ohne besondere Bedeutung für das Verständnis der Geschichte der Weimarer Republik, geschrieben zumal in einem mißlungenen »literarisch« aufgemöbelten Stil. Dabei hätte Willms Biographie durchaus Material über ein bisher etwas vernachlässigtes Sozialmilieu liefern können. Der Autor stammt aus einer liberal-katholischen, dezidiert republikanischen und antinationalistischen Familie aus Fulda, sein Vater war Mitbegründer der örtlichen DDP, Reichsbannermitglied und zeitweilig engagierter Vertreter von Mieterinteressen im Rat der Stadt. Doch was Willms über die Bischofsstadt Fulda, die katholische Jugendbewegung oder das Universitätsmilieu von München, Bonn, Frankfurt und Marburg schreibt, bleibt meist auf dem Niveau von Schulanekdoten und netten Reiseerinnerungen, geht kaum einmal über Oberflächliches hinaus.

Symptomatisch und verallgemeinerbar (aber auch schon genügend bekannt) ist am ehesten das Unverständnis des Autors gegenüber der »schleichende(n) Popularisierung« der Nazis (117) und der systematischen Zerstörung der Republik. Zwar weiß Willms, der kurzfristig mal dem Sozialistischen Studentenbund angehörte, dann aber seine Hoffnungen auf Heinrich Brüning setzte: »Der Feind stand rechts.« (137) Zwar kritisiert er den schwarz-weiß-roten Nationalismus des Bürgertums — doch die Zerstörung der Republik kann er nur mit dem »Überhandnehmen der Extreme« (205; gemeint sind NSDAP und KPD) begründen, das durch die Einführung des Mehrheitswahlrechts hätte verhindert werden sollen. Matthias Uecker (Gladbeck)

Vinke, Hermann: Gustav Heinemann. Lamuv-Verlag, Bornheim-Merten 1986 (192 S., br., 12,80 DM)

Gustav Heinemann ist elf Jahre tot, und dennoch liegt die Zeit, in der er lebte, in meinem politischen Gedächtnis schon sehr lange zurück. Hermann Vinke versucht in seiner Biographie, die Stimmung zu schildern, die die Heinemann-Brandt-Scheel-Ära prägte. Sein Buch atmet noch die Aufbruchsbegeisterung des sozialliberalen Machtwechsels. Intention des inzwischen als Taschenbuch erschienenen Bändchens ist offenbar, etwas von der Faszination zu vermitteln, die von den neuen Männern Anfang der siebziger Jahre in Bonn ausging; Zielpublikum sind junge Menschen, die nach dem Ende der sozialliberalen Ära die Hoffnungen nicht mehr teilen können, die ihre Begründung begleiteten.

Es ist schwierig zu vermitteln, wie von dem unattraktiven, redlichen, gutbürgerlichen Mann ohne charismatische Ausstrahlung eine große Wirkung auf viele Menschen ausging. Die Redlichkeit, Integrität und Glanzlosigkeit Heinemanns waren beeindruckend nur vor dem Hintergrund der fünfziger und sechziger Jahre, in denen — trotz äußerlicher Abkehr — viele traditionelle Denkweisen, Ausprägungsformen und Verhaltensregeln weiterhin und wieder gepflegt wurden, kurz: das überwunden Geglaubte restauriert worden war. Gustav Heinemann verkörperte die leibhaftige, wirk-

liche, ehrliche Überwindung der Vergangenheit. Er wollte insbesondere die deutsche Teilung nicht akzeptieren, auch nicht um den Preis der vollen Anerkennung der BRD im westlichen politischen, wirtschaftlichen und militärischen System, wie sie Adenauer mit seiner Doppelzüngigkeit in der deutschen Frage erkaufte. Heinemanns Wirken als Bundesinnenminister 1949 bis 1950, die Umstände seines Ausscheidens aus diesem Amt, und dann sein Wirken als Bundesjustizminister 1966 bis 1969 und als Bundespräsident 1969 bis 1974 stehen in Vinkes Biographie selbstverständlich im Vordergrund. Aber auch seine Herkunft wird im Stil knapper Reportagen geschildert: Gustav Heinemann stammte aus kleinbürgerlichen, antiklerikalen Verhältnissen, er wurde zu einem anerkannten Rechtsanwalt und Manager in der Ruhr-Stahl-Großindustrie. Unter dem Einfluß seiner Frau, die Theologin war, wurde Gustav Heinemann Christ, auf eine trockene, protestantisch-zurückhaltende Art, in der rationalistisch-weltoffenen Ausrichtung Karl Barths und Rudolf Bultmanns. Konsequenz und Redlichkeit brachten Heinemann zur Bekennenden Kirche. Vinke beschreibt richtig, wie Heinemanns Aktivitäten nach dem Ende des Faschismus in kirchlichen und politischen Ämtern aufklärerisch-religiös motiviert waren.

Hermann Vinke stellt Gustav Heinemann so vor, wie er auf politisch wache Menschen wirkte, die heute mindestens über dreißig sind; denen wird das Bändchen nicht besonders nützlich sein, zumal es sich offensichtlich nur auf bisher erschienene Publikationen und auf Gespräche mit Familienangehörigen, politischen Weggefährten und insbesondere mit dem Ehepaar Brigitte und Helmut Gollwitzer stützt.

Gollwitzers Haltung gegen die kapitalistische Wirtschafts- und bürgerliche Gesellschaftsordnung ist auch Vinkes Standpunkt, und Gollwitzers kritische Einwände in den wiedergegebenen Diskussionen mit Heinemann sind Vinkes publizistischer Hebel, um dem Leser seine eigene Haltung zu vermitteln.

Ich befürchte, daß jugendlichen Lesern, an die sich das Bändchen richtet, der spröde Heinemann nach der Lektüre nicht näher gekommen sein wird. Die zeitgeschichtlichen und politischen Urteile Vinkes sind nicht sehr differenziert und begründet, sondern meist vordergründige Standpunkte (z.B. Klischees über linke und rechte Flügel in der CDU, Personalisierung auf Adenauer). Sein Umgang mit Quellen ist populärwissenschaftlich und nicht im einzelnen verifizierbar. Für ernsthaft politisch und zeitgeschichtlich interessierte Leser ist das Bändchen nicht von Nutzen und nicht zitierwürdig.

Oswald Burger (Überlingen)

Ökonomie

Hirsch, Joachim, und Roland Roth: Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus. VSA Verlag, Hamburg 1986 (258 S., br., 29,80 DM)

Wie geht's weiter mit dem Kapitalismus nach der zweiten großen Weltwirtschaftskrise dieses Jahrhunderts? So wie es ist, bleibt es nicht, und so wie es war, wird es nicht wieder, dessen sind Hirsch und Roth sicher. Wir befinden uns in einer historischen Umbruchphase. Der Kapitalismus wird nicht untergehen, aber sich gründlich wandeln. Diesen Prozeß wollen Hirsch/Roth beschreiben und erklären. Sie wollen dabei zugleich ein Theorieprogramm erproben — das von der französischen Regula-tionsschule (Aglietta, Boyer, Lipietz u.a.) inspirierte Konzept des »Fordismus«.

In den fünf Kapiteln ihres Buchs kritisieren Hirsch/Roth das vorhandene Theorieangebot zur Erklärung der jüngsten »großen Krise« (Kap. 1), setzen ihren eigenen Erklärungsansatz auseinander (Kap. 2) und versuchen, die gegenwärtige Krise als »Krise des Fordismus« zu interpretieren (Kap. 3). Auf knapp 60 Seiten erläutern sie

ihr Konzept des Fordismus und seiner Krise. Dann folgen 140 Seiten, auf denen Hirsch/Roth versuchen, die zukünftigen Entwicklungslinien des Kapitalismus (»zu einem Postfordismus genannten Stadium«) und die politischen Szenarien, in denen der Kampf um diese Zukünfte ausgefochten werden wird, einzuschätzen (Kap. 4 und 5).

Dies ist ein politisches Buch, keine empirische Forschungsarbeit und keine Darstellung einer neuen »Theorie der kapitalistischen Entwicklung«. Hirsch/Roth versuchen, auf der Basis verfügbaren empirischen Wissens einige intelligente Spekulationen darüber anzustellen, wie sich die kapitalistische Arbeitsorganisation, der private Konsum, die Branchen- und Sektorenstruktur, die Differenzierung der Lohnarbeiter weiter entwickeln wird und welche Konfliktszenarios der Linken dabei ins Haus stehen werden. Das ist legitim, und es läßt sich so ohne weiteres demonstrieren, wie wenig triftig etliche der Spekulationen wohletablierter Sozialwissenschaftler sind, die (wie die These von der postindustriellen oder von der Dienstleistungsgesellschaft, die These vom Wertwandel usw.) lange die Diskussion beherrscht haben. Das Fordismus-Konzept erfüllt dabei eine zweifache heuristische Funktion. Es bedeutet eine Absage an allgemeine Gesetze der kapitalistischen Entwicklung. Die Geschichte des Kapitalismus wird als Folge historisch je spezifischer »Formationen« gesehen, die jeweils ihre eigenen, historisch spezifischen Krisenprozesse kennen (44). Wie die jeweils folgende Formation aussieht, ist offen; darum wird während langer Krisen- und Umbruchperioden gekämpft. Da nach diesem Konzept nicht mehr von Stadien oder Entwicklungsphasen des Kapitalismus, sondern von Formationen die Rede ist, wird stets ein ganzer Komplex von Akkumulationsweisen, politischen Regulierungsformen, ideologischen Mustern (mehr oder minder »hegemonial«) zusammen betrachtet. Krisen betreffen daher alle Elemente einer solchen Formation, nicht nur die Kapitalakkumulation. Unter »Fordismus« verstehen Hirsch/Roth die spezifische Kombination eines Typs »intensiver« Akkumulation, der auf tayloristischer Arbeitsorganisation im Betrieb und industrieller Massenproduktion von Konsumgütern beruht, mit einer tayloristisch geprägten Lebensweise, einer »keynesianischen« Staatsintervention, die auf dem Sozialstaat und einer fortschreitenden »Durchstaatlichung« der Gesellschaft beruht, wozu noch die Ideologie des »keynesianischen Wohlfahrtsstaats« als Hegemonie stiftendes Element gehören soll (vgl. Kap. 2, 48ff.). In die Krise gerät diese Kombination nach Hirsch/Roth, sobald sich ihre Expansionsmöglichkeiten erschöpft haben. Die Profitrate fällt; in erster Linie, weil die Möglichkeiten zur Steigerung der Arbeitsproduktivität im Rahmen der tayloristischen Arbeitsorganisation ausgeschöpft worden sind (79). Hinzu kommen Lohnsteigerungen, die im fordistischen Regime nicht aufzuhalten sind, und das langsame, aber sichere Abbremsen der Expansion des Massenkonsums (vgl. 80ff.). Das hat Folgen für den Sozialstaat, für die Praktiken des keynesianischen Korporatismus. Die Krise des »Verwertungsmodus« wächst sich zur »Formationskrise« aus (vgl. 88, 94ff., 101f.). Aus dieser Krise kommt das Kapital nur heraus, wenn und soweit es ihm gelingt, die Profitrate wieder auf ein höheres Niveau als gehabt zu bringen und dort zu stabilisieren. Mit einer neuen Akkumulationsstrategie, die die von der Mikroelektronik gebotenen Möglichkeiten der Produktivitätssteigerung und Rationalisierung voll nutze, könne das auch gelingen (vgl. 104f., 106). Der Einsatz der neuen Produktionstechnologien führe zu einer Mischung von nach-, hyper- und klassisch tayloristischen Formen der Arbeitsorganisationen (vgl. 109-113) und gestatte, dank weitgehender »Flexibilisierung« von Maschinerie und Arbeitskräften, die Überwindung der herkömmlichen Formen der industriellen Massenproduktion. Die Folgen, die das für die Konsum- und Lebensweise, für die Struktur des Kapitals wie der bürgerlichen Gesellschaft und für die Art und Weise

der politischen Regulierung von Akkumulationsprozessen haben kann, werden von Hirsch/Roth zum Bild einer veritablen »historischen Neuformierung des Kapitalismus« (139) — auf dem Weg zum Postfordismus — zusammengefügt.

Originell an diesem Buch ist vor allem die sehr spezielle Fassung, die die Autoren dem Fordismus-Konzept geben. Obwohl sie wiederholt behaupten, sich auf die besondere Entwicklung des Fordismus in der Bundesrepublik konzentrieren zu wollen, spielen bundesrepublikanische Besonderheiten — außer denen des Gewerkschafts- und Parteiensystems — kaum eine Rolle. Auch der auf immerhin 70 Seiten vorgetragene Interpretationsversuch der »neuen sozialen Bewegungen« (Kap. 5) zeichnet sich hauptsächlich durch seine »analytische Grundlage« aus, eben das Fordismus-Konzept (170). Sieht man von den Aposteln der bald hundertjährigen »Allgemeinen Krise des Kapitalismus« ab, dürfte der methodische Grundgedanke, den Hirsch/Roth verfolgen, unbestritten sein: Es ist sinnvoll, zwischen historisch-spezifischen »Logiken« der Akkumulation des Kapitals zu unterscheiden; will man deren Eigenart verstehen bzw. einen solchen historisch-spezifischen Akkumulationstyp erklären, muß man sich schon auf die Analyse des ganzen institutionellen Umfelds der bürgerlichen Gesellschaft, des bürgerlichen Staats, des Weltmarkts einlassen. Tut man beides nicht, bleibt nur Modellschreinerei im Stile der herrschenden Lehre, wenn auch mit »marxistisch« bezeichneten Größen. Tut man das aber, dann kommt es ganz erheblich darauf an, wie man sich so ein historisches »Akkumulationsmodell« und die daraus entstehenden »Regulationsprobleme« zurechtlegt. Mit dem Vorschlag von Hirsch/Roth habe ich ein paar Probleme: Erst einmal operieren sie mit einem sehr reduzierten Begriff von Akkumulationstyp oder -regime, in dem viele der ökonomischen Größen und Institutionen (wie z. B. alle Geldverhältnisse, alle Konkurrenzbeziehungen), mit denen ihre französischen Vorbilder arbeiten, einfach nicht mehr vorkommen (vgl. die treffende Kritik von Kurt Hübner in *Sozialismus* 4/87). Ihr Begriff des fordistischen Akkumulationsregimes wird damit reichlich unterkomplex. Ich denke, das hat seinen Grund darin, daß Hirsch/Roth sich — anders als die Regulationstheoretiker, die die Logik der historischen Formierung und Neuformierung von Akkumulationsregimes recht unterbelichtet lassen — auf das Marxsche Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate verlassen, um die Krise des Fordismus und ihre Folgen zu erklären (vgl. 37, 104f. u.ö.). Ihre Interpretation des Gesetzes (eine steigende organische Zusammensetzung des Kapitals sei »wertlogisch« zu begründen, alle »entgegenwirkenden Tendenzen« aber nicht mehr theoretisch bestimmbar, sondern nur jeweils empirisch zu konstatieren (37), ist ebenso bestreitbar wie ihre krisentheoretische Nutzenanwendung (ebd.). Gravierender ist m. E., daß sie sowohl bei der Erklärung der Krise des Fordismus als auch bei Erörterung des kapitalistischen Auswegs aus der Krise (79f., 104f.) diese »Gegentendenzen« schlicht vergessen und sich auf eine einzige Variable, die Erschöpfung der »in der tayloristischen Arbeitsorganisation liegenden Produktivitätsreserven« (79) bzw. die Mikroelektronik und damit mögliche »Flexibilisierungen« der Arbeitsorganisation (107ff.) werfen. Diese Reduktion der Krisenerklärung (die Regulationstheoretiker z. B. halten Stagnation bzw. Sinken der Real- und Relativlöhne für einen zentralen Krisenfaktor) wird nirgends erläutert, geschweige denn empirisch unterbaut. Ebenso undeutlich bleibt der von Hirsch/Roth offenbar unterstellte Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Arbeitsproduktivität und Veränderungen der Profit- und Akkumulationsrate. Was nützt mir aber der schönste Anti-Ökonomismus, wenn die ökonomische Argumentation so viel, in diesem Fall beinahe alles, zu wünschen übrig läßt?

Im Blick auf die postfordistische Zukunft betonen Hirsch/Roth, daß der Ausgang des Kampfes um ein neues (dominantes) Akkumulationsmodell völlig offen sei. Das

hindert sie leider nicht, die Durchsetzung des Fordismus wie seine Krisenprozesse ausgesprochen glatt und funktionalistisch zu erklären, obwohl sie vor funktionalistischen Fehlschlüssen warnen. Alles, was der Fall ist, scheint auch ins Konzept zu passen. Die Durchsetzung fordistischer Akkumulationsstrategie erfordert allerlei: »entsprechende« Hegemonialstrukturen, »entsprechende« politische Regulierungsformung, »entsprechende« Reproduktionsformen der Arbeitskraft usw. Auf derlei »Entsprechungen« berufen sich die Autoren fortwährend, um den Zusammenhang von tayloristischer Arbeitsorganisation und z. B. sozialstaatlichen und korporatistischen Strukturen oder keynesianischen Interventionsformen zu erklären (vgl. 49f., 53, 64f., 67, 73 u.ö.). Das gleiche Argumentationsmuster gilt für die Krise des Fordismus: alles, was erst dem fordistischen Akkumulationsmodell entsprach, wird zum Krisenfaktor, sobald die Produktivitätssteigerung aufhört (vgl. 80f., 84f., 94f.). Der Bezugspunkt dieses abwechselnd weißen und schwarzen Funktionalismus wird nicht klar benannt; ich vermute, daß es die Formen der Mehrwertproduktion sind. Zum zentralen Funktionsträger wird dagegen unzweideutig der bürgerliche Staat ernannt (66 u.ö.), dem sogar die Fähigkeit zugeschrieben wird, das Wertgesetz exekutieren zu können (65; vgl. auch ähnlich kühne Behauptungen in Joachim Hirsch »Der Sicherheitsstaat«, 1980, 63ff., 98f.). Die funktionalistische Argumentation verblüfft um so mehr, als Hirsch/Roth es durchaus besser wissen. Beispielsweise, wo sie auf die Neuformierung eines postfordistischen Akkumulationstyps zu sprechen kommen und anmerken, daß dies keineswegs automatisch das »bestehende Institutionengefüge« (in der Bundesrepublik) umwerfen müsse (169). Ganz recht. Nur gilt das ebensosehr für die Formierung eines fordistischen Akkumulationsregimes, und das um so stärker, je mehr man sich auf die enorme Verschiedenheit solcher Institutionengefüge in kapitalistischen Ländern mit vergleichbarem Industrialisierungsniveau einläßt, statt sich auf den großen Gleichmacher Weltmarkt zu verlassen.

Ceterum censeo: Einige der zentralen Texte der französischen Regulationsschule sollten baldmöglichst ins Deutsche übersetzt werden.

Michael Krätke (Amsterdam)

Kleinknecht, Alfred: Innovation Patterns in Crisis and Prosperity. Schumpeters Long Dycle Reconsidered. Macmillan Publishers, Basingstoke, London 1987 (235 S., br., 30,- £)

Bei der Diskussion um die sogenannten langen Wellen der Konjunktur besteht die bisher im wesentlichen ungeklärte Frage darin, ob sie sich durch exogene Faktoren erklären lassen oder aber ob endogene Erklärungsursachen, die eine wirkliche Zyklizität begründen können, dafür auszumachen sind.

Kleinknecht versucht in seinem Buch, eine Erklärung der langen Wellen aus endogenen Ursachen zu leisten. Es ist in drei Hauptteile untergliedert. Im ersten Teil wird ein kurzer Rückblick auf ältere Ansätze dieser Theorie gegeben, gefolgt von der Darstellung eines neuen Testverfahrens zu ihrer empirischen Untermauerung.

Im zweiten Teil werden unterschiedliche Datensammlungen über Basisinnovationen, Patente und Ausgaben für Forschung und Entwicklung untersucht. Dabei geht es hauptsächlich darum, warum Innovationen nicht kontinuierlich über den Zeitablauf verteilt sind. Kleinknechts Antwort darauf ist, daß Innovationen erst angewandt werden, wenn alle Möglichkeiten der alten Technologien erschöpft sind.

Im dritten Teil untersucht Kleinknecht die weitere Entwicklung der Innovationen während der Aufschwungsphase der fünfziger und sechziger Jahre. Er versucht, die These zu untermauern, daß in dieser Phase eine Verschiebung von Produkt- zu Prozeßinnovationen stattfindet. Dabei zeigt sich, daß die innovativen Sektoren der

Volkswirtschaft diejenigen mit dem größten Wachstum und den höchsten Gewinnen sind. Auf die Dauer scheint ein »Gesetz« der abnehmenden Zusatzerträge neuer Technologien zu existieren, so daß, um die Gewinne zu halten und sich von der Konkurrenz abzusetzen, immer weitere Innovationen vorgenommen werden müssen. Daher geht Kleinknecht über zu einer Einzelsektorbetrachtung.

Abschließend stellt er die Beziehung des innovationstheoretischen Ansatzes zu anderen Erklärungsansätzen her. Im Gegensatz zum »Profit-squeeze«-Ansatz, der das Erlahmen des Aufschwungs auf Grund steigender Lohnkosten zu erklären versucht, glaubt er an eine Art industriellen Lebenszyklus, wobei sich in der Depression eine Reallokation der Ressourcen ergeben muß. Auch die Überinvestitionsthese läßt sich mit Kleinknechts Ansatz kombinieren, wobei allerdings die Länge des Zyklus nicht im Zusammenhang mit der Ersatzbewegung des langfristig angelegten fixen Kapitals steht, sondern eher durch die erforderlichen Infrastrukturmaßnahmen für die neuen Technologien erklärt wird. Dadurch lassen sich auch die wachstumsfördernden Einflüsse neuer Technologien sowie der obere Wendepunkt der langfristigen Bewegung erklären.

Udo Wintringer (West-Berlin)

Prokla 65: Sozialstaat von morgen? Rotbuch-Verlag, West-Berlin 1986
(168 S., br., 16,- DM)

Mit der Frage nach dem »Sozialstaat von morgen« nimmt die Berliner Prokla-Redaktion die 1983 unter dem Stichwort »Sozialstaat in der Zerreißprobe« (Prokla 49) begonnene Diskussion über die Erosion des Wohlfahrtsstaates wieder auf. Bob Jessop betont in seinem Beitrag die Notwendigkeit der Analyse des Zusammenhangs *spezifischer Formen* des Sozialstaates und der jeweilig dominanten Form eines Akkumulationsregimes. Die »Krise des fordistischen Wohlfahrtsstaates« (18) wird hier im Kontext der Krise der kapitalistischen Nachkriegswirtschaft diskutiert und gezeigt, daß es eines völlig »neuen Systems der sozialen Reproduktion« bedarf (4), um den Veränderungen innerhalb des bisher dominanten Akkumulationsregimes Rechnung zu tragen.

In der Auseinandersetzung um neue Formen der gesellschaftlichen Reproduktion, deren Ausgang abhängig ist von den politischen Kräfteverhältnissen, also den politischen und ökonomischen Kämpfen, »die (sich) auf dem Terrain der unterschiedlichen nationalen Akkumulationsregimes und politischer Herrschaftsformen« abspielen (23), gibt es »keine beste Einzellösung« (5), sondern viele unterschiedliche Lösungsvarianten. Diese Thesen basieren auf der Grundannahme der französischen Regulationstheoretiker (Aglietta, Lipietz, Boyer u.a.). Jessop gelingt es, den gesamtgesellschaftlichen Kontext herauszuarbeiten in dem der Aus-, Ab- oder Umbau des Wohlfahrtsstaates diskutiert werden muß. Folgt man dieser Einschätzung, dann stellt sich für die Linke offensichtlich die Frage nach dem neuen Gesicht eines emanzipatorischen Wohlfahrtsstaates und damit *auch* nach den moralischen Inhalten linker Utopie.

Der Linken, so Otto Kallscheuer in seinem Beitrag, ist ihre »sozialistische Ethik«, als Basis der alltäglichen politischen Auseinandersetzungen abhandengekommen, ein »Prozeß der Infragestellung der klassischen Ideen der Linken« ist zu beobachten (125) und was noch viel schwerer wiegt: die »Bedeutung von 'Sozialismus' selbst« und von den Strukturmerkmalen einer sozialistischen Gesellschaft sind »diskussionsbedürftig« geworden (12). Er fordert dazu auf, »Marx als 'Klassiker' neu zu lesen« (125), um eine Neubestimmung der Ideen der Linken voranzutreiben. Auf der Suche nach einer sozialistischen Ethik entdeckt er in der marxischen Theorie neben funktionalistischen Elementen einer unhaltbaren Moralkritik, einen »positiven« Be-

griff von Freiheit, verstanden als die »Fähigkeit zur Selbstbestimmung«, die »Macht oder Chance, seinen eigenen Lebensplan zu verwirklichen« (137). So verstandene Freiheit wird zu einem »nicht moralischem Gut«, das bei »gegebenem Stand der Produktivkräfte ... in einer Gesellschaft in bestimmtem Ausmaß zur Verfügung steht« (137). Ist Freiheit in jeder Gesellschaft ein begrenztes Gut (Gesundheit, Ausbildung, Freizeit, Bildung etc.), so stellt sich unweigerlich auch die Frage nach einem Modus der gesellschaftlichen Verteilung und damit das Problem einer *gerechten* Distribution.

Die Rekonstruktion der Mindesteinkommensdebatte von Frank Mußmann zeigt, daß ähnliche Vorstellungen von *Freiheit*, als Fähigkeit der befriedigenden Lebensgestaltung über materielle Grundbedürfnisse hinaus, und *sozialer Gerechtigkeit*, in denen nicht nur die *Resultate*, sondern auch die *Formen* gesellschaftlicher Verteilung von Lebenschance, reflektiert werden, durchaus in der aktuellen links-alternativen Sozialstaatskritik eine Rolle spielen.

Mußmann warnt aber auch völlig zu Recht vor einer euphorischen Hoffnung, mit der Forderung nach einer Entflechtung von »Arbeit und Essen« durch ein garantiertes Mindesteinkommen zugleich ein »Mittel zur Systemtransformation« (87) gefunden zu haben. Nur allzuleicht könnte eine isolierte Mindesteinkommensstrategie, in der eine gerechte Verteilung der gesellschaftlich zu leistenden Arbeit keine Berücksichtigung findet, zu einer neuen Sozialstaatsillusion führen, möglicherweise gar einer Zementierung gesellschaftlicher Spaltungstendenzen Vorschub leisten.

Die Schwierigkeit, sozialpolitische Probleme in der ökonomischen Krise zu lösen, verdeutlicht Michael Krätke in seiner Darstellung der Suche der deutschen Sozialdemokratie in den zwanziger Jahren nach steuerpolitischen Konzepten zur Einleitung einer sozialistischen Entwicklungsdynamik. Krätke plädiert angesichts einer dauerhaften Ausgrenzung von weit mehr als einem Zehntel der Erwerbspersonen aus dem Beschäftigungssystem dafür, die heutigen Sozialversicherungsbeiträge insgesamt durch eine echte Steuer zu ersetzen, um die »von einer illusorischen 'Versicherungslogik' verfälschte Zweckbindung der Sozialbeiträge durch eine echte Zweckbindung von Steuern ohne fiktive 'versicherungstechnische Verrenkungen« zu verdrängen (65). Zudem empfiehlt er auf dem Hintergrund seiner historischen Analyse eine »Demokratisierung des Steuersystems« (64), durch die Einführung eindeutiger Zweckbindungen für die aufkommensstärksten Steuern, und zwar »mit klaren Umverteilungszielen« (65). »So kann man z.B. aus der heutigen Lohnsteuer eine 'Sozialsteuer' machen, ... aus der veranlagten Einkommenssteuer eine 'Bildungssteuer« (64), und »die Kosten der öffentlichen Gesundheitspflege (können) aus dem Aufkommen von Alkohol- und Tabaksteuern, nicht zu vergessen Zucker- und Fettsteuern und vor allem die Kraftfahrzeugsteuer, bestritten werden« (65). Von einer solchen Umstrukturierung des Steuerstaates erhofft sich Krätke eine »Politisierung der Steuerzahler«, die dann zumindest wüßten, was sie wofür zahlen sollen.

Wie auch in den anderen Arbeiten wird deutlich, daß die Debatte über den »Sozialstaat von morgen« nicht reduziert werden darf auf rein technische Fragen und die Quantität monetärer Transfers, sondern die Linke vielmehr auch um »intellektuelle und moralische Reformen« (Gramsci) zu ringen hat. Die in den Beiträgen formulierte Kritik an den Versuchen der Konservativen, die Sozialstaatskrise auf eine (von den Sozialdemokraten verschuldete) Finanzkrise zu reduzieren und damit die Frage nach der Reorganisation der sozialen Sicherheit von allen vorgelagerten Politikfeldern (vor allem der Arbeitsmarktpolitik) zu dissoziieren, impliziert aber ebenfalls eine klare Absage an auf bloße Verteidigung des sozialpolitischen Status quo angelegte Politikstrategien, die weiterhin eine primär monetäre Zuweisung von Lebens-

chancen vorsehen, und fordert zugleich eine offene Auseinandersetzung über die »Ideen der Linken« (Kallscheuer), um nicht dem »Individualismus von links« à la Peter Glotz (Kallscheuer) auf den Leim zu gehen.

Verdienst dieser ProKla-Ausgabe ist es, mit der Thematisierung des unaufhebaren Zusammenhanges zwischen der Umstrukturierung des Sozialstaates und den veränderten Arbeits- und Verwertungsbedingungen sowie der Diskussion über eine »Sozialistische Ethik« und der Darstellung der Suche nach alternativen Pfaden der Sozialstaatspolitik von heute (Mindesteinkommensdebatte) und gestern (Krätkes Beitrag zur sozialistischen Steuerpolitik) dazu beigetragen zu haben, die Felder zu benennen, auf denen die politischen Kämpfe sowie die theoretischen Bemühungen um die Zukunft des Wohlfahrtsstaates stattzufinden hätten.

Dirk Messner (West-Berlin)

ProKla 66: Japan — Grenzen eines Wunders. Rotbuch-Verlag, West-Berlin 1987 (168 S., br., 16,- DM)

Ein Gespenst geht um in Europa — das Gespenst des pazifischen Wunders. Das Gespenst hat Namen und Adresse: »Made in Japan.« Fast alle Beiträge des ProKla-Heftes versuchen einerseits aufzuschlüsseln, worauf der ökonomische Erfolg und die politische Stabilität des innerhalb von wenigen Jahren zur größten Gläubigernation in der Weltwirtschaft avancierten Landes basiert, und andererseits der Frage nachzugehen, ob nicht auch bereits »Grenzen des Wunders« auszumachen sind.

Erfreulicherweise kommen japanische und westdeutsche Autoren zu Wort, so daß der sonst übliche »Blick von außen« korrigiert wird. Als ein Defizit hingegen ist festzuhalten, daß sich die Diskussion des kompetenhaften Aufstiegs Japans in der Weltwirtschaft fast ausschließlich auf endogene Faktoren beschränkt, eine Analyse des Zusammenhanges der internen Determinanten und der externen, weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich seine Wachstumspotentiale entfalten, unterbleibt. Die Analyse der Bedingungen des japanischen »Produktionismus« konzentriert sich auf vier Problemfelder.

1. Der Ökonom Nomura widmet sich den »Shitauke«, den wirtschaftlich von den Großkonzernen abhängigen Zuliefererbetrieben, die durch langfristige Geschäftsverbindungen an die Mutterunternehmen gebunden sind. Das pyramidenförmig strukturierte *Shitauke-System*, als ein wesentliches Charakteristikum der *japanischen Produktionsorganisation* ist darauf angelegt, die Schwierigkeiten der großen Unternehmen auf die kleineren Shitauke abzuwälzen und damit für die Mutterkonzerne Flexibilität zu gewährleisten. Nomura verdeutlicht, wie die Shitauke als wirk-samer »Konjunkturpuffer« und »Instrument der Kostensenkung« (14) funktionieren. Das Lohnniveau in den abhängigen mittleren und kleinen Unternehmen liegt weit unter dem der Großunternehmen, die Arbeitsbedingungen insgesamt sind schlechter und mittels des Shitauke-Systems gelingt es, die sich aus den bäuerlichen Haushalten rekrutierende »Reservearmee« in Boomzeiten zu mobilisieren, indem von den Zuliefererfirmen kleinste Unternehmen in den ländlichen Regionen gegründet werden. Die flexible Gestaltung des Arbeitsmarktes innerhalb des Shitauke-Systems beruht daher nicht zuletzt auf dem noch immer sehr hohen Anteil der Erwerbspersonen in der japanischen Forst- und Landwirtschaft, der mit 9,2% beinahe doppelt so hoch ist wie in der BRD.

2. Als weiteren Eckpfeiler des japanischen Akkumulationstypus stellt Tetsuro Kato die spezifische Form des japanischen *Staates* heraus, den er in Abgrenzung zum europäischen welfare state als »Unternehmerstaat« (96) charakterisiert, der auf der einen Seite durch »administrative Lenkung« (96) und die Vorgabe wirtschafts-

planerischer Leitlinien bis hin zur Festlegung genauer Stückzahlen für die jeweiligen Unternehmen permanent in den Akkumulationsprozeß eingreift und sich andererseits in sozialpolitischer Hinsicht in weitestgehender Abstinenz übt.

3. Als drittes Problemfeld wird das häufig diskutierte »Modell der japanischen *industriellen Beziehungen*« reflektiert. Im Mittelpunkt steht die Analyse der »*Rundumnutzung der Arbeitskraft*« (Deutschmann/Weber, 32), die nicht nur auf extrem langen Arbeitszeiten, sondern vor allem einer polyvalenten Verfügung über die Arbeitskraft beruht. Darüber hinaus gelten die »Korporatisierung der wirtschaftspolitischen Entscheidungen« (Kato, 94) unter faktischem Ausschluß der schwachen Gewerkschaften (Kato, 94) und die Einbindung der Lohnabhängigen in umfangreiche betriebliche Freizeitprogramme, durch die die Herrschaft des Managements bis weit in die Privatsphäre vorverlagert wird (»*Grauzone zwischen freier Zeit und Arbeitszeit*«; Deutschmann/Weber, 35), als wesentliche Strukturmerkmale der japanischen industriellen Beziehungen.

4. Ilse Lenz zeigt, wie die industriellen Beziehungen auf der »*geschlechtspolaren Arbeitsteilung*« (60) aufbauen. Die Dauerbeschäftigungsgarantie für die Stammbeslegschaften, zu denen etwa ein Drittel der japanischen Beschäftigten gehören, korrespondiert mit der »Sackgassensituation« der meisten Industriearbeiterinnen (59).

Ergänzt man dieses Bild einer »fragmentierten Belegschaftspyramide« auf der Grundlage geschlechtspolarer Arbeitsteilung (66) durch die vom Shitauke-System verfestigten Spaltungslinien, dann muß hier eine Ursache für die Schwäche der Gewerkschaften verortet werden. Zudem ist die beschränkte Handlungsfähigkeit der Gewerkschaften bereits institutionell in der Form der Betriebsgewerkschaften angelegt. Umstritten bleibt in den Beiträgen, wie die »innere Motivation ... der Arbeiter« (Nomura, 16) oder das »japanische Arbeitsbienen-Syndrom« (Deutschmann/Weber, 45) theoretisch befriedigend geklärt werden könnte. Interessanterweise konstatieren nahezu alle Autoren entgegen dem weitverbreiteten Mythos von der absoluten Stabilität des japanischen Modells Verformungen der skizzierten Stabilitätssäulen. Nomura geht gar soweit, die Aufwertung des Yen und die damit einhergehende rapide Zunahme japanischer Direktinvestitionen als erste Vorboten einer möglichen »Entindustrialisierung der japanischen Wirtschaft« (21) zu interpretieren. Eine Krisendiagnose, der die These Ulrich Menzels von der möglichen Ablösung der »Pax Americana« durch die »Pax Nipponica« (120) entgegensteht.

Einigkeit hingegen herrscht hinsichtlich der Perspektivlosigkeit der japanischen Linken, die, wie Nomura resignativ feststellt, noch nicht einmal eine sozialdemokratische Partei hervorgebracht hat. Setsuo Fuhirato zeigt in seiner anregenden Darstellung der Entwicklung des hierzulande nahezu unbekanntes japanischen Marxismus, daß nicht zuletzt die Fehlprognosen der Mehrheit der marxistischen Ökonomen, die gerade während der Phase des japanischen Booms in den sechziger und siebziger Jahren fortwährend das baldige Kommen einer Weltwirtschaftskrise und langandauernder Stagnation ankündigten, zur Paralyse der sozialistischen Kräfte beigetragen haben (87).

Dirk Messner (West-Berlin)

ProKla 67: Ökologie und Ökonomie. Rotbuch-Verlag, West-Berlin 1987
(168 S., br., 16,- DM)

Aus polit-ökonomischer Sicht ist es eine Banalität, daß, wer von Ökologie spricht, immer auch Ökonomie mitdenken muß. Die Autoren versuchen, auch den Umkehrschluß deutlich zu machen. Eine ökonomische Theorie, die diesen Zusammenhang leugne, verfehle ihren Gegenstand.

Elmar Altvater zeigt, daß das Verhältnis von Ökonomie und Ökologie *immer* ein

widersprüchliches ist. Über ein und derselben territorial-gesellschaftlichen Realität, so sein Argument, existieren zwei Koordinatensysteme von Raum und Zeit (39): Raum und Zeit einer Gesellschaft und physische Zeit und physischer Raum der Natur. Die Exploration des Raumes, nach den »abstrakten Schemata kapitalistischer Verwertungskalküle« (42) abstrahiert notwendig von den ökologischen Reproduktionszyklen einer *konkreten* Region (place), integriert diese in den globalen Funktionsraum des Weltmarktes und macht sie damit zum *abstrakten Raum* (space); Spezialitäten, Partikularitäten, räumlich gebundene Produktion, Landschaften sind als Besonderheiten hinderlich und werden »gleichgemacht«, um sie in ein Segment der Weltmarkt-zirkulation zu verwandeln (37). Auch hinsichtlich der »Zeit« haben wir es mit antagonistischen Logiken zu tun. Die Nutzung der Atomenergie ist ein Beispiel für die Divergenz der zeitlichen Reichweite ökonomischer Kalkulation einerseits und Ressourcenzeiten andererseits. »Der Planungshorizont von Betreiberfirmen der Atomkraftwerke beträgt ... einige Jahrzehnte. Die Halbwertszeit des produzierten radioaktiven Mülls hingegen ... einige 10000 Jahre.« (5) Entscheidender ist jedoch, daß in der Natur alle Prozesse, jedes ökonomische Handeln, das Material und Stofftransformation bewirkt, *irreversible* Reaktionen auslöst. D.h., Stoffe und Energie stehen nach menschlichem Handeln in weniger und in dissipierter (zerstreuter) Form (Anstieg der Entropie) und damit für menschliche Zwecke nicht mehr oder weniger nutzbar zur Verfügung. Während in der historischen Zeit irreversible, unilineare Prozesse ablaufen, ist die Zirkularität bzw. *Reversibilität* ökonomischer Prozesse das sine qua non des ökonomischen Funktionsraums (43).

Frank Beckenbach faßt dieses Dilemma dahingehend zusammen, daß durch die thermodynamische Betrachtungsweise dem »ökonomischen Optimismus des stetigen Zuwachses ökologische Kontraproduktivität entgegengestellt« wird (61). Was also tun? Noch, so Altwater, befindet sich der »Entropietod« in weiter Ferne, doch »irgendwann freilich sind die letzten Refugien destruiert, und was dann« (53)? Die letzte Frage bedarf keiner Antwort; entscheidend ist, daß die Geschwindigkeit der unvermeidlichen Entropiesteigerung variabel ist. Gefragt ist daher »systemische Intelligenz« (Altwater, 49), die Suche nach gesellschaftlichen Formen der Regulierung, die das Ausmaß der Entropieproduktion und damit die Zerstörung der Natur und der Existenzgrundlagen der Menschheit minimieren.

Frank Beckenbach, der die thermodynamische Sichtweise als »heuristische Sensibilisierungsmittel« (63) eingesetzt wissen will, »um die ökologische Öffnung ökonomischer Kategorien« (60) voranzutreiben, hofft auf die erforderliche soziale Unterstützung für »misch-wirtschaftliche, ökologische Programmorschläge« (68). Er plädiert für eine Politisierung der Ökologiefrage, wendet sich gegen die von Ökoliberalen und Monetaristen vom Schlage Friedmans oder Lepages gestellte Forderung nach der Ökonomisierung der Ökologie.

Über die skizzierten Arbeiten hinaus ist noch auf den Beitrag von Ralf Fücks, der Konzepte alternativer Regionalpolitik diskutiert, die Ausführungen von Lutz Mez zum »realen Tschernobylismus« und der sowjetischen Energiepolitik und nicht zuletzt die von Juan Martínez-Alier rekonstruierte Auseinandersetzung des Marxisten Podolinsky mit dem Entropiegesetz hinzuweisen. Der Letztgenannte hatte bereits 1880 eine Arbeit, in der er versuchte, die Werttheorie mit den energetischen Gesichtspunkten der Thermodynamik zu vermitteln, an Marx geschickt, ohne allerdings bei diesem ernsthaftes Interesse zu wecken. Dirk Messner (West-Berlin)

Verfasser/innen

A: =Arbeitsgebiete; V: =Veröffentlichungen M: =Mitgliedschaften

Albert, Claudia: siehe *Argument* 165

Albrecht, Herbert: siehe *Argument* 162

Allen, Hilary, 1955: PhD Sociology and Law, arbeitet als Psychiatriekrankenschwester in London. V: *Justice unbalanced* (1987) A: Frauen, Justiz und Psychiatrie

Anders, Günther: siehe *Argument* 161

Auernheimer, Georg: siehe *Argument* 164

Bajohr, Stefan, 1950; Dr.phil., Persönlicher Referent des Vorsitzenden der SPD-Landtagsfraktion NRW. V: *Die Hälfte der Fabrik* (?1984); *Vom bitteren Los der kleinen Leute* (1984). A: Arbeiteralltag, Oral History, Faschismus, Sozialpolitik. M: SPD, ÖTV

Bauer, Gerhard, 1935; Dr.phil., Prof. f. Deutsche Philologie an der FU Berlin. V: *Gefangenschaft und Lebenslust. Oskar M. Graf in seiner Zeit* (1987); *Lessing, »Emilia Galotti«* (1987). A: Neuere dt. Literatur (von Lessing bis Sarah Kirsch). M: GEW, AL

Beckenbach, Nils, 1941; Dr.phil., Prof. f. Soziologie an der GH Kassel. V: *Industriearbeit als gesellschaftliche Arbeit* (1983); *»Der Sozialplan besetzt mir ja nicht den Arbeitsplatz«* (Mitautor, 1988). A: Arbeits- und Industriosozologie. M: BdWi, DGS

Berg, Günter, 1959; wiss. Mitarb. an der Univ. Kiel/Projekt: Große Frankfurter und Berliner Bertolt-Brecht-Ausgabe. A: Literatur und -theorie des 19. und 20. Jh. (z.Zt. speziell Brechts Lyrik)

Bergmann, Theodor: siehe *Argument* 162

Burger, Oswald, 1949; Lehrer. V: *Die Heimat ist weit ...* (Hrsg., 1983); *Zeppelin und die Rüstungsindustrie am Bodensee*, in: 1999, 1-2 (1987). A: Regionalgeschichte, Faschismus, Kommunalpolitik. M: SPD, GEW

Costanzo, Elisa de, 1957; Dipl.-Phil., freie Journalistin. V: *Crisi e normalizzazione*, in: *Culture* 7-8 (1981); *Simbolo e tecnica nei tessuti dell'antico Perù* (1982). A: Philosophie, Völkerkunde

Dimmel, Nikolaus: siehe *Argument* 162

Fladt, Hartmut, 1945; Dr.phil., Prof. an der Hochschule der Künste, Berlin. V: *Traditionelle Form in der Musik des 20. Jh.* (1974); *Zur Entstehung von Wagners »Ring«* (1977); *Ohne Angst Leben (Komposition)* (1980).

Franck, Norbert: siehe *Argument* 164

Geißler, Karlheinz, 1944; Dr.rer.pol., Dipl.-Hdl., Prof. f. Wirtschaftspädagogik an der Univ. der Bundeswehr, München. V: *Anfangssituationen* (?1987); *Zeit leben* (?1987); *Die Opfer der Qualifizierungsoffensive* (Hrsg., 1988). A: Berufsbildungsforschung, Erwachsenenbildung

Göbel, Eberhard: siehe *Argument* 161

Gransow, Völker: siehe *Argument* 162

Haraway, Donna J.; Biologin an der Univ. of California, Santa Cruz. V: *The Biological Enterprise* (1979); *Lieber Kyborg als Göttin! Für eine feministisch-sozialistische Unterwandung der Gentechnologie*, in: AS 105 (1984). A: Geschichte der Biologie, Feminismus

Haug, Frigga: siehe *Argument* 161

Heid, Helmut, 1934; Dr.rer.pol., Dipl.-Hdl., Prof. f. Pädagogik an der Univ. Regensburg. V: *Sozialisationsprobleme arbeitender Jugendlicher* (Hrsg., 1978); *Arbeit—Bildung—Arbeitslosigkeit* (Hrsg., 1985). A: u.a. Ideologiekritik der Päd./Normenprobleme

Höller, Hans, 1947; Dr.phil., Univ. Doz. V: *Kritik einer literarischen Form. Über Thomas Bernhard* (1979); *Der »Amphitryon« von Kleist und der von Molière* (1982); *Ingeborg Bachmann. Das Werk* (1987). A: Neuere dt. Literatur und -theorie

Jehle, Peter: siehe *Argument* 162

Königsdorf, Helga, 1938; Dr.rer.nat., seit 1961 wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiet der Mathematik. V: *Meine ungehörigen Träume* (1978); *Der Lauf der Dinge* (1982); *Hochzeitstag in Pizunda* (1986); *Respektloser Umgang* (1986)

Koneffke, Gernot, 1927; Dr.phil., Prof. f. Pädagogik an der TH Darmstadt. V: *Studien zur Sozialgeschichte und Philosophie der Bildung* (zus. mit H.-J. Heydorn, 1973); *Überleben und Bildung. Zur Neufassung des Bildungsbegriffs bei H.-J. Heydorn*, in: *Die Wertfrage in der Erziehung*, AS 58 (1981). A: Allgemeine Pädagogik

Konsersmann, Frank, 1961; Studium der Geschichte und Philosophie. A: Erkenntnistheorie, Geschichtstheorie, Absolutismus, Griechische Antike

Krätke, Michael: siehe *Argument* 162

Messner, Dirk, 1962; Studium der Politologie und Volkswirtschaftslehre. A: Weltwirtschaft, Entwicklungstheorien

Orozco, Teresa, 1959; Studium der Philosophie an der FU Berlin

Parmenier, Hanno, 1949; Studium der Musik- und Theaterwissenschaft, Journalist. A: Musikgeschichte, Neue Musik

Peitsch, Helmut: siehe *Argument* 162

Räthzel, Nora: siehe *Argument* 163

Rink, Steffen, 1965; Studium der Politikwissenschaft, Volkswirtschaft- und Religionswissenschaft in Marburg. A: Gesellschafts- und Religionstheorien, neue religiöse Bewegungen

Scherr, Albert, 1958; Dr.phil., Dipl.-Soziologe, Lehrbeauftragter. V: *Strukturelle Bedingungen und alltagskulturelle Formen individueller Reproduktion* (1984). A: Kultursoziologie, Subjekttheorie

Stolcke, Verena: siehe *Argument* 163

Treeck, Werner van, 1943; Dr.phil., Prof. f. Arbeits- und Sozialpolitik an der GH Kassel, Redakteur des *Argument*. V: zur Industrie- und Verwaltungssoziologie, zur Allgemeinen und Kultursoziologie. M: ÖTV, BdWi

Uecker, Mathias, 1962; Studium der Geschichte und Germanistik. A: Kultur der Weimarer Republik, Bäuerliche Lebensformen in der Frühen Neuzeit. M: GEW, DFG-VK

Wascher, Uwe, 1944; Dr.phil., Wiss. Mitarb. V: *Das Schülerbüro als Lernort der Arbeitslehre* (1984); *Perspektiven in der Arbeitslehre* (Mitauteur, 1985). A: Polytechnik/Arbeitslehre, Schulpädagogik

Winckler, Lutz: siehe *Argument* 165

Wintringer, Udo, 1955; grad. Betriebswirt

Zapata, Martha Isabel, 1957; Lehrerin; z.Zt. Studium der Philosophie an der FU Berlin

Zelle, Carsten, 1953; Dr.phil., wiss. Angestellter an der Univ.-GH Siegen. V: »*Angenehmes Grauen*«. *Literaturhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im achtzehnten Jahrhundert* (1987). A: Allg. Literaturwissenschaft, Ästhetiktheorie, 18. Jh. M: DGE 18. J.

Kornelia Hauser

Strukturwandel des Privaten?

Das »Geheimnis des Weibes«
als Vergesellschaftungsrätsel



Edition
Philosophie und Sozialwissenschaften 9

Kornelia Hauser Strukturwandel des Privaten? Das »Geheimnis des Weibes« als Vergesellschaftungsrätsel

Kornelia Hauser untersucht die besondere Form, die das Private in der Familie findet und reformuliert die Frage der Identität als eine Art Schlüsselform für die Individualität in der bürgerlichen Gesellschaft.

Edition Philosophie und Sozialwissenschaften
Band 9
300 Seiten, DM 20,-

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

JOURNAL FÜR SOZIALFORSCHUNG

11'87

M.Charlier: Haltet die Welt an — ich will aussteigen. Der politische Exotismus auf der Flucht vor der Geschichte

Ben's HistoMat. Mitternachtszeitung für gebildete Leser

Th.Neumann: Helmut Schelskys »Ortsbestimmung der Soziologie« von 1959 — Ein Vortrag

S.Kebir: Brecht als Liebeskünstler

A.Neusüss: Das utopische Zeitalter II. Versuch, einen Rückblick voranzusehen

A.Hüfner: Zu zwei Texten von Peter de Mendelssohn und Axel Eggebrecht. Aus Anlaß des Ersten Deutschen Schriftstellerkongresses 1947

P.de Mendelssohn: Die Beendigung der geistigen Isolation Deutschlands

A.Eggebrecht: Kritik und Verbindlichkeit

P.Maiwald: Neues Denken

12'87

P.Furth: Überlegungen zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen IV

M.Springer: Beschreiben und Urteilen

S.Wackwitz: Die Welt im Fenster der Kammer des armen Poeten. Unterwegs zu einer Theorie des Angestelltenschriftstellers

S.v.Ingersleben: Das erworbene Angstbeißer-Syndrom

Th.Rothschild: Die rückwärtsgewandte Utopie. Irrationalismus und Idylle bei Tarkovskij

Th.Neumann: Ein ruhiges Land III

4. Jg. 1987

Erscheint monatlich (außer Juli/Aug.) — Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald — Redaktion: Michael Ben, Thomas Neumann — Einzelheftpreis 15,- DM, Abo 12,- DM + Versandkosten — Düsseldorf Debatte, Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1

3-4'87

Sozialwissenschaftliche Theoriebildung

F.R.Pfetsch: Politische Theorie der Entscheidung in Gremien

Parteien in Bewegung

U.Feist, K.Liepert: Modernisierung zu Lasten der Großen. Wie die deutschen Volksparteien ihre Integrationskraft verlieren

Bewegungen und Parteien

D.Rucht: Zum Verhältnis von sozialen Bewegungen und politischen Parteien

Arbeits- und Lebenswelt

W.Maier: Arbeitstugenden im Wandel

Über Lebensformen: Überlebensformen

M.Pollak: AIDS. Risikomanagement unter widersprüchlichen Zwängen. Reaktionen und Verhaltensänderungen unter französischen Homosexuellen

Kulturkonsum

H.J. Fuchs: Kunst als Dienstleistung. Legitimationsprobleme des Theaters

ISIS-Meinungsprofile

Einstellungen zur Vereinigung Europas (Red. Bernd Marin)

Vorurteils- und Antisemitismusforschung

M.Gottschlich: Die beleidigte Nation. Der »Fall Waldheim«: Antiamerikanismus und Antisemitismus in österreichischen Printmedien

Unternehmerverbände jenseits von Ämtern und Märkten. Ein Review Symposium

Unternehmerverbände zwischen Staat und Markt / Interessenverbände der Unternehmer / Ordnung und Konflikt im Korporatismus

27. Jg. 1987

Im Auftrag der Sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft (SWS) herausgegeben von Bernd Marin. — Redaktion: Peter Blaha, Vera Blaha, Gertrude Gugerell. — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft ÖS 95,-; DM 14,-; sfr. 14,-. Jahressabo: Einzelpersonen ÖS 300,-; für Lehrlinge, Schüler, Studenten, Wehr- und Zivildienstpflichtige ÖS 120,-; Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße 9/8b, 1090 Wien

Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

9'87

Kommune-Thema

J.Schmierer: Amnestie!

Magazin

H.Mühlenhardt: Der Fall »Barschel«: Herausforderung für uns

G.Heinemann: Gewerkschaften: Was soll, kann, darf Gemeinwirtschaft?

J.Ensignia: Chile: Zur Rolle der Gewerkschaftsbewegung

Aktuelles

H.Lohrer: Experiment im Treibhaus

H.Knabe: Ein Hauch von parlamentarischer Demokratie. Neue Steuergesetze in Ungarn

H.Forster-Latsch: Tibets Trauma — China

Debatte

G.Baechler: Warum die USA für die Null-Lösung sind

B.Rücker, F.Vilmar: Abschaffung der Mittelstreckenraketen - Bedeutungslos? Antwort auf fundamentalistische Kritik

T.Stryck, H.Wiesenthal: Das grüne Schisma. Perspektiven der Schadensabwicklung

E.Heberli: Kritik der Kritik der Marxschen Entfremdungstheorie

Schwerpunkt

G.Koenen: Die Oktoberrevolution - Legende und Realität

H.Fleischer: Die Sowjetrevolution und der Sozialismus

V.Heins: Gramscis Asche: Heiß oder erloschen?

Kultur

L.Wieskerstrauch, H.Hansen: Stammheim und »das info«

5. Jg. 1987

Redaktion: M.Ackermann, G.Heinemann, M.Ibrahim-Knoke, J.Schmierer. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 6 DM. Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt II. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach II 11 62, 6000 Frankfurt II

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich

24'87

Kultur und Technik

R.u.K.Ahlheim: Neue Technik, arme Seele

D.Wittenberg: Kind im Brunnen

B.Heinrich: Fernseherfahrung vor Tschernobyl

W.Lochmann: Sand in den Äther streuen?

H.-D.Zahn: Kultur und Technik in konservativen Strategien

A.Bust-Bartels: Wer verhindert die Beseitigung der Massenarbeitslosigkeit?

W.Manke: Schwarze Pädagogik in der totalen Institution

23'87

Schwerpunktthema

Ch.Eckart: Verschlingt die Arbeit die Emanzipation? Von der Polarisierung der Geschlechtscharaktere zur Entwicklung der Arbeits-Monade

B.Riedmüller: Geschlechtsspezifische Wirkungen der Sozialpolitik

D.Jung, Ch.Schön: Frauenschule — ein politisches Projekt

U.Enders-Drägässer: Feministische Schulforschung

Ch.Klose: Aspekte feministischer Mädchenarbeit

B.Jansen: Frauenwiderstand als Krankheit?

Forum

H.Soltau: Liebe und Sexualität in der Frauenbewegung der Jahrhundertwende

Herausgeber: Sozialistisches Büro, Redaktion: N.Diemer, D.Marzi, E.Schmid, F.Schütte, Ch.Schön, J.Gotschalk-Scheibenflug, Ch.B.Kimmich, Th.Kimmisch, T.Kunstreich, F.Düchting, R.Laux, F.Manke, B.Rose, K.Dehnpostel, H.Narr, H.Dorn, M.Trinkl, K.Blanc, D.Hail, C.Witacke, W.Völker, G.Pabst, M.Hentschel, A.Wagner, A.Schaarschuch. - Jährlich 3-4 Hefte. - Einzelh. 9 bis 15 DM incl. Versand. Jahresabo 39 DM. - Redaktion Widersprüche: Postfach 102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102067, 6050 Offenbach

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie
und Sozialismus

10'87

P.Bender: Erträgliche Beziehungen. Über die beiden deutschen Staaten

Th.Meyer: Ein neuer Rahmen für den Ost-West-Dialog. Das gemeinsame Grundsatzpapier von SED und SPD

Thema: Österreich — Kultur, Gesellschaft, Politik

F.Vranitzky: Modernisierung — Herausforderung und Chance für Österreichs Sozialisten

Eduard März im Gespräch mit Christian Reder: Verstaatlichung oder Privatisierung?

G.Chaloupek: Austro-Keynesianismus

Th.Nowotny: Der neue Feudalismus und die alte Sozialdemokratie

H.Swoboda: Wien im Jahr 2000

E.Matzner: Von der Aufklärung zur Abklärung. Die SPÖ im Zeitgeist

A.Pelinka: Die Ära Kreisky

P.Pelinka: Der Österreichische Weg: Wende oder Fortsetzung?

J.Dvorak: Juden in Wien. Von Lueger bis Hitler

Dokumentation

Otto Bauer: Die geschichtliche Stellung der russischen Revolution

J.Nötzold: Sowjetunion: Reformprozeß und Bereitschaft zu internationaler Verflechtung

K.D.Voigt: Internationale Umweltpolitik

H.Bischof: Umweltzerstörung im Ostblock

34. Jg. 1987

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kühn, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel und Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versandkosten. Jahresabo 66 DM zzgl. Versandkosten. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2



10'87

Hochschule

RCDS: Politik auf Bestellung

Diskussion: Radikaler als 68?

Hannover: Hochgeschraubte Erwartungen

Medizinertest

Vor Ort

Freiburger Berufsverbot

Titel

Klima

Waldsterben

Wasser

Ozonloch

Skandal: Chemie

Ökoinstitut

Umweltpolitik

Spezial

Erstsemesterinfo

Politik

Leitantrag: Diskussion

Atommacht BRD

§ 218 Beratungsgesetz

Leben

Erika Runge

Rubriken

Kommunikation

Bum

dizz & dazz

Kartong

17. Jg. 1987

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: Manfred Conforius (verantwortl.), Vera Kissel, Michael Rittmeier (Gestaltung). — Erscheint monatlich (außer März und August). — Einzelheft 2,50 DM, Jahresabo 24 DM. — Redaktionsanschrift: rote blätter, Postfach 2006, 5300 Bonn 2, Telefon (0228) 22 20 54. — Verlag: Plambeck & Co., Xantener Str. 7, 4040 Neuß



tendenzen
Zeitschrift für engagierte Kunst

38'87

Diskussionsschwerpunkt: Sowjetunion 2000

M. Johnstone: Demokratisierung der Sowjetunion. Probleme und Perspektiven

D. Albers: Gorbatschow und wir

J. Hindels: Die Sowjetgesellschaft 70 Jahre nach der Oktoberrevolution

G. Smirnow: Der revolutionäre Sinn der Erneuerung

Interview

mit Hans-Jochen Vogel: »... den gegenwärtigen Zustand verändern zu wollen, ist ein Stück sozialdemokratischer Identität«

Analysen

P. Brandt: Die kommunistische Konzeption der Volksfront

J. Bischoff: Kritik am Irseer Entwurf für ein neues SPD-Grundsatzprogramm

Berichte

W. Keller: Der Bundeskongreß sozialdemokratischer Frauen am 17./18.10.1987

U. Schöler: Tagung des IMSF: Die Sowjetunion heute

F.-A. Dietrich: Unsere Utopien sind die Wirklichkeit von morgen! Der Juso-Bundeskongreß vom 25.-27.9.1987

Dokumentation / Besprechungen / Jahresinhaltsverzeichnis 1987

10., Jg. 1987

Hrsg.: Detlev Albers, Heinz Albrecht, Katrin Fuchs, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Ursula Pausch-Gruber, Olaf Scholz, Klaus Thüsing, Kurt Wänd, Klaus-Peter Wolf, Burkhard Zimmermann. — Redaktion: J. Blume, J. Günther, F. Heidenreich, M. Karnatz, A. Wehr, H.-W. Weizen, A. Westphal. — *spw* erscheint 1987 in 5 Heften mit einem Jahresumfang von 480 Seiten. — Einzelheft: 9,50 DM, Jahresabo 7,- DM zzgl. Versand. Bestellungen: *spw*-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65

160'87

E. Antoni: Eine Kunst, die umtreibt, was uns umtreibt? Über die documenta 8

D. Hammer-Tugendhat: Zauber der Medusa. Gedanken zu einer Ausstellung in Wien

W. Grape: Ein Kirchenbau des frühen Bürgertums. Die St.-Johannis-Kirche der Franziskaner in Bremen

U. Leibinger-Hasibether: Kalksteinsammle- rinnen im Isarbett bei Tölz. Ein Gemälde Jo- seph Wengleins (1845-1919) und die Münchner Landschaftsmalerei

I. Ludescher: »Eine Welt, die man bekämpft, aber nicht heilt.« Heinrich Zille und die pro- letarisch-revolutionäre Kunst

A. C. Oellers: Für Sacco und Vanzetti. Bil- dende Künstler dokumentieren einen Fall von Klassenjustiz

G. Dünkel: Zwischen Pathos und Parodie. Sechs Kölner Künstler

G. Clasen: Frauenporträts von Candace Carter

U. Leibinger-Hasibether: Bilder als Weck- rufe. Drei Arbeiten von Pit Kinzer

E. Antoni: Pablo Neruda und sein Steinbruch in Istrien

Zur Diskussion »Nazikunst ins Museum?«

D. Braun: Löcher im Leib. Kunst gestaltet sich aus ihrer Verletzbarkeit

Redaktion: Ernst Antoni; Harro Erhart; Dr. Wolfgang Grape; Dr. Richard Hiepe; Dr. Ulrich Krempel; Theo Lieber; Werner Marschall (verantwortl.); Carl Nissen; Carlo Schellemann; Dr. Gabriele Sprigath; Guido Zingerl. — *tendenzen* erscheint in 4 Nummern jährlich. Jahresabon- nement 32 DM (inkl. MWSt und Porto); Lehrlings-, Schüler-, Studenten-Abo 27 DM. — Redaktionsanschrift: Hohenzollernstr. 146 Rg, 8000 München 40.



vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

21'87

Volkstheater heute

B.Büschler: Volkstheater — ein Modell freier Theaterarbeit

M.Baumgarten u.a.: Volkstheater Ruhrfestspiele? Drei Produktionsberichte

J.Bessen: Das Theater Armand Gattis

R.-P.Carl: Volkstheater als Wunschvorstellung? Franz Xaver Kroetz und das Volksstück

W.Heinitz: Volkstheater in der DDR

U.-Th.Lesle: Heimat aus zweiter Hand. Volkstheater und Fernsehen

V.Klotz: Vox populi. Operette zwischen Volks- und Avantgardetheater

R.Weimann: Geschlecht, Macht und Humanität bei Shakespeare

F.F.Weyh: Ein Fallbeispiel von »Soziokultur«

J.Schmitt-Sasse: Brechts Spielplan für Deutschland und anderswo

J.Ch.Trilse: Theater in Berlin. Anfänge - Entwicklungen - Krisen. Positionen in der Hauptstadt der DDR

6. Jg. 1987

89'87

Zeitfragen, Kommentare

D.Runze: Blüms Menschenrechtskampagne

R.Marx: Verfahrensänderungen im Asylrecht

M.Gähner: Knacki — V-Mann — Polizist?

G.Weigand: Ehrenschutz auf bayerisch

U.Vultejus: Ein Justizminister steuert seinem Ende zu

J.Seifert: Haushaltssanierung und studentischer Protest

Essay

B.Hahn: »Briefeschreiben ist ein gefährlicher Unfug«

Abrüstungsspirale?

R.Nikutta: Warum will die UdSSR Rüstungskontrolle?

M.Gumbert/R.Stuckenbrock: Reagans Abrüstungsinitiativen

B.Meyer: Viel Lärm um Null und Doppel-Null

O.Thränert: Wieviele Null-Lösungen verträgt die NATO-Strategie?

A.A.Guha: Der Rüstungswettlauf ist ungebremst

A.Buro: Probleme, Aufgaben und Perspektiven der Friedensbewegung

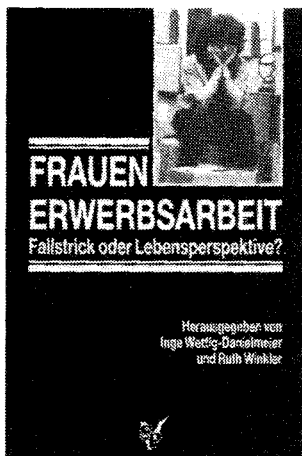
Kritik

G.Auernheimer: »Liberalismus und Sozialismus«

26. Jg. 1987

Herausgeber: Verein zur Erforschung theatraler Verkehrsformen e.V., Berlin. — Erscheint viermal jährlich in einem Umfang von mindestens 100 Seiten. — Einzelheft 9.50 (plus Versand). Abo 34 DM. Bezugsadresse: TZS-Redaktion, Großbeerenstr. 13A, 1000 Berlin 61

Herausgeber: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: Dieter Hoffmann. — Erscheint in der Regel zweimonatlich. Einzelheft 12 DM (Doppelheft 18 DM); Jahresabo 52 DM zuzgl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Bräuhausstraße 2, 8000 München 2



Herausgeber von
Inge Wettig-Daniemeier
und Ruth Winkler

Inge Wettig-Daniemeier
Ruth Winkler (Hg.)

NEU

FRAUENERWERBSARBEIT

Fallstrick oder Lebensperspektive?

1987, 128 Seiten, br., 16.80 DM
ISBN 3-924800-80-4

Welche Zukunft kann angesichts realer Ausbildungsbedingungen für Mädchen, stark verbreiteter Frauenarbeitslosigkeit und der Doppelbelastung von Frauen durch Haus und Erwerbsarbeit Frauenarbeit heute noch haben? Diskussionen, Vorträge und Protokolle zum Thema Frauen zwischen Familie und Beruf. Mit dabei: **Frigga Haug, Annette Kuhn, Herrad Schenk, Ingrid Strobel, Magdalene Hoff u. a.**



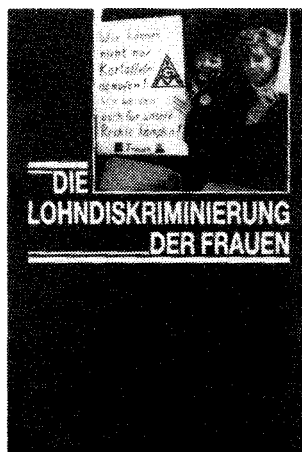
Renate Wald-Ditmar Gatzmaga
Kerstin Mutz-Vera Wisniewski

»WAS WILL DIE DENN HIER?«

Frauen in gewerblich-technischen
Berufen

1986, 156 Seiten, br., 28.- DM
ISBN 3-924800-82-0

„Der Verdienst der vorliegenden Untersuchung besteht in der Erhebung qualitativer Daten von Frauen, die nach ihrer Ausbildung im gewerblich-technischen Beruf oder einem verwandten Beruf Fuß zu fassen vermochten und Erfahrungen sammeln konnten.“ **Ursula Engelen-Kefer**, Vizepräsidentin der Bundesanstalt für Arbeit



Petra Drohsei

DIE LOHNDISKRIMINIERUNG DER FRAUEN

Lohn und Lohndiskriminierung von
erwerbstätigen Frauen 1945 - 1984

1986, 278 Seiten, br., 36.- DM
ISBN 3-924800-81-2

„Im Lohn für die Erwerbstätigkeit der Frauen spiegeln sich, wie durch ein Brennglas gebündelt, alle geschlechtsspezifischen Diskriminierungen in unserem Lande wider. Die Lohndiskriminierung von Frauen ist zwar allgemein bekannt, doch ein umfassendes Bild ist erst jetzt gezeichnet worden.“ **Gisela Kessler**, Frauensekretärin im Hauptvorstand der IG Druck und Papier.



SP-Verlag,
N. Schüren
Deutschhaus-
straße 31
D-3550 Marburg
☎ 0 64 21
6 30 84

Bestellungen:
Direkt beim
Verlag oder
in jeder guten
Buchhandlung

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Inhaltsverzeichnis

29. Jahrgang

Nr. 161-166

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter

Heinz-Harald Abholz (Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Georg Auernheimer (Marburg), Ursula Beer (Bielefeld), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Kuno Füssel (Münster), Karlheinz A. Geißler (München), Helmut Gollwitzer (Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Josef Held (Tübingen), Jutta Held (Osnabrück), Eike Hennig (Kassel), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin), Urs Jaeggi (Berlin), Baber Johansen (Berlin), Heiner Keupp (München), Arno Klönne (Paderborn), Michael Krätke (Amsterdam), Annette Kuhn (Bonn), Thomas Metscher (Bremen), Oskar Negt (Hannover), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Rainer Zoll (Bremen)

Redaktion

Dieter Borgers, Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Birgit Jansen, Peter Jehle, Helga Karl, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Erich Wulff

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Claudia Gdaniec, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Barbara Ketelhut, Nora Räthzel, Eva Stäbler

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien, Gerwin Klinger

Redaktionsanschrift

Tegeleer Straße 6, 1000 Berlin 65, Telefon: (030) 461 80 49

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Werbung: Andrea Krug

Umschlaggestaltung: Johannes Nawrath

Verlagsanschrift

Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, Telefon: (040) 45 60 18 und 45 36 80

Auslieferung für Buchhandel

Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon: (030) 692 79 34

Abo-Auslieferung

Hundertmorgen, Postfach 11 52, 6107 Reinheim 2, Telefon: (06162) 16 74

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1987 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20. Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig, 60 Anschläge) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745—108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Deutsche Bank Hamburg 366 54 45 (BLZ 200 700 20). — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlagsanstalt. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Editorials und Verlagsmitteilungen

Das neue <i>Argument</i>	161/ 1
Verlagsmitteilungen	161/ 5
Zum Themenschwerpunkt	162/153
Zum fünfzigsten Todestag Antonio Gramscis (<i>S. Puntischer-Riekmann</i>)	162/155
Verlagsmitteilungen	162/166
Die Frauenredaktion und das <i>neue Argument</i>	163/323
Zum vorliegenden Heft	163/324
Das Argument-Konzept	163/325
Verlagsmitteilungen	163/326
Zum Themenschwerpunkt	164/475
Ständige Mitarbeiter	164/476
Verlagsmitteilungen	164/476
Ferien-Seminar für »Kapital«-Teamer	164/477
Editorial	165/627
Verlagsmitteilungen	165/629
Editorial	166/779
Zum 75. Geburtstag von Hans Brender	166/782
Nachruf auf Raya Dunayevskaya (<i>O. Domansky</i>)	166/786

Literarische Texte

<i>Dorothee Sölle</i> : Deutsch-amerikanische Beziehungen	161/ 7
<i>Günther Anders</i> : Die Redensart	161/ 8
<i>Pier Paolo Pasolini</i> : Gramscis Asche	162/156
<i>Günther Anders</i> : Wie es passiert ist, daß Präsident Reagan seine angekündigte Rede hat ab- sagen müssen	162/158
<i>Dorothee Sölle</i> : Soweto — zum 16. Juni	163/327
<i>Günther Anders</i> : Über die »continuity of Western Values«	163/328
<i>Günther Anders</i> : Maschinenstürmer?	164/479
<i>Peter Paul Zahl</i> : Dorothys Betriebsunfall	164/480
<i>Karen Ruoff</i> : Kaufhaus-Wandern	165/631
<i>Günther Anders</i> : Die Unsterbliche	165/634
<i>Helga Königsdorf</i> : Reise im Winter	166/787
<i>Günther Anders</i> : »Ich bin 85!«	166/793

Aufsätze

<i>Hilary Allen</i> : Sklavin ihrer Hormone: Prämenstruelle Spannung und die Gesetzgebung	166/823
<i>Georg Auernheimer</i> : Zur bildungstheoretischen Didaktik Wolfgang Klafkis	166/845
<i>Giorgio Baratta</i> : Gramsci befreien	162/236
<i>Michèle Barrett</i> und <i>Mary McIntosh</i> : Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus	163/347
<i>Gerhard Bauer</i> : Hitlers Heil im Mund seines Volkes	166/835
<i>Kurt Bayer</i> und <i>Peter Kreisky</i> : Die österreichische Gemeinwirtschaft nach dem Debakel bei VOEST-Alpine	162/200
<i>Theodor Bergmann</i> : Genossenschaften und Gemeinwirtschaft — Faktoren gesellschaftlicher Veränderung?	162/167
<i>Theodor Bergmann</i> : Gemeinsame Erklärung von SPD und SED: Friedensschluß zwischen Reformisten und Revolutionären?	166/861
<i>Rolf von Bockel</i> : Wer kann Pazifist bleiben, wenn Hitler an die Macht kommt? — Zum Wandel der politischen Überzeugungen deutscher Pazifisten nach 1933	165/688
<i>Udo Bullmann</i> und <i>Peter Gitschmann</i> : Renaissance des Kommunalen? — Zum Stand alterna- tiver Kommunalpolitik und -wissenschaft	163/401
<i>Hansgeorg Conert</i> : Revolutionäre Reform? — Zu Gorbatschows Projekt	162/230
<i>Walter Dirks</i> : Europa — solidarische Großregion oder technokratische Supermacht?	161/ 77
<i>Albrecht Dümmling</i> : Zum fünfundzwanzigsten Todestag von Hanns Eisler	164/519

<i>Raya Dunayewskaya</i> : Individualismus und Massenbewegung	166/783
<i>Georg Fülberth</i> : »Mitte« und »Westen« — Über die Grenzen einer Kritik, die auf Imperialismus-Theorie verzichtet	161/ 24
<i>Karlheinz A. Geißler und Helmut Heid</i> : Die Opfer der Qualifizierungsoffensive	166/851
<i>Peter Gütschmann</i> : s.u. <i>Udo Bullmann</i>	
<i>Maurice Godelier</i> : Produktionsweise als theoretische Kategorie	165/635
<i>Volker Gransow und Heidrun Suhr</i> : Der gescheiterte Einmarsch: <i>Amerika</i> , Super-Amerika, Anti-Amerika	164/552
<i>Regina Gruszka und Anja Weberling</i> : Was sich von Rosa Luxemburg zur Frage der Volkszählung lernen läßt	162/255
<i>Jürgen Häusler und Joachim Hirsch</i> : Regulation und Parteien im Übergang zum »Post-Fordismus«	165/651
<i>Hamburger Frauengruppe aus der Türkei</i> : Türkinnen in der Initiative	163/364
<i>Donna Haraway</i> : Geschlecht — Gender — Genre: Sexualpolitik eines Wortes	166/795
<i>Frigga Haug</i> : Frauenbefreiung als Männerwerk — Warum kollektive Erinnerungsarbeit von Frauen?	164/557
<i>Frigga Haug</i> : Zeit für uns — Zu Oskar Negts Buch über Arbeitszeitverkürzung	164/483
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Nach dem Fordismus: Post-Fordismus? — Überlegungen im Anschluß an Jürgen Häusler und Joachim Hirsch	165/672
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Vergangenheit, die Zukunft werden soll — Über den Historiker-Streit	161/ 9
<i>Helmut Heid</i> : s.u. <i>Karlheinz A. Geißler</i>	
<i>Carl-Henrik Hermansson</i> : Bericht von einer gewerkschaftlichen Lesegruppe zur <i>Ästhetik des Widerstands</i>	162/250
<i>Joachim Hirsch</i> : s.u. <i>Jürgen Häusler</i>	
<i>Klaus Holzkamp</i> : »Wirkung« oder Erfahrung von Arbeitslosigkeit? — Widersprüche und Perspektiven psychologischer Arbeitslosenforschung	163/367
<i>Christian Illian</i> : Leo Kofler vor achtzigsten Geburtstag	162/261
<i>Gisela T. Kaplan und Lesley J. Rogers</i> : Die Faszination des Androgynen — Die Gewißheit einer Illusion: Das Spiel mit den Geschlechtern	165/677
<i>Arno Klönne</i> : »Die deutsche Geschichte geht weiter« — Warum die Rechte aus dem »Schatten Hitlers heraustreten« will	161/ 33
<i>Michael Krätke</i> : Vom hilflosen Antikapitalismus der Gewerkschaften	162/210
<i>Stefan Krätke</i> : Gemeinwirtschaft: Einsteigen statt Aussteigen	162/174
<i>Stefan Krätke</i> : Gemeinwirtschaft — Sozialismus für Besserverdienende?	165/712
<i>Peter Kreisky</i> : s.u. <i>Kurt Bayer</i>	
<i>Mary McIntosh</i> : s.u. <i>Michèle Barrett</i>	
<i>Oskar Negt</i> : Aus dem China-Tagebuch	161/ 50
<i>Oskar Negt</i> : Offener Brief an Frigga Haug	164/495
<i>Klaus Novy</i> : Ende — oder Anfang — der Gemeinwirtschaft? — Plädoyer für einen behutsamen Umbau	162/191
<i>Rosa Luxemburg</i> : Genossenschaften im Kapitalismus — ein Zwitterding	162/159
<i>Hinrich Oetjen</i> : Ende einer gesellschaftspolitischen Option? — Fragen, die nicht vergessen werden dürfen	162/162
<i>Griselda Pollock</i> : Phantasie, Stimme und Macht — Feministische Kunstgeschichte und Marxismus	161/ 66
<i>Jürgen P. Rinderspacher</i> : Die ruhelose Gesellschaft	164/498
<i>Lesley J. Rogers</i> : s.u. <i>Gisela T. Kaplan</i>	
<i>José Manuel Ruiz Marcos</i> : Nicaragua — überlebt die Revolution?	165/708
<i>Hans Joachim Sperling</i> : Pausen: Zur Innenansicht der Arbeitszeit	164/505
<i>Jan Spurk</i> : Neue Forschungen zur Konstitution von Klassen — am Beispiel Frankreichs ...	164/536
<i>Verena Stolcke</i> : Das Erbe sichern — Die »Naturalisierung« der gesellschaftlichen Ungleichheit	163/329
<i>Verena Stolcke</i> : Alte Werte — Neue Fortpflanzungstechnologien: Auf der Suche nach der Vaterschaft	166/803
<i>Heidrun Suhr</i> : s.u. <i>Volker Gransow</i>	
<i>Helmut Thienen</i> : Agrarreform und Ökologie in Nicaragua	163/384

<i>Diane Turner</i> : Der Tugend Lohn — Sexualisierte Arbeitsbeziehungen	164/523
<i>Anja Weberling</i> : s.u. <i>Regina Gruszka</i>	
<i>Waltraud Wende-Hohenberger</i> : Die verschmähte »Gnade der späten Geburt« — Versuche literarischer Vergangenheitsbewältigung bei Jurek Becker, Gert Heidenreich und Peter Schneider	161/ 44
<i>Frieder Otto Wolf</i> : »Weiter so, Deutschland« — Die Zukunft einer Amnesie	161/ 41
<i>Frieder Otto Wolf</i> : Illusionärer Fordismus	162/220
<i>Frieder Otto Wolf</i> : Staatliches Gewaltmonopol als Definitionsmonopol von »Gewalt« — Zur Gewalt-Diskussion	163/397
<i>Frieder Otto Wolf</i> : Heraus aus dem Sumpf — am eigenen Schopf? — Alternative Lehren aus der Tarifrunde 1987	164/512
<i>Zhao Baoxu</i> : Horizontale und vertikale Dezentralisation der politischen Macht in China ...	165/698

Interventionen

<i>Rüdiger Röver</i> : Entdeckt das Argument das Subjekt? Zu G.Herrgott (157/345)	161/ 85
<i>Gerhard Herrgott</i> : Reinheitsphantasien — Zu K.Hauser (158/555), J.Rehmann (159/706) und R.Röver (161/85)	161/ 87
<i>Franz-Hubert Röbling</i> : Zu M.Jägers Analyse des Diskurses von Rau (160/858)	162/262
<i>Ingo Zander</i> : Zur Diskussion um »Die Linke und Westeuropa« (159/712)	162/263
<i>Georg Auernheimer</i> : Replik auf eine Rezension (161/142)	164/562
<i>Ulrich Leicht</i> : Leserbrief	164/563

Kongreßberichte

Naturwissenschaft und Technik — doch Frauensache? Seminar des Deutschen Museums, München 30.II.-3.12.1986 (<i>M.Löw und E.Niehoff</i>)	161/ 95
Frauenalltag und Frauenbilder im Mittelalter. Symposium, West-Berlin 13.-15.II.1986 (<i>M.Stede</i>)	161/ 96
23. Soziologentag, Hamburg 29.9.-3.10.1986 (<i>M.Boni</i>)	161/ 97
Sprachbewußtsein und neue Schreibweise in der Literatur der DDR. Tagung der Karl-Arnold-Bildungsstätte, Bad Godesberg 5.-7.12.1986 (<i>U.Blankenburg</i>)	161/ 99
Innovazione. Tagung der Stadtverwaltung Bologna, Bologna 12.-13.II.1986 (<i>F.Haug</i>)	161/100
Gesundheit ist mehr! Tagung über soziale Netzwerke, Hamburg 28.-30.II.1986 (<i>E.Göbel</i>) ..	161/101
19. Bundeskongreß soziokultureller Zentren, Kassel 3.-5.10.1986 (<i>R.-P.Lorenzen</i>)	161/102
Von der Friedensforschung zur Friedensaktion: Krieg - Kultur - Wissenschaft. Kongreß, Tübingen II.-13.4.1986; III. Internationale Friedensuniversität (TIPU), Helsinki 22.-26.10.1986: »Ways Out of the Arms Race« Internationaler Kongreß, Hamburg 14.-16.II.1986 (<i>D.Herns</i>) ..	162/265
»To Safeguard Peace and the Future of Humanity«-Weltkongreß, Kopenhagen 15.-19.10.1986 (<i>D.Gaede</i>)	162/268
Freizeit als Lebensraum arbeitender Menschen im Sozialismus. Arbeitstagung der Humboldt-Universität, Berlin/DDR 21.-23.10.1986 (<i>V.Gransow</i>)	162/270
1. Europäische Rüstungskonversionskonferenz, Eastbourne/Großbritannien 19.-22.3.1987 (<i>G.Széll</i>)	163/414
Technologische Entwicklung und Wertwandel der Arbeit. Tagung der Ev. Akademie Mülheim/Ruhr 27.2.-1.3.1987 (<i>U.Hüttmann und M.Langenberger</i>)	163/415
Ingenieurinnen — Frauen für die Zukunft. Internationale Konferenz, West-Berlin 8.-10.2.1987 (<i>C.Cockburn und H.Karl</i>)	163/419
European Conference of Initiatives on Work and Health, Straßburg 19.-20.2.1987 (<i>E.Göbel</i>)	163/420
Analyse und Interpretation der Alltagswelt. Tagung der Thomas-Morus-Akademie Bensberg 16.-17.2.1987 (<i>H.Mücke</i>)	163/421
Europäische Lesben- und Schwulenkonferenz, Brüssel 5.-6.3.1987 (<i>M.Ebertowski</i>)	163/423
2. Forum europäischer sozialistischer Feministinnen, Hamburg 7.-9.II.1986 (<i>C.Cockburn</i>) ..	163/425
Antonio Gramsci — Sprache, Literatur, Kultur. Internationales Kolloquium, Leipzig 7.-9.5.1987 (<i>U.Maas</i>)	164/564
9. ordentliche Bundesversammlung der Grünen, Duisburg 1.-3.5.1987 (<i>W.Achelpöehler</i>)	164/566
3. Lernfest der Volksuni, Hamburg 8.-10.5.1987 (<i>S.Andresen</i>)	164/568

The 5th Annual Socialist Scholars Conference against Domination: State, Class, Race, Gender. New York/USA 10.-12.4.1987 (<i>C.Gdaniec</i>)	164/570
Frauen an der Hochschule. Tagung, Bielefeld 24.-25.2.1987 (<i>G.Jacob</i>)	164/571
Ruhrfestspiele: Woche der Wissenschaft, Recklinghausen 25.-28.5.1987 (<i>M.Boni</i>)	164/574
Erneuerung der sozialistischen Länder? Tagung der Zeitschrift <i>Sozialismus</i> , Frankfurt/M. 25.-26.7.1987 (<i>T.Bergmann</i>)	165/716
10. Marxistische Volksuni, Stockholm 28.-31.5.1987 (<i>C.M.Hermansson</i>)	165/718
8. Westberliner Volksuni, 5.-8.6.1987 (<i>A.Weberling und A.Hlavac</i>)	165/719
4. Österreichische Frauensommeruniversität, Salzburg 12.-19.7.1987 (<i>D.Gödl</i>)	165/722
Gramsci—Pasolini: Volkskultur und Kulturpolitik. Tagung, Wien 8.-9.5.1987 (<i>B.Wagner</i>) ...	165/724
»Wanderarbeiter ohne Papiere auf dem europäischen Arbeitsmarkt«. Tagung, Palermo 2.-5. 1987 (<i>A.Yurttagül</i>)	165/724
4. nationaler Gesundheitstag, Kassel 27.-31.3.1987 (<i>E.Göbel</i>)	165/727
International Impacts of Emerging Information Technologies. Deutsch-Amerikanische Konferenz, Pacific Grove, Kalifornien. 1.-4.10.1987 (<i>F.Haug</i>)	166/866
Zukunft der Industriegesellschaft. SPÖ-Sommerwerkstätte. Steyr 2.-6.9.1987 (<i>S.Rink</i>)	166/868
Der Beitrag der Wissenschaften zur Konstitution ethnischer Minderheiten, Bielefeld 13.-16.9. 1987 (<i>N.Rätzfel</i>)	166/869
20. Romanistentag, Freiburg 18.-20.9.1987 (<i>P.Jehle</i>)	166/872

Besprechungen

Philosophie

<i>Altwegg, Jürg</i> : Die Republik des Geistes. Frankreichs Intellektuelle zwischen Revolution und Reaktion (<i>M.Weingarten</i>)	165/734
<i>Anderson, Perry</i> : In the Tracks of Historical Materialism (<i>F.O.Wolf</i>)	Beiheft
<i>Angehrn, Emil, und Georg Lohmann (Hrsg.)</i> : Ethik und Marx (<i>A.Maihofer</i>)	Beiheft
<i>Bachmann, Ingeborg</i> : Die kritische Aufnahme der Existenzialphilosophie Martin Heideggers (<i>M.Zapata</i>)	166/879
<i>Betto, Frei</i> : Nachtgespräche mit Fidel (<i>J.M.Ruiz Marcos</i>)	Beiheft
<i>Bien, Joseph</i> : History, Revolution and Human Nature (<i>I.Balogh</i>)	Beiheft
<i>Blauberg, I.V., und I.K. Pantova (Hrsg.)</i> : Kleines philosophisches Wörterbuch (<i>V.M. Beretin</i>)	Beiheft
<i>Boff, Clodovis</i> : Die Befreiung der Armen (<i>B.Wälpen</i>)	Beiheft
<i>Bonß, Wolfgang, u.a.</i> : Die Zukunft der Vernunft (<i>W.Kunstmann</i>)	162/274
<i>Breuer, Stefan</i> : Aspekte totaler Vergesellschaftung (<i>M.Hinz</i>)	163/433
<i>Brewer, Anthony</i> : A Guide to Marx's Capital (<i>F.Heidenreich</i>)	Beiheft
<i>Bucher, Rainer</i> : Nietzsches Mensch und Nietzsches Gott (<i>H.-J.Georgi</i>)	165/733
<i>Buchhart, H., und M. Bolz (Hrsg.)</i> : Kontroverslexikon Christentum — Marxismus — Leninismus (<i>Th.Klein</i>)	Beiheft
<i>Buci-Glucksmann, Christine</i> : Walter Benjamin und die Utopie des Weiblichen (<i>F.O.Wolf</i>) ..	Beiheft
<i>Buck, August</i> : Machiavelli (<i>M.Hinz</i>)	161/108
<i>Cavarero, Adriana, u.a.</i> : Diotima. Il pensiero della differenza sessuale (<i>E.de Costanzo</i>) ...	166/876
<i>Chiantaretto, Jean-Francois</i> : Bertolt Brecht, penseur intervenant (<i>C.Haus</i>)	Beiheft
<i>Conrad, Judith, und Ursula Konnertz (Hrsg.)</i> : Weiblichkeit in der Moderne. Ansätze feministischer Vernunftkritik (<i>C.Albert</i>)	166/877
<i>Detemple, Siegfried, und Frank Heidtmann (Mitarb.)</i> : Wie finde ich philosophische Literatur? (<i>J.M.Ripalda</i>)	164/581
<i>Dozekal, Egbert</i> : Von der »Rekonstruktion« der Marxschen Theorie zur »Krise« des Marxismus (<i>M.Loiperdinger</i>)	Beiheft
<i>Dussel, Enrique</i> : Herrschaft und Befreiung (<i>B.Wälpen</i>)	Beiheft
<i>Eco, Umberto</i> : Semiotik und Philosophie der Sprache (<i>M.Hinz</i>)	164/578
<i>Foucault, Michel</i> : Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2 (<i>M.Jäger</i>)	165/729

<i>Foucault, Michel</i> : Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3 (<i>M.Jäger</i>)	165/729
<i>Fougeyrollas, Pierre</i> : Marx (<i>B.Schneuwly</i>)	Beiheft
<i>Frank, Manfred</i> : Die Unhintergebarkeit von Individualität (<i>K.Wingefeld</i>)	162/275
<i>Geras, Norman</i> : Literature of Revolution (<i>D.Herms</i>)	Beiheft
<i>Geras, Norman</i> : Marx and Human Nature (<i>I.Balogh</i>)	Beiheft
<i>Gerber, Uwe</i> : Die feministischer Eroberung der Theologie (<i>T.Orozco</i>)	166/875
<i>Gorman, Robert A.</i> : Biographical Dictionary of Marxism (<i>P.M.W.</i>)	Beiheft
<i>Gorman, Robert A.</i> : Biographical Dictionary of Neo-Marxism (<i>P.M.W.</i>)	Beiheft
<i>Hallas, Duncan</i> : Trotsky's Marxism (<i>W.Mackenbach</i>)	Beiheft
<i>Haug, Wolfgang Fritz</i> : Pluraler Marxismus (<i>S.-E.Liedman</i>)	Beiheft
<i>Hecht, Werner</i> (Hrsg.): Brechts Theorie des Theaters (<i>P.Baab</i>)	163/444
<i>Heise, Hildegard</i> : Flucht vor der Widersprüchlichkeit (<i>F.O.Wolf</i>)	Beiheft
<i>Honneth, Axel, und Hans Joas</i> (Hrsg.): Kommunikatives Handeln (<i>W.Kunstmann</i>)	162/274
<i>Jay, Martin</i> : Marxism and Totality (<i>A.Demirović</i>)	Beiheft
<i>Joye, Pierre</i> : Quelques textes de Pierre Joye (<i>W.F.Haug</i>)	Beiheft
<i>Kallscheuer, Otto</i> : Marxismus und Erkenntnistheorie in Westeuropa (<i>V.Gransow</i>)	Beiheft
<i>Liedman, Sven-Eric</i> : Das Spiel der Gegensätze (<i>L.Mehtonen</i>)	Beiheft
<i>Lipowatz, Thanos</i> : Die Verleugnung des Politischen. Die Ethik des Symbolischen bei Jacques Lacan (<i>C.Albert</i>)	165/732
<i>Lukes, Steven</i> : Marxism and Morality (<i>P.Jehle</i>)	Beiheft
<i>Lunn, Eugene</i> : Marxism and Modernism (<i>V.Gransow</i>)	Beiheft
<i>Mariátegui, José Carlos</i> : Revolution und peruanische Wirklichkeit (<i>W.F.Haug</i>)	Beiheft
<i>Markl, Hubert</i> : Evolution, Genetik und menschliches Verhalten (<i>M.Weingarten</i>)	161/104
<i>Marx, Karl, und Friedrich Engels</i> : Über »Das Kapital«. Ein Briefwechsel (<i>F.Heidenreich</i>) ..	Beiheft
<i>Merker, Nikolao</i> : An den Ursprüngen der deutschen Ideologie (<i>M.Blankenburg</i>)	Beiheft
<i>Molyneux, John</i> : What is the real marxist tradition? (<i>I.Balogh</i>)	Beiheft
<i>Motrošilova, Nelli Vasil'evna</i> (Hrsg.): Studien zur Geschichte der westlichen Philosophie (<i>H.E.Schiller</i>)	163/430
<i>Müller, Horst</i> : Praxis und Hoffnung (<i>Th.Dieckhoff</i>)	Beiheft
<i>Parámo, Ortega Raúl</i> : Das Unbehagen an der Kultur (<i>T.Orozco</i>)	Beiheft
<i>Pike, David</i> : Lukács und Brecht (<i>P.Baab</i>)	Beiheft
<i>Rehfs, Wulff D.</i> : Der Philosophieunterricht (<i>E.Volker</i>)	163/428
<i>Roderick, Rick</i> : Habermas and the Foundation of Critical Theory (<i>M.Haupt</i>)	Beiheft
<i>Roemer, John</i> (Hrsg.): Analytical Marxism (<i>U.Becker</i>)	Beiheft
<i>Rombach, Heinrich</i> : Strukturanthropologie (<i>S.Lanwerd</i>)	164/580
<i>Rottländer, Peter</i> (Hrsg.): Theorie der Befreiung und Marxismus (<i>J.Rehmann</i>)	Beiheft
<i>Russell, Peter</i> : Die erwachende Erde. Unser nächster Evolutionssprung (<i>C.Decker</i>)	161/105
<i>Schaefer, Alfred</i> : Lenins Philosophieren (<i>M.Haupt</i>)	Beiheft
<i>Schanze, Helmut</i> (Hrsg.): Friedrich Schlegel und die Kunsttheorie seiner Zeit (<i>R.Konersmann</i>)	162/280
<i>Scheible, Hartmut</i> : Wahrheit und Subjekt. Ästhetik im bürgerlichen Zeitalter (<i>R.Graf</i>)	162/276
<i>Schönherr, Hans-Martin</i> : Philosophie und Ökologie (<i>S.Beermann</i>)	163/432
<i>Schulz, Walter</i> : Metaphysik des Schwebens. Untersuchungen zur Geschichte der Ästhetik (<i>W.Jung</i>)	162/278
<i>Starke, Fritz</i> : Einführung in den Marxismus (<i>M.Grohmann</i>)	Beiheft
<i>Suchting, Wal A.</i> : Marx (<i>J.Thompson</i>)	Beiheft
<i>Suchting, Wal A.</i> : Marx and Philosophy (<i>J.Koivisto</i>)	Beiheft
<i>Sziklai, László</i> : Georg Lukács und seine Zeit: 1930-1945 (<i>P.Baab</i>)	Beiheft
<i>Tiedemann-Bartels, Hella</i> : Verwaltete Tradition. Die Kritik Charles Péguy's (<i>P.Jehle</i>)	164/577
<i>Tübinger Theologische Fachschaftsinitiativen</i> (Hrsg.): Bibel und Befreiung (<i>B.Wälpen</i>)	Beiheft
<i>Totok, Wilhelm</i> : Bibliographischer Wegweiser der philosophischen Literatur (<i>J.M.Ripalda</i>) ..	163/429
<i>Totok, Wilhelm</i> : Handbuch der Geschichte der Philosophie. Bd.5 (<i>J.M.Ripalda</i>)	163/429
<i>Venez, Hermann-Josef, und Herbert Vorgrimler</i> (Hrsg.): Das Lehramt der Kirche und der Schrei der Armen (<i>B.Wälpen</i>)	Beiheft
<i>Vollmer, Gerhard</i> : Was können wir wissen? Bd.1: Die Natur der Erkenntnis. Bd.2: Die Erkenntnis der Natur (<i>W.Kunstmann</i>)	161/106

<i>Wartofsky, Marx William: Feuerbach (S.-E.Liedman)</i>	Beiheft
<i>Wielenga, Bas: An Introduction into Marxism (D.Barben)</i>	Beiheft
<i>Wjss, Beat: Trauer der Vollendung. Von der Ästhetik des Deutschen Idealismus zur Kulturkritik an der Moderne (W.Jung)</i>	162/279

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Bollenbeck, Georg: Till Eulenspiegel — der dauerhafte Schwankheld (D.Wardenbach)</i>	162/290
<i>Brekke, Wolfgang: Schriftsteller im antifaschistischen Widerstand 1933-1945 in Deutschland (C.Albert)</i>	165/744
<i>Briegleb, Klaus: Opfer Heine? (C.Albert)</i>	163/442
<i>Bürger, Christa, und Peter Bürger (Hrsg.): Postmoderne (K.-H.Götze)</i>	165/745
<i>Bullivant, Keith: Realism Today. Aspects of the Contemporary West German Novel (H.Peitsch)</i>	166/880
<i>Bullivant, Keith (Hrsg.): The Modern German Novel (H.Peitsch)</i>	166/882
<i>Galitz, Robert: Literarische Basisöffentlichkeit als politische Kraft. Leseesellschaften des 17. bis 19. Jahrhunderts (C.Zelle)</i>	166/883
<i>Giese, Heinz W., u.a. (Hrsg.): Sprachersatz. Linguistische Konstrukte und ihre Rationalität (U.Schmitz)</i>	161/114
<i>Götze, Karl-Heinz: Wolfgang Koeppen: »Das Treibhaus« (H.Höller)</i>	166/886
<i>Greule, Albrecht, und Elisabeth Ahlvers-Liebel: Germanistische Sprachpflege (G.Simon) ..</i>	165/737
<i>Klotz, Volker: Das europäische Kunstmärchen (R.Steinlein)</i>	162/285
<i>Knobloch, Clemens: Sprachpsychologie (W.Kühnert)</i>	163/436
<i>Knopf, Jan (Hrsg.): Brecht-Journal 2 (P.Baab)</i>	163/443
<i>Kolkenbrock-Netz, Jutta, u.a. (Hrsg.): Wege der Literaturwissenschaft (W.Kindermann) ...</i>	163/438
<i>Kroll, Fredric (Hrsg.): Klaus-Mann-Schriftenreihe. Bd.5: 1937-1942 (L.Winckler)</i>	165/739
<i>Maas, Utz: »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Sprache im Nationalsozialismus (M.Jäger)</i>	161/109
<i>Mausser, Wolfram (Hrsg.): Erinnerter Zukunft. Elf Studien zum Werk Christa Wolfs (G.Friedrich)</i>	163/445
<i>Römer, Ruth: Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland (G.Simon)</i>	163/437
<i>Rosenstrauch, Hazel: Buchhandelsmanufaktur und Aufklärung. Die Reformen des Buchhändlers und Verlegers Ph.E.Reich (1717-1787) (L.Winckler)</i>	166/884
<i>Schlesier, Renate (Hrsg.): Faszination des Mythos (H.Albrecht)</i>	162/287
<i>Schmitt, Peter F.: Widerstand zwischen den Zeilen? Faschistische Okkupation und Presselenkung in Norwegen (C.Sauer)</i>	161/112
<i>Schnell, Ralph: Die Literatur der Bundesrepublik (K.-H.Götze)</i>	165/741
<i>Schulz, Genia: »Die Ästhetik des Widerstands« (Ch.Bommert)</i>	163/446
<i>Schutte, Jürgen: Einführung in die Literaturinterpretation (J.Kraner)</i>	162/282
<i>Stephan, Inge, und Hans-Gerd Winter: »Ein vorübergehendes Meteor«? J.M.R.Lenz und seine Rezeption in Deutschland (J.Pelzer)</i>	163/440
<i>Sucharowski, Wolfgang (Hrsg.): Gesprächsforschung zum Vergleich (Ch.Sauer)</i>	163/434
<i>Tomaschewskij, Boris: Theorie der Literatur (H.-G.Held)</i>	162/281
<i>Träger, Claus: Geschichte und Romantik (H.-C.Oeser)</i>	162/283
<i>Ueding, Gert, und Bernd Steinbrink: Grundriß der Rhetorik (D.Rösler)</i>	165/735
<i>Woeller, Waltraud: Illustrierte Geschichte der Kriminalliteratur (L.Krützfeld)</i>	162/288

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Bänsch, Dieter (Hrsg.): Die fünfziger Jahre (G.Berg)</i>	166/889
<i>Dümling, Albrecht: Brecht und die Musik (H.Fladt)</i>	166/894
<i>Friedrich, Götz: Musiktheater (H.Parmentier)</i>	166/896
<i>Glaser, Hermann: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945-1948 (H.Peitsch)</i>	162/292
<i>Glaser, Hermann: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1949-1967 (H.Peitsch)</i>	166/891
<i>Guggenberger, Bernd: Sein oder Design. Zur Dialektik der Abklärung (P.Jehle)</i>	166/887
<i>Kuckhoff, Adam: Fröhlich bestehn (H.Parmentier)</i>	166/893
<i>Kübler, Hans-Dieter (Hrsg.): Jenseits von Orwell (K.Hickethier)</i>	161/120

<i>Kühn, Hellmut</i> : Musikgeschichte 1750-1880 (<i>C. Albert</i>)	166/895
<i>Kramer, Dieter</i> : Theorien zur historischen Arbeiterkultur (<i>U. Hirschfeld</i>)	165/747
<i>Mast, Claudia</i> : Medien und Alltag im Wandel (<i>H.G. Würzburg</i>)	161/118
<i>Peusch, Vibeke</i> : Opernregie-Regieoper. Avantgardistisches Musiktheater in der Weimarer Republik (<i>P. Petersen</i>)	162/294
<i>Prott, Jürgen</i> : Die zerstörte Öffentlichkeit. Die Bundesrepublik auf dem Weg zum Kommerz-funk (<i>J. Robes</i>)	161/118
<i>Schreiner-Seip, Claudio</i> : Film- und Informationspolitik als Mittel der nationalen Verteidigung in den USA. 1939-1941 (<i>M. Loiperdinger</i>)	165/749
<i>Senatskommission für Medienwirkungsforschung/DFG</i> : Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik (<i>H.-D. Kübler</i>)	161/115
<i>Thomsen, Christian W., und Irmela Schneider (Hrsg.)</i> : Grundzüge der Geschichte des euro-päischen Hörspiels (<i>K. Hickethier</i>)	161/121
<i>Wärneke, Martin</i> : Hofkünstler (<i>H. Albrecht</i>)	162/296
<i>Zielinski, Siegfried</i> : Zur Geschichte des Videorecorders (<i>J. Robes</i>)	165/750

Soziologie

<i>Barcikowski, Rainer, u.a.</i> : Jeder kocht seinen eigenen Stahl. Zehn Jahre Stahlpolitik in der Krise (<i>A. Edel</i>)	161/124
<i>Bargatzky, Thomas</i> : Einführung in die Ethnologie (<i>H. Goldinger</i>)	163/448
<i>Becker, Uwe</i> : <i>Kapitalistische Dynamik und politisches Kräftespiel</i> (<i>C. Wiegrefe</i>)	Beiheft
<i>Beer, Ursula (Hrsg.)</i> : Klasse Geschlecht (<i>K. Hauser</i>)	Beiheft
<i>Behrmann, Meike, und Carmine Abate</i> : Die Germanesi (<i>H.-D. Grünefeld</i>)	161/127
<i>Bergdoll, Karin, u.a.</i> : Mischarbeit und elektronische Textverarbeitung. Erprobung in einer Kommunalverwaltung (<i>W. van Treeck</i>)	166/900
<i>Bögenhold, Dieter</i> : Die Selbständigen (<i>M. Meyer-Renschhausen</i>)	161/123
<i>Clerc, Denis, Alain Lipietz und Joel Satre Buisson</i> : La crise (<i>R. Neef</i>)	164/582
<i>Collectif »Révoltes logiques«</i> : L'empire du sociologue (<i>A. Demirović</i>)	162/297
<i>Franz, Hans-Werner, u.a.</i> : Neue Alte Ungleichheiten. Berichte zur sozialen Lage der Bundes-republik (<i>W. Böttcher</i>)	161/125
<i>Funke, Axel, u.a.</i> : Karrieren außer der Reihe. Bildungswege und Berufserfolg von Stipen-diaten der gewerkschaftlichen Studienförderung (<i>E. Göbel</i>)	166/902
<i>Gellner, Ernest</i> : Leben im Islam — Religion als Gesellschaftsordnung (<i>L. Hanisch</i>)	163/450
<i>Gennep, Arnold van</i> : Übergangsriten (<i>I. Freitag</i>)	163/447
<i>Grubauer, Franz, u.a.</i> : Arbeiterjugendliche heute (<i>A. Scherr</i>)	166/903
<i>Heintel, Peter, und Thomas Macho</i> : Zeit und Arbeit (<i>H. Mittermüller</i>)	Beiheft
<i>Jessop, Bob</i> : Nicos Poulantzas (<i>U. Becker</i>)	Beiheft
<i>Leibfried, Stephan, und Florian Tennstedt (Hrsg.)</i> : Politik der Armut und die Spaltung des So-zialstaats (<i>D. Haselbach</i>)	164/586
<i>Löwy, Michael</i> : Paysages de la vérité. Introduction à une sociologie critique de la connais-sance (<i>R. Feld</i>)	162/289
<i>Maase, Kaspar</i> : Wandel der Arbeiterkultur und Zukunft der Lebensweise (<i>V. Gransow</i>)	166/905
<i>Matthias, Erich, und Klaus Schönhoven (Hrsg.)</i> : Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte (<i>W. Müller-Jentsch</i>)	161/128
<i>Negt, Oskar</i> : Lebendige Arbeit. enteignete Zeit (<i>F. Haug</i>)	164/483
<i>Pliven, Frances Fox, und Richard A. Cloward</i> : Aufstand der Armen (<i>F. Karl</i>)	164/584
<i>Renner, Erich</i> : Sozialisation in zwei Kulturen (<i>G. Auernheimer</i>)	163/451
<i>Roth, Jürgen</i> : Zeitbombe Armut (<i>D. Haselbach</i>)	164/586
<i>Ruppert, Wolfgang</i> : Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustriali-sierung bis zum »Wirtschaftswunder« (<i>N. Dimmel</i>)	166/904
<i>Schäuble, Gerhard</i> : Theorien, Definitionen und Beurteilungen der Armut (<i>D. Haselbach</i>)	164/586
<i>Sozialistisches Osteuropakomitee (Hrsg.)</i> : Frauen — Alltag und Emanzipation (<i>J. Meyer-Sie-bert</i>)	Beiheft
<i>Tjaden-Steinhauer, Margarete</i> : Die verwaltete Armut. Pauperismus in der Bundesrepublik (<i>F. Karl</i>)	164/584

<i>Touraine, Alain, Michel Wieviorka und François Dubet: Le mouvement ouvrier (N.Beckenbach)</i>	166/897
<i>Waardenburg, Jacques: Religionen und Religion (M.Baumann)</i>	162/300
<i>Wesel, Uwe: Frühformen des Rechts in vorstaatlichen Gesellschaften (N.Dimmel)</i>	162/300
<i>Zilbersheid, Uri: Die Marxsche Idee der Aufhebung der Arbeit (F.Haug)</i>	Beiheft
<i>Zinser, Hartmut (Hrsg.): Der Untergang von Religionen (Y.Karow)</i>	163/449

Erziehungswissenschaft

<i>Ahlheim, Klaus: Neue Technik und Kulturarbeit (W.Kunstmann)</i>	164/592
<i>Apel, Hans-Jürgen, und Michael Klöcker: Schulwirklichkeit in Rheinpreußen (I.Lohmann)</i>	163/458
<i>Borrelli, Michele (Hrsg.): Interkulturelle Pädagogik (G.Auernheimer)</i>	165/756
<i>Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.): Technikunterricht in Frankreich und Großbritannien (I.Schütte)</i>	162/306
<i>De Haan, Gerhard: Natur und Bildung. Perspektiven einer Pädagogik der Zukunft (G.Miller-Kipp)</i>	164/591
<i>Dulisch, Frank: Lernen als Form menschlichen Handelns (B.Schnewly)</i>	162/307
<i>Faulstich, Peter (Hrsg.): Informationstechnologie — eine Bildungsfrage für alle (H.Krause)</i>	162/303
<i>Fromm, Claudia, u.a.: Alltagsbewältigung. Rückzug — Widerstand? (J.Meyer-Siebert)</i>	161/129
<i>Göpfer, Hans: Ausländerfeindlichkeit durch Unterricht (H.Baumann)</i>	165/754
<i>Hansen, Georg: Diskriminiert. Über den Umgang der Schule mit Minderheiten (N.Franck)</i>	165/753
<i>Heikämper, Peter, und Rolf Huschke-Rhein (Hrsg.): Allgemeinbildung im Atomzeitalter (B.Schwiedrzik)</i>	164/595
<i>Herrmann, Ulrich (Hrsg.): Die Formung des Volksgenossen (H.Zimmer)</i>	163/453
<i>Hohmann, Joachim S.: Vom Elend politischer Bildung (F.Schulz)</i>	163/452
<i>Hurrelmann, Klaus, u.a.: Koedukation — Jungenschule auch für Mädchen? (B.Niehaus)</i> ..	161/132
<i>Jäger, Margret, u.a.: »Da wird der Geist Euch wohl dressiert ...« kontrolliert und abserviert. Computer in Schule und Betrieb (W.Kühnert)</i>	162/301
<i>Kalpaka, Annita: Handlungsfähigkeit statt »Integration« (G.Auernheimer)</i>	165/752
<i>Karg, Hans Hartmut: Arbeitslehre heute. Grundlagen — Methode — Praxis (U.Wäcker)</i> ...	166/912
<i>Mollenhauer, Klaus: Umwege. Über Bildung, Kunst und Interaktion (G.Miller-Kipp)</i>	164/591
<i>Mueller, H. Dieter: Berufswahlfreiheit und Kultur. Grundlegung einer kulturtheoretisch orientierten Berufswahlforschung (U.Wascher)</i>	166/911
<i>Müller, Burkhard, Christian Niemeyer und Hilmar Peter (Hrsg.): Sozialpädagogische Kasuistik (H.-J.Lichtenberger)</i>	165/757
<i>Neuwirth, Erich, Helmut Schauer und Michael J. Tauber (Hrsg.): Kinder, Computer und Bildung (W.Kunstmann)</i>	162/304
<i>Otto, Hans-Uwe, und Heinz Sünker (Hrsg.): Soziale Arbeit und Faschismus (S.Schnurr)</i> ...	163/455
<i>Paul, Gernot: Lehrerbildung und Politik (F.Neumann)</i>	163/457
<i>Preissing, Christa, u.a.: Mädchen in Erziehungseinrichtungen (M.Löw)</i>	161/130
<i>Prengel, Annedore: Schulversagerinnen (J.Ecarius)</i>	161/133
<i>Rauschenberger, Hans (Hrsg.): Unterricht als Zivilisationsform. Zugänge zu unerledigten Themen der Didaktik (G.Auernheimer)</i>	166/908
<i>Röhr, Hermann (Hrsg.): Die Schulen der Reformpädagogik heute (H.J.Lambrich)</i>	164/594
<i>Rolff, Hans-Günter, und Peter Zimmermann (Hrsg.): Neue Medien und Lernen (W.Kunstmann)</i>	162/305
<i>Rumpf, Horst: Mit fremdem Blick. Stücke gegen die Verbiederung der Welt (N.Franck)</i> ...	166/907
<i>Siebenschön, Leona: »Wenn du die Freiheit hast ...« Die antiautoritäre Generation wird erwachsen (B.Ketelhut)</i>	161/136
<i>Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Allgemeine Bildung (G.Miller-Kipp)</i>	164/591
<i>Theling, Gabriele: »Vielleicht wär ich als Verkäuferin glücklicher geworden.« Arbeitertöchter und Hochschule (E.Gottwalz)</i>	161/135
<i>Thomas, Helga, und Gert Elstermann (Hrsg.): Bildung und Beruf (B.Schwiedrzik)</i>	164/595
<i>Türcke, Christoph: Vermittlung als Gott. Metaphysische Grillen und theologische Mücken didaktisierter Wissenschaft (G.Koneffke)</i>	166/910
<i>Tumat, Alfred J. (Hrsg.): Migration und Integration (G.Auernheimer)</i>	165/755

van Dick, Lutz, Henning Keese-Philips und Ulf Preuss-Lausitz (Hrsg.): Ideen für grüne Bildungspolitik (N.Franck)	164/596
Zimmer, Gerhard: Selbstorganisation des Lernens. Kritik der modernen Arbeitserziehung (G.Auernheimer)	166/906

Psychologie

IMSF (Hrsg.): Marxistische Persönlichkeitstheorie (M.Liebrand)	Beiheft
Kuckhermann, Ralf, und Annegret Wigger-Kösters: »Die Waren laufen nicht allein zum Markt ...« Die Entfaltung von Tätigkeit und Subjektivität (G.Kandzora)	161/138
Kuckhermann, Ralf, und Annegret Wigger-Kösters: »Gerade wenn es mir schlecht geht, brauche ich einen Arbeitsplatz ...« (N.Kruse u. D.Treber)	161/140
Moeller, Michael Lukas: Die Liebe ist das Kind der Freiheit (A.Ebrecht)	161/144
Richter, Horst Eberhard: Die Chance des Gewissens (A.Ebrecht)	161/143
Schubert, Volker: Identität, individuelle Reproduktion und Bildung (K.Hauser)	161/142

Geschichte

Albers, Detlev, und Franco Andreucci (Hrsg.): Der Weg der Arbeiterbewegung nach 1917 (C.Albert)	Beiheft
Becher, Ursula A.J., und Klaus Bergmann (Hrsg.): Geschichte — Nutzen oder Nachteil für das Leben? (H.Wunderer)	164/604
Braudel, Fernand: Die Dynamik des Kapitalismus (H.H.Nolte)	Beiheft
Braudel, Fernand: Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts (W.Kindermann)	162/308
Christ, Karl (Hrsg.): Sparta (F.Konersmann)	166/914
Conert, Hansgeorg: Reformismus und Radikalismus in der bremischen SPD (Th.Bergmann)	Beiheft
Diestelmeier, Friedrich: Soziale Angst. Konservative Reaktionen auf liberale Reformpolitik in Rußland unter Alexander II. (1855-1866) (H.Haumann)	161/146
Duby, Georges: Europa im Mittelalter (H.Zückert)	165/759
Dülmen, Richard van: Die Gesellschaft der Aufklärer (H.W.Blanke)	164/605
Dülmen, Richard van: Theater des Schreckens. Gerichtspraxis und Strafrituale in der frühen Neuzeit (P.Jehle)	162/311
Freier, Anna-Elisabeth, und Annette Kuhn (Hrsg.): Frauen in der Geschichte V. Frauen in der deutschen Nachkriegsgeschichte (D.Burgdorf)	163/460
Fry, Varian: Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41 (C.Albert)	165/763
Heider, Ulrike: Der arme Teufel. Robert Reitzel — Vom Vormärz zum Haymarket (F.O.Wolf)	165/762
Ingrisch, Doris: Das Rollenbild der Frau bei den Frühsozialisten (S.Andresen)	Beiheft
James, C.L.R.: At the Rendezvous of Victory (F.Schulze)	Beiheft
James, C.L.R.: Die Schwarzen Jakobiner (F.Schulze)	Beiheft
B. Joeres, Ruth-Ellen, und Annette Kuhn (Hrsg.): Frauen in der Geschichte VI. Interdisziplinäre Studien zur Frauengeschichte in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert (D.Burgdorf)	163/460
Koch-Baumgarten, Sigrid: Aufstand der Avantgarde (R.Riea)	Beiheft
Koenen, Gerd: Der unerklärte Frieden. Deutschland, Polen und Rußland (H.Ammon)	162/312
LeGoff, Jacques: Die Intellektuellen im Mittelalter (R.Schlechtweg-Jahn)	165/760
Luthardt, Wolfgang: Sozialdemokratische Verfassungstheorie in der Weimarer Republik (V.Gransow)	166/916
Möller, Horst: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert (H.W.Blanke)	164/606
Rosen, Zwi: Moses Hess und Karl Marx (M.Blankenburg)	Beiheft
Schirmer, Dietrich (Hrsg.): Kirchenkritische Bewegungen (J.Rehmann)	164/608
Schmid, Georg (Hrsg.): Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiologischen Geschichtswissenschaft (R.Schlechtweg-Jahn)	164/601
Schmid, Robert: Das rot-schwarze Spanien. Zur Rolle des Anarchismus im spanischen Bürgerkrieg (C.Albert)	161/148
Schulz, Uwe (Hrsg.): Mit dem Zehnten fing es an. Eine Kulturgeschichte der Steuer (H.Albrecht)	166/916

<i>Schwarz, Hans-Peter</i> : Die Ära Adenauer. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. III (G.Fülberth)	161/149
<i>Sigel, Robert</i> : Die Geschichte der II. Internationale (R.Rieß)	Beiheft
<i>Söhnlein, Karl</i> : Zur Geschichte der Arbeiterbewegung Sri Lankas (H.Mittermüller)	Beiheft
<i>Süß, Walter</i> : Die Arbeiterklasse als Maschine. Ein industrie-soziologischer Beitrag zur Sozialgeschichte des aufkommenden Stalinismus (H.Haumann)	161/147
<i>Vinke, Hermann</i> : Gustav Heinemann (O.Burger)	166/919
<i>Walter, Franz</i> : Nationale Romantik und revolutionärer Mythos. Politik und Lebensweise im frühen Weimarer Jungsozialismus (S.Bajohr)	166/917
<i>Willms, Günther</i> : Geträumte Republik. Jugend zwischen Kaiserreich und Machtergreifung (M.Uecker)	166/919
<i>Winzeler, Peter</i> : Der Bauernkrieg und Thomas Müntzer (J.Rehmann)	164/608
<i>Würms, Renate</i> : Der internationale Frauentag (S.v.Wasielewski)	Beiheft

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Aguilar, R. Garciela, und Peter Vogel (Hrsg.)</i> : Frauen in Lateinamerika (U.Ebbing)	Beiheft
<i>Anders, Günther</i> : Gewalt — ja oder nein (F.O.Wolf)	163/397
<i>Bahn Müller, Reinhard</i> : Der Streik. Tarifkonflikt um Arbeitszeitverkürzung in der Metallindustrie 1984 (F.Kellerhoff)	165/766
<i>Benard, Cheryl, und Edit Schläffer</i> : Viel erlebt und nichts begriffen. Die Männer und die Frauenbewegung (S.Andresen)	164/619
<i>Braeucker, Sieglinde</i> : Auf der Suche nach einer neuen Moral (E.Niehoff)	Beiheft
<i>Briefs, Ulrich (Hrsg.)</i> : Anders produzieren, anders arbeiten, anders leben (U.Fedderies) ...	163/468
»Sind wir uns denn so fremd?« Dokumentation des 1. gemeinsamen Kongresses ausländischer und deutscher Frauen (N.Rähzel)	163/470
<i>Drescher, Anne, Josef Esser und Wolfgang Fach</i> : Die politische Ökonomie der Liebe (K.Hauser)	162/320
<i>Gallissot, René</i> : Misère de l'antiracisme (C.Haus)	Beiheft
<i>Glötz, Peter, Günter Kunert und Sozialistische Studiengruppen</i> : Mythos und Politik. Über die magischen Gesten der Rechten (M.Stobbe)	163/465
<i>Grafe, Peter J.</i> : Schwarze Visionen. Die Modernisierung der CDU (G.Fülberth)	165/764
<i>Greiffenhagen, Martin</i> : Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland (W.Elfjferding) ..	163/467
<i>Guevara, Ernesto Che</i> : Schriften Bd.1 (W.Mackenbach)	Beiheft
<i>Haibach, Marita, u.a. (Hrsg.)</i> : Frauen sind nicht zweite Klasse. Frauenpolitik für Gleichstellung (A.Brandau)	162/318
<i>Heinze, Rolf G. (Hrsg.)</i> : Neue Subsidiarität (N.Dimmel)	163/464
<i>Hervé, Florence, Ulli Steinmann und Renate Würms (Hrsg.)</i> : Kleines Weiberlexikon (E.Gottwald)	Beiheft
<i>Hildebrand, Klaus</i> : Von Erhard zur Großen Koalition 1963-1969. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. IV (G.Fülberth)	165/767
<i>Hunt, Richard N.</i> : The Political Ideas of Marx and Engels. Vol. 2 (E.Hennig)	Beiheft
<i>Kaipaka, Amiata, und Nora Rähzel (Hrsg.)</i> : Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein (F.O.Wolf)	164/617
<i>Koch, Friedrich</i> : Sexuelle Denunziation. Die Sexualität in der politischen Auseinandersetzung (H.-J. Gamm)	164/616
<i>Kofler, Leo</i> : Aufbruch in der Sowjetunion? (Th.Bergmann)	164/613
<i>Kristeva, Julia</i> : Die Chinesin (M.Leuner)	Beiheft
<i>Laclau, Ernesto, und Chantal Mouffe</i> : Hegemony and Socialist Strategy (W.Elfjferding)	Beiheft
<i>Lehmann, Hans Georg</i> : Öffnung nach Osten (G.Fülberth)	164/615
<i>Luger, Lisa, und Bärbel Sulzbacher (Hrsg.)</i> : Somos — Nicaraguas Frauen zwischen Alltag und Befreiung (A.Linck)	Beiheft
<i>Mariátegui, José Carlos</i> : Sieben Versuche, die peruanische Wirklichkeit zu verstehen (L.Marmora)	Beiheft
<i>Marmora, Leopoldo</i> : Nation und Internationalismus (W.Elfjferding)	Beiheft

<i>Martiny, Anke</i> : Wer nicht kämpft, hat schon verloren. Frauen und der Mut zur Macht (K.Hauser)	162/316
<i>Medwedjew, Zhores</i> : Der Generalsekretär. Michail Gorbatschow (G.Meyer)	164/614
<i>Oguntoye, Katharina, May Opitz und Dagmar Schultz (Hrsg.)</i> : Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte (N.Räthzel)	163/470
<i>Panitch, Leo</i> : Working Class Politics in Crisis (F.O.Wolf)	Beiheft
<i>Przeworski, Adam</i> : Capitalism and Social Democracy (M.Krätke)	Beiheft
<i>Raether, Gabriele</i> : Alexandra Kollontai zur Einführung (S.Andresen)	Beiheft
<i>Richardsen, Elke A., und Regina Michalik (Hrsg.)</i> : Die quotierte Hälfte. Frauenpolitik in den grün-alternativen Parteien (S.v.Wasielewski)	162/315
<i>Sozialismus-Lexikon (P.M.W.)</i>	Beiheft
<i>Tatz, Jürgen (Hrsg.)</i> : Ist der Frieden noch zu retten? (H.-H.Nolte)	164/615
<i>Thielen, Helmut</i> : Agrarreformen in Lateinamerika zwischen Ökonomie und Ökologie. Modellfall Nicaragua (K.H.Tjaden)	164/620
<i>Wessolleck, Winfried</i> : Die Ökologiebewegung (H.G.Mittermüller)	165/765
<i>Wood, Ellen Meiksins</i> : The Retreat from Class (W.Elfferding)	Beiheft

Ökonomie

<i>Drohsel, Petra</i> : Die Lohndiskriminierung der Frauen (S.Pohl)	165/774
<i>Glatzer, Wolfgang, und Regina Berger-Schmitt (Hrsg.)</i> : Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe (U.Beer)	165/772
<i>Hirsch, Joachim, und Roland Roth</i> : Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus (M.Krätke)	166/920
<i>Kleinknecht, Albrecht</i> : Innovation Patterns in Crisis and Prosperity (U.Wintringer)	166/923
<i>Kramer, Helgard, Christel Eckart, Ilka Riemann und Karin Wälsler</i> : Grenzen der Frauenlohnarbeit (C.Weber)	165/768
<i>ProKla 65</i> : Sozialstaat von morgen? (D.Messner)	166/924
<i>ProKla 66</i> : Japan — Grenzen eines Wunders (D.Messner)	166/926
<i>ProKla 67</i> : Ökologie und Ökonomie (D.Messner)	166/927
<i>Sichtermann, Barbara</i> : FrauenArbeit (B.Ketelhut)	165/771



Rüstungskonversion, Alternativproduktion und Gewerkschaften

Hrsg. von György Szöll

Die Versuche alternativer Produktion, insbesondere in Rüstungsbetrieben, haben nicht nur Auswirkungen auf die industriellen Beziehungen, sondern auch auf das Selbstverständnis von Gewerkschaften, den Zusammenhang sozialer Bewegungen und traditioneller Arbeiterbewegung und die Zukunft der Arbeit schlechthin. Der Band ist von aktiven Gewerkschaftskollegen aus den Ländern Westeuropas und den USA verfaßt, die theoretisch wie praktisch im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen stehen.

Alternative Wirtschaftspolitik 6, AS 118
18,50 DM/f.Stud.15,50 DM (Abo: 16,50/13,50)

Frauen

Frauen – Soziologie der Geschlechterverhältnisse

Eine Zwischenbilanz
Herausgegeben von Ilona Ostner
unter Mitarbeit von
Christa Kessler
1987. Ca. 320 Seiten,
ca. DM 88,- (für Bezieher
der „Soziologischen Revue“
ca. DM 78,-)
ISBN 3-486-64481-5
Soziologische Revue,
Sonderheft 2



Mit dem Sonderheft „Frauen“ erhält die gerade etablierte sozialwissenschaftliche Frauenforschung der Bundesrepublik erstmals ein breites Forum fachlicher Kritik. Über 200 Veröffentlichungen werden von mehr als 100 Rezensent/inn/en besprochen: Löst Frauenforschung ihren Anspruch ein, die Welt aus einer neuen, „frauenspezifischen“ Perspektive zu untersuchen? Was erkennt sie anders als herkömmliche Disziplinen? Und ist sie wirklich eine Herausforderung für die vorherrschende Produktion wissenschaftlichen Wissens?

Jedes Phänomen, jede Frage kann zur spezifischen der Frauenforschung werden. Sie ist keine Bindestrich-Soziologie und mehr als Forschung „über“ Frauen. In ihrem Mittelpunkt steht das Geschlechterverhältnis in seinen verschiedenen Ausprägungen. Deshalb präsentiert das Sonderheft Arbeiten zum Thema „Frau – Geschlechterverhältnis – Mann“ entlang der Orte, wo Menschen sich als Frauen und Männer begegnen, wo das jeweilige Frausein Licht wirft auf Mannsein und umgekehrt – in Geschichte, Wissenschaft und Politik, z.B., in Liebe, Sexualität und Arbeit.

Oldenbourg

Summaries

Donna Haraway: Gender, Genre: Sexual politics of a Word

»Gender« is at the heart of constructions and classifications of systems of difference. Marx and Engels have provided crucial tools for, as well as barriers against, the later politicization and theorization of gender. Feminists early critized the binary logics of the nature/culture pair, but failed to extend the criticism to the derivative sex/gender distinction, which was useful in combatting the pervasive biological determinisms in urgent »sex differences« political struggles. The author gives an overview of the multiple debates on the feminist theory of »sex/gender-system«, »Gender« was developed as a category to in order to problematize what was previously taken-for-granted. Feminist theories of gender converge on the understanding that any finally coherent subject is a fantasy and that identities are precariously and constantly socially reconstituted. Struggle over the agents and terms of these reconstitutions is at the heart of feminist sex/gender politics.

Verena Stolcke: Old Values, New Technologies, Who is the Father?

Science and technology are not value-free. But the interests and values which trigger off and promote particular scientific-technical development are not, in general, immediately apparent. The author analyses the new reproductive technologies at two levels. She inquires into the notions of personhood, parenthood and reproduction as they developed in Western class society and she argues that underlying the individualized biological understanding of parenthood there is a notion of social condition as ultimately determined by one's genes. This accounts for the obsession with having a »child of one's own« if necessary through IVF. The naturalization of parenthood in an unequal society, moreover, subjects women to the control of their procreative capacity by men. A modern variant is technological motherhood at the service of men's quest for biological fatherhood. This same ideology of genetic fitness also informs aggressive population control practiced in the Third World.

Hilary Allen: At the Mercy of her Hormones: Premenstrual Tension and the Law

Two women who had killed somebody had been found not guilty of murder but guilty of manslaughter due to diminished responsibility, because the court accepted the medical evidence that the defendants were suffering from severe symptoms of premenstrual tensions. These cases are analyzed in order to discuss the problems of theorising the link between biology and social action and of the implications of these legal decisions for feminist politics and theories. Each of the unacceptable »implications« of the judicial decisions concerning premenstrual tension emerge from a single root: the reference to female biology as providing both a basis for explanations of women's behavior and a legitimation of diverse practices which discriminate against women. Instead of avoiding the issue of biology and the »scientific truth« of the medical claims, feminist challenges should be developed in relation to this issue of biology.

Gerhard Bauer: Hitler's Hail in the Speech of his People

This part of a larger investigation of the author concerning the meanings of speech and silence in Hitler's Reich deals with different connotations of the official salutation »Heil Hitler«. Though an ensign of the fascist victory, a graduator of the complete penetration of society, repeated daily for some billions of times, the formula gave room to many ways of hesitation, fatigue, overt and covert avoidance, »abuse«, ironic and sarcastic allusions or mental reservations. There was no room to behave according to any »free will«. But there were dozens of possibilities to accentuate the due salutation in some sort of divergence.

Georg Auernheimer: Wolfgang Klafki's Didactic and Educational Concepts

This article gives a critical valuation of the development of Wolfgang Klafki's theoretical works since the 1950s concerning the field of education and school and the relationship between didactic aims and didactic substances.

Karlheinz Geißler/Helmut Heid: Victims of the Offensive of Qualification

Having started to be a century of the child, this century seems to end with an educational programm for the now adult children: Beyond all very different interests there seem to exist only people who have to be qualified. There is a danger to ignore that this educational offensive produces victims. As to the social sciences, qualification at work is a blind spot and a sphere which is not controlled by any legal or political regulation. Educational programs at work perpetuate the inequality of chances, because working careers and consequently individual possibilities continue to be less decided by any public instances. The principle of competition will thus be reinforced.

Erziehungswissenschaft

<i>Zimmer, Gerhard</i> : Selbstorganisation des Lernens. Kritik der modernen Arbeitserziehung (<i>G. Auernheimer</i>)	906
<i>Rumpf, Horst</i> : Mit fremdem Blick. Stücke gegen die Verbiederung der Welt (<i>N. Franck</i>)	907
<i>Rauschenberger, Hans (Hrsg.)</i> : Unterricht als Zivilisationsform. Zugänge zu unerledigten Themen der Didaktik (<i>G. Auernheimer</i>)	908
<i>Türcke, Christoph</i> : Vermittlung als Gott. Metaphysische Grillen und theologische Mücken didaktisierter Wissenschaft (<i>G. Koneffke</i>)	910
<i>Mueller, H. Dieter</i> : Berufswahlfreiheit und Kultur. Grundlegung einer kulturtheoretisch orientierten Berufswahlforschung (<i>U. Wäscher</i>)	911
<i>Karg, Hans Hartmut</i> : Arbeitslehre heute. Grundlagen — Methode — Praxis (<i>U. Wäscher</i>)	912

Geschichte

<i>Christ, Karl (Hrsg.)</i> : Sparta (<i>F. Konersmann</i>)	914
<i>Schultz, Uwe (Hrsg.)</i> : Mit dem Zehnten fing es an. Eine Kulturgeschichte der Steuer (<i>H. Albrecht</i>)	916
<i>Luthardt, Wolfgang</i> : Sozialdemokratische Verfassungstheorie in der Weimarer Republik (<i>V. Gransow</i>)	916
<i>Walter, Franz</i> : Nationale Romantik und revolutionärer Mythos. Politik und Lebensweise im frühen Weimarer Jungsozialismus (<i>S. Bajohr</i>)	917
<i>Willms, Günther</i> : Geträumte Republik. Jugend zwischen Kaiserreich und Machtergreifung (<i>M. Uecker</i>)	919
<i>Vinke, Hermann</i> : Gustav Heinemann (<i>O. Burger</i>)	919

Ökonomie

<i>Hirsch, Joachim, und Roland Roth</i> : Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus (<i>M. Krätke</i>)	920
<i>Kleinknecht, Albrecht</i> : Innovation Patterns in Crisis and Prosperity (<i>U. Winteringer</i>)	923
<i>ProKla 65</i> : Sozialstaat von morgen? (<i>D. Messner</i>)	924
<i>ProKla 66</i> : Japan — Grenzen eines Wunders (<i>D. Messner</i>)	926
<i>ProKla 67</i> : Ökologie und Ökonomie (<i>D. Messner</i>)	927

Argument-Rückschau

165: Postfordismus — Kapitalismus quo vadis?

M.Godelier: Produktionsweise als theoretische Kategorie / J.Häusler und J.Hirsch: Regulation und Parteien / W.F.Haug: Nach dem Fordismus: Post-Fordismus? / G.T. Kaplan und L.J.Rogers: Faszination des Androgynen / R.v.Bockel: Pazifisten und Hitler / Zhao Baoux: Dezentralisierung der Macht in China / J.M.Ruiz Marcos: Nicaragua — Überlebt die Revolution? / Besprechungen: Foucault, Rhetorik und Sprachpflege, Kriegs- und Nachkriegsliteratur, Film und Video, Interkulturelle Pädagogik, Mittelalter, Modernisierung der CDU, Frauen und Ökonomie

164: Klassenkämpfe um Zeit

F.Haug: Zeit für uns. Zu Negt / O.Negt: Brief an Frigga Haug / J.P.Rinderspacher: Die ruhelose Gesellschaft / H.J.Sperling: Pausen: Zur Innenansicht der Arbeitszeit / F.O.Wolf: Alternative Lehren aus der Tarifrunde '87 / A.Dümling: Zum fünfundzwanzigsten Todestag von Hanns Eisler / D.Turner: Sexualisierte Arbeitsbeziehungen / J.Spurk: Neue Forschungen zur Arbeiterklasse in Frankreich / V.Gransow u. H.Suhr: *Amerika Super-Amerika, Anti-Amerika* / Diskussion: F.Haug: Frauenbefreiung als Männerwerk / Besprechungen: Semiotik; Armut; Allgemeinbildung heute; Geschichtstheorie, Aufklärungshistorie; Sowjetunion, Entspannungspolitik; Sexismus und Rassismus

163: Geschlecht und Rassismus

V.Stolcke: Das Erbe sichern / M.Barrett, M.McIntosh: Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus / Türkinnen in der Initiative / K.Holzkamp: »Wirkung« oder Erfahrung von Arbeitslosigkeit? / H.Thielen: Agrarreform und Ökologie in Nicaragua / F.O.Wolf: Staatliches Gewaltmonopol als Definitionsmonopol von »Gewalt« / Literaturbericht: Alternative Kommunalpolitik / Besprechungen: Philosophiedidaktik, Literatur und Revolution, Ethnologie, Religion, Erziehung und Politik, Frauen in der Geschichte

162: Untergang der Gemeinwirtschaft?

T.Bergmann, M.Krätke, F.O.Wolf, K.Novy, P.Kreisky, K.Bayer, H.Oetjen zur Krise der Gemeinwirtschaftspolitik / H.G.Conert: Revolutionäre Reform? Zu Gorbatschows Projekt / C.H.Hermannsson: Gewerkschafter lesen Peter Weiss / G.Baratta: Gramsci befreien / Rosa Luxemburg zur Volkszählung / Besprechungen: Kommunikatives Handeln, Ästhetik, Literaturtheorie, Kulturgeschichte der BRD, Soziologie in Frankreich, Computer in Schule und Betrieb, Quotierung, Frauen und Macht

161: Auschwitz ins Museum?

W.F.Haug, G.Fülberth, A.Klönne, F.O.Wolf, W.Wende-Hohenberger zur »Historikerdebatte« / Aus dem China-Tagebuch von Oskar Negt / J.C.Mariátegui: Yankee-Imperialismus in Nicaragua / G.Pollock: Feministische Kunstgeschichte und Marxismus / W.Dirks: Europa — Solidarische Großregion oder technokratische Supermacht? / Besprechungen: Evolutionstheorie, Sprache im Faschismus, Medienwirkungen, Brüche in Produktion und Gesellschaft, Mädchen in Erziehungsinstitutionen, Identität, Russische Geschichte

160: Reform der sozialistischen Länder

T.Bergmann, M.A.Lebowitz, A.Natoli, B.Gransow zur Reformfähigkeit des Sozialismus / C.Tillner: Horror-Videos / E.Wulff: Feindbilder / V.Patel: Frauenbefreiung in Indien / S.Amin: Was ist aus dem Projekt der Blockfreiheit geworden? / Girardi, Ruiz: Sandinistischer Marxismus und Befreiungstheologie / M.Jäger: Diskursanalyse zu Johannes Rau / Besprechungen: Postmodernismus, Computerlinguistik, Brecht, Kunstgeschichte, Frauen und Familie, Sowjetunion, Poulantzas

Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/579173
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel. 030/3135056
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/3417432
Berlin 33 das europäische buch, Thielallee 32; Tel. 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/8315089
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/8511509
Berlin 62 Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel. 030/784001
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/72073
Duisburg AGORA-Buchhandlung GmbH, Wallstr. 46; Tel. 0203/25507
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/231923
Frankfurt Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel. 0611/775082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfestr. 77; Tel. 0611/777303
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/453680
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel. 040/453801
Hannover Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel. 0511/17173
Kassel Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel. 0561/15642
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77704
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/420214
Krefeld Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel. 02151/66842
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/2809522
Münster Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel. 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel. 0251/44926
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13949
Schwerte Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel. 02304/80033
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/223287
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/228218
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel. 01/2512674
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kollisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/433221
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/421234

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Karlsruhe LUZIA frauen-buchladen, Viktoriastr. 9; Tel. 0721/2 54 46
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mannheim Frauenbüchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Osnabrück mother jones frauenbücher café, jahnstr. 17; tel. 0541/4 37 00
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
Österreich Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11; Tel. 0222/43 86 78